Gall sp. 160 xi
Rodenberg

<36618530680017

<36618530680017

Bayer. Staatsbibliothek

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Von

Julius Rodenberg.

LEIPZIG: F. A. BROCKHAUS. 1867.

Paris

bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Paris

bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung.

Von

Julius Rodenberg.

Mit Beiträgen von

Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Lehysohn, Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1867.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Es ist auf den nachfolgenden Blättern der Versuch gemacht worden, ein möglichst vollständiges Bild der französischen Metropole zu geben, wie sie sich unter dem zweiten Kaiserreich gestaltet, eine Schilderung des Lebens, eine Charakteristik der Zustände. Niemand wird die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe verkennen. Weniger ist hier als irgendwo damit geschehen, die glänzende Außenseite glänzend zu malen; diese lachende, verführerische Oberfläche, unter der sich die wahren „Geheimnisse von Paris" verbergen. Wir wollen diesen Ausdruck nicht einmal im Sinne der Sensationsromane verstanden wissen und denken dabei vorerst nicht an den Gegensatz von Reichthum und Armuth, der sich in jeder großen Stadt findet, an den Kampf von Cultur und Verbrechen, der überall geführt wird, wo Menschen sich angesiedelt. Vielmehr an die still und bedeutsam wirkenden Mächte des modernen Lebens wollten wir erinnern, deren Action in Paris sich in ihrem Zusammenhang so genau verfolgen läßt, weil hier auf Einen Ort concentrirt erscheint, was sich im Entwickelungsgange anderer Gemeinwesen neuerer Zeit auf weite Räume verstreut findet. Man könnte wol eine sehr treffende Beschreibung Londons geben, ohne nur von England zu sprechen. Das ist nicht möglich in Paris. Seit den Tagen des Cardinals ist die Politik Frankreichs nach außen abwechselnd agressiv, nach innen aber unveränderlich centralisirend gewesen; und wie der große Monarch von sich sagte: „L'état c'est moi", so konnte seine Hauptstadt bald von sich sagen: „Frankreich, das ist Paris." Diese paar hundert Quadratfuß Erde zwischen den Hügeln von Sainte-Geneviève und Montmartre durchwandern, heißt daher durch alle Gebiete wandern, auf denen der Geist der französischen Nation sich bethätigt hat.

Es wird keinem aufmerksamen Leser entgehen, daß sich bei einer solchen Schilderung von Paris nur die Lichtseiten

der Centraliſation zeigen können. Allein wir haben die Schattenſeiten ſchon angedeutet: ganz Frankreich entbehrt, um Paris reich zu machen. Dieſe Frage wird nun auch an uns in Deutſchland herantreten. Indeſſen wird uns die ſtark ausgeprägte Individualität der deutſchen Natur vor jedem Uebermaß bewahren, wenn auch nicht vor jedem Opfer, welches der politiſchen Einheit gebracht werden muß und durch ſie jeder nationalen Beſtrebung zugute kommen wird.

Wie nun Paris dem deutſchen Auge ſich zeigt, im deutſchen Geiſt ſich ſpiegelt: das iſt in dieſem Buche wiedergegeben. Paris iſt — der Leſer wird es uns nach den vorausgegangenen Andeutungen einräumen — unter allen modernen Städten die am meiſten encyklopädiſche; und ſie treu abzubilden, möchte daher wol auch das encyklopädiſche Verfahren ſich am meiſten empfehlen. Dieſes Verfahren iſt es, welches wir in dem vorliegenden Buche zur Anwendung gebracht. Indem wir planmäßig Abſchnitt an Abſchnitt reihten, ſo zwar, daß die Geſammtheit derſelben auch den Gegenſtand wenigſtens annähernd umfaßte, und indem wir ferner, wo es ſich um Fachkenntniſſe handelte, Fachmänner entweder zu unſerm Beiſtand anriefen oder ihnen die Ausführung ganz anvertrauten: ſo haben wir geglaubt, dem deutſchen Publikum nicht nur ein ziemlich vollſtändiges, ſondern auch ein durchaus zuverläſſiges Buch über Paris anbieten zu können.

Manches hat ſich geändert, ſeitdem wir mit der frohen Ausſicht auf ein großes Friedensfeſt der Völker unſer Werk begannen; doch wird es auch in einer ernſtern Lage vielleicht den ernſten Zweck erfüllen: im Brennpunkt der Hauptſtadt den augenblicklichen Stand der franzöſiſchen Bildung und Cultur gezeigt zu haben. So leitet ein verborgener Wille nicht nur das Schickſal der Völker, ſondern auch die Feder der Schriftſteller; man glaubt dem Tage zu dienen und gibt entweder der Vergangenheit ein Denkmal oder der Zukunft ein Signal.

Berlin, 24. April 1867.

Julius Rodenberg.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Die vierundzwanzig Stunden von Paris. Von Julius Rodenberg 1

II. Die bildende Kunst in Paris. Von Alfred Woltmann 55

III. Von dem französischen Geist und der geistigen Arbeit in Paris. Von Charles Marelle 76

IV. Die Börsenmänner und die Blusenmänner. Von Julius Rodenberg 94

V. Das Paris der Armen und Elenden. Von William Reymond und Julius Rodenberg 120

VI. Zur Kritik des öffentlichen Lebens in Paris. Von H. B. Oppenheim 158

VII. Die pariser Journale: wer sie macht und wer sie liest. Von Arthur Levysohn 174

VIII. Das pariser Feuilleton. Von Eugène Laur . . . 203

IX. Die Theater in Paris und Paris im Theater. Von Rudolf Gottschall 218

X. Oper, Concert und — Thérésa. Von Heinrich Ehrlich und Julius Rodenberg 239

XI. Pariser Sommerbälle. Von Arthur Levysohn . . 275

XII. Der Winter in Paris. Von Julius Rodenberg . 288

XIII. Die Damen der Halle und ihre Gevattern. Von William Reymond und Julius Rodenberg . 307

XIV. Das unterirdische Paris und die Todten. Von Julius Rodenberg 333

I.

Die vierundzwanzig Stunden von Paris.

Von

Julius Rodenberg.

Neun Uhr morgens. Um dieſe Stunde fängt Paris an, ſich zu bewegen — das Paris, welches wir meinen, das Herz von Paris, der Kopf von Paris; das, was Paris zu Paris macht: die Boulevards. Ich ſage nicht, Paris erwacht um dieſe Stunde. Denn gibt es eine Zeit, wo Paris ſchläft? „Welchen Lärm würde die Welt machen, wenn Paris einmal ſchwiege!“

... Quel bruit ferait le monde,
Le jour où Paris se tairait!

Paris hat die Augen geſchloſſen, Paris öffnet ſie wieder: das iſt alles. Neun Uhr morgens. Wir treten aus einer von den drei hohen Pforten des Grand-Hôtel. Was iſt das Grand-Hôtel? Ein Palaſt, in welchem (zumal ſeit der letzten Reduction) die Könige von Europa Platz hätten; eine Welt im Kleinen, ein Gaſthof mit 700 Zimmern, 60 Kellnern, 30 Köchen, 25 Wäſcherinnen und einem Heer von Pförtnern, Grooms, Stubenmädchen, Hausknechten. Ein Gaſthof — was

ſag' ich? Eine Stadt, in die Höhe gebaut, anſtatt in die Breite; keine ganz kleine Stadt, denn ſie zählt durchſchnittlich — 1200 Einwohner. Dieſe Stadt hat ein Telegraphenbureau, eine pneumatiſche Eiſenbahn und ein Poſtamt; ſie hat ihr eigenes Café, ihren eigenen Cigarrenladen, ihren eigenen Optikus und Friſeurſalon, ihr eigenes Schneideratelier, in welchem auch, wie der gütige Inhaber uns ſofort nach der Ankunft zu wiſſen gibt, „Staatsuniformen geſtickt werden"; ſie hat ihre eigene Buchhandlung und — großer Gott, was hat ſie nicht? — ſie hat ihre eigene Zeitung: „La Gazette des Etrangers", geſchrieben und gedruckt im Hotel und redigirt von jenem famöſen Henri de Pène, berühmt als Schriftſteller, berühmter als Duellant. Doch fürchtet euch darum nicht vor ſeiner Zeitung: ſie iſt ſehr witzig, ſehr amuſant, und wird euch an jedem Morgen, noch feucht von der Preſſe, gratis durch die Stubenthür geſteckt. Die Stadt, in welcher alle dieſe Wunderdinge geſchehen, hat fünf Stockwerke, jedes Stockwerk hat drei Quartiere (Quartier de Scribe, Quartier du Boulevard, Quartier de l'Opéra) und alles zuſammen 15 Straßen, an deren Ecken Blechſchilde die Namen und Nummern angeben, wie in jeder andern Stadt. Aber welch' ideale Straßen ſind dies! Mit Teppichen belegt, mit Spiegelwänden decorirt, behaglich erwärmt im Winter, angenehm ſchattig im Sommer, voll Unterhaltung am Tage, voll Licht, wie ein Ballſaal, die ganze Nacht. Nun denkt ihr wol: wie groß wird der Lärm ſein, den die 1200 Menſchen in den 15 Straßen machen! Aber das iſt es genau, was ſie nicht thun. Denn nun kommt von allen Wundern das größte: die Ruhe. Kein Hausknecht oder Koffer, groß und ſchwer und bepackt wie die Arche Noah, poltert über die Stiegen; kein Kellner ruft und läuft, kein Menſch geht in dieſem Hotel: geräuſchlos fährt alles durch himmelhohe Verſenkungen auf und nieder, aus den unterirdiſchen Küchen und Kellern bis ans Dach, aus einem Stockwerk ins andere. Der elektriſche Telegraph thut den Reſt — und, ihr wißt es ja: der Reſt iſt Schweigen! Säle, von der Pracht eines Fürſtenſchloſſes, öffnen ſich vor den erſtaunten Blicken, mit perſiſchen Teppichen und Plafondmalereien, mit Sammt und Gold, mit Marmor und Mahagoni, — ein unüberſehbarer Luxus von Zeitungen

bedeckt die Tiſche, — die Sprachen aller Nationen werden geredet, aber leiſe, kaum hörbar, damit einer den andern nicht ſtöre, — das Gemurmel der ganzen Welt iſt um euch, wie das Rauſchen der Meereswoge, wenn ſie an den Strand ſchlägt; — vor euch, in der Cour de l'honneur unter glasgedeckter Halle, vor breiten Sandſteinſtufen, die mit hohen Oleandern beſetzt ſind, rollen ſtattliche Carroſſen ab und an; hinter euch, in einem zweiten Saale, bauen ſich auf endloſen Tafeln, mit dem feinſten Leinen behängt, mit dem koſtbarſten Porzellan bedeckt, ſchwere Silberaufſätze für das Diner auf...

Aber ich habe geſagt: neun Uhr morgens!

Wir ſtehen vor dem Grand-Hôtel, auf dem Boulevard des Capucines. Schöner Boulevard, jetzt ſchlägſt du die Augen auf! Rechts, im blauen Frühnebel, dämmert die Madeleine, dies herrliche Gotteshaus, welches auf ſeinem mächtigen Stufenbau zu thronen ſcheint wie eine Viſion aus ferner Zeit und fernem Lande — fremd und doch jedem vertraut; denn was wäre der Boulevard des Capucines ohne die Madeleine und ohne die Blumen, die friſch an jedem Morgen ihre Grundmauer als ein blühender, farbenreicher Kranz umgeben? Die Blumen und die Blumenverkäuferinnen der Madeleine, nein! ſie dürfen nicht fehlen, wenn der Tag von Paris beginnen ſoll! Duftiger Morgengruß! wie lieblich eröffneſt du den Reigen der Stunden, welche nun über das breite Trottoir, durch die majeſtätiſchen Straßen dahineilen werden — kokett aufgeſchürzt, wie die Schönheiten, die ihnen folgen, leicht und graziös, mit der verführeriſchen Glut und Schelmerei in den Augen, mit der Anmuth in jeder Bewegung und, wenn auch der Tod ſchon im Herzen ſitzt, noch mit dieſem Lächeln um die Lippen!

Dieſes Lächeln — glaubt es mir: das iſt der Reiz, das iſt das Geheimniß, das iſt die Kunſt von Paris! Herzhaft lachen — wie geſund, wie wohlfeil und wie ſelten! Immer lachen verräth den Idioten; aber immer lächeln — das iſt etwas anderes. Das Lächeln iſt die Poeſie des Geſichts, die feinſte Blüte des Geiſtes; und Paris lächelt — lächelt immer!

Der Chevalier Marin, ein braver Cavalier, der unter Ludwig XIII. nach Paris kam, ſchrieb ſeinen Freunden in

Italien: „In Frankreich fängt jede Conversation mit einem Ballet an.“ Mag sein, und ist besser obendrein als wenn wie in gewissen andern Ländern, nicht immer, aber sehr oft die Unterhaltung mit einer Ohrfeige anfängt. O, wie graziös ist der Anfang des Tages, des Tagewerkes, der Arbeit in Paris! Nun öffnen sich die Läden, hier und da und überall, nun öffnen sich die Kaffeehäuser. Das erste, was man in den Schaufenstern sieht, sind hübsche Mädchen, unter deren feinen Händen mit zauberhafter Schnelligkeit das entsteht, was wir die „Etalage“ nennen. Ich habe nicht bemerkt, daß sie darüber nachdenken oder daß sie sich besondere Mühe geben: es wird alles von selbst und es wird so schön! Stundenlang kann ich vor diesen Schaufenstern stehen bleiben, oder, von einem zum andern wandernd, die Mannichfaltigkeit, die Eleganz, das Bild bewundern, welches jedes einzelne darbietet. Spitzen und Mäntel und Hüte und Ringe und Schuhe — wie gleichgültig sind mir diese Sachen sonst; aber in Paris fesseln sie mich unwiderstehlich. Diese kleine Künstlerin, welche Kränze und Bänder so zu ordnen weiß, daß mein Blick nicht gleichgültig bleiben kann, daß er ihrem Werke den Tribut einer Minute zollen muß: ist sie nicht durch und durch Französin? Der Typus ist es, der mein Nachdenken beschäftigt. Die Schaufenster: das ist eine große Lehre, die uns Paris gibt. Diese Kunst des Arrangements, dieses gewinnende Lächeln der Außenseite, das ist der Grundzug, der hier durch alle Regionen, bis in die höchste geht. Das „savoir faire“ liegt nun einmal im Charakter und der Sprache der Franzosen, und meinetwegen mag Paris ein großer Schauplatz des Vergnügens und das pariser Leben nichts als ein Schauspiel genannt werden; aber, ihr gestrengen Herren, kommt nicht die halbe Welt, und ihr selbst darunter, nach Paris, um dieses Schauspiel zu sehen? Und was auch die Kritik sagt: Zuschauer zu haben, das macht den Erfolg des Stückes.

Es schlägt zehn Uhr. Wundert euch nicht, denn in Paris fliegen die Stunden sehr schnell. Die Friseurs haben ihre Boutiquen geöffnet und die Cafés erwarten ihre Gäste: die Garçons in ihren weißen Schürzen haben die Zeitungen auf die Marmortische gehäuft, die langen „Flöten“ auf einen an-

dern, und ſetzen ſich an einen dritten, um die Radieschen zu ſäubern und mit dem lachenden Roth und Grün in Porzellanſchälchen zu ordnen. Die „Flöten", lieber Leſer, ſind die langen, dünnen Brote, welche du zu deinem Vergnügen kennen lernen wirſt, wenn du in einem pariſer Café frühſtückſt. Es iſt merkwürdig, wie lange die Franzoſen nüchtern bleiben. Wie ihre Soldaten mit einer Brotrinde in die Schlacht gehen und ſich zu Tauſenden auf den großen Schlachtfeldern haben todtſchießen laſſen, noch ehe ſie das erſte Frühſtück genommen: ſo hat auch der rechte Pariſer ſchon den dritten Theil ſeines Tages hinter ſich, bevor er ſich zum Dejeuner niederſetzt. Mit einer Taſſe ſchwarzen Kaffees im beſten Falle beginnt er ſeine Arbeit: der Journaliſt ſeinen Artikel, der Gelehrte ſeine Studien, der Bankier ſeine Correſpondenz, der Flaneur ſeine Promenade (dies iſt auch ein pariſer Tagewerk). Erſt gegen 12 Uhr füllen ſich dieſe hohen, prächtigen Räume, dieſe Säle mit Säulen und Spiegeln, mit Marmortiſchen und Plüſchdivans, dieſe traulichen Cabinets, dieſe behaglichen Winkel, dieſe Stätten des Comforts und des Glanzes mit einem Wort, die man die pariſer Cafés nennt. Ihre Zahl iſt Legion, und zumal auf den Boulevards lehnt eins ſich an das andere, wie ein guter Bruder, nicht wie ein Concurrent; eins ladet euch ſo freundlich ein wie das andere, eins iſt ſo gut wie das andere — jedes heißt euch willkommen, und ihr findet in jedem wundervollen Kaffee („Coffee made as in France", ſagt die londoner Kaffeebude von Covent-Garden), Butter wie in der Schweiz und Milch wie im Gelobten Lande. Außerdem findet ihr jeden Stuhl, jeden Divan beſetzt, und dennoch — o Spargnapani, o Stehely, nehmt euch ein Muſter daran! — Zeitungen für alle. Dem Pariſer iſt das Kaffeehaus ſo unentbehrlich wie die Straße — „dieſer Pariſer, der nur zu Haus iſt, wenn er auf der Straße iſt" (Stahl-Hetzel). Doch auch ein praktiſches Wort: Alles findet ihr in dem Café, nur kein Beefſteak, keine Cotelette (im Unterſchied zu den berliner Kaffeehäuſern, in denen man alles findet, nur keinen Kaffee); wer daher ein Frühſtück à l'anglaise liebt, der muß ſich ſchon ein Café-Reſtaurant ſuchen, in dem beides vereinigt iſt, der Kaffee und das Beefſteak, wie im Café Riche.

Freilich, nicht jedem iſt es gegeben, nach Korinth zu gehen, oder wenigſtens alle Tage nach Korinth zu gehen! Mögen die „goldenen Federn" von Paris ſich mit der „goldenen Jugend" dieſer Zeiten in den reichen Häuſern der linken Boulevardsſeite treffen: den Journaliſten, den Feuilletoniſten und Chroniqueur, dieſe glücklichen pariſer Kinder, die meiſten davon Söhne des „lateiniſchen Landes", das ſie niemals verleugnen, ſondern zärtlich im Herzen tragen: ſie findet ihr ſicherlich im Café de Madrid oder, wie ſie's lieber nach dem Herbergsvater nennen, Café Bouvet, rechts, wenn ihr vom Grand-Hôtel kommt, das letzte Café des Boulevard Montmartre. Ein Feuilleton zu ſchreiben — geiſtreich, unterhaltend, pikant zu ſein —, es iſt keine ſo große Kunſt, wenn man den Boulevard, wenn man Paris hat! Das macht ſich zwiſchen der Demi-Taſſe und der Cigarette — das macht ſich von ſelber, wie alles, was ſchön, reizend und elegant in Paris iſt. Die „causerie", die euch in den Abendblättern ſo ſehr amuſirt, — all dieſe „babillages", dieſe „bulletins" voll von Anekdoten, Lebhaftigkeit und guter Laune, ſind es nicht die Geſpräche der Trottoirs, der Foyers, der Salons — die Echos des Café Bouvet? Der Roman, die Komödie gehen auf der Straße; weſſen bedarf es als eines Auges, um ſie zu ſehen, eines Herzens, um mit ihnen zu ſympathiſiren, und einer Hand, um ſie zu ſchreiben? Setzt den Namen „Paris" auf ein leeres Blatt, und jedermann wird hinſehen — mehr noch, jedermann wird ſich etwas ſehr Großes, ſehr Schönes vorſtellen. Ach, gebt uns die Hauptſtadt, ſo werden wir euch ein Feuilleton, einen Roman, eine Komödie geben, und ihr braucht nicht länger die franzöſiſchen zu überſetzen.

Werdet ihr mich der Uebertreibung zeihen, ihr, meine Landsleute, meine Freunde, meine Brüder, mit denen ich täglich um elf Uhr Morgens ein Rendezvous in dem kleinen Leſecabinet der Paſſage de l'Opéra hatte? Wie freundlich ſteht dieſes kleine halbdunkle Zimmer in meiner Erinnerung, mit ſeinen hohen Bücherreihen, ſeinen grünen Tiſchen, ſeinem rothhaarigen Garçon (einem großen Bücherfreund, der immer Romane las, ſtatt ſie den andern zu bringen), ſeinen deutſchen Zeitungen, die das Herz des Deutſchen an jedem Morgen erfreuten (mit Ausnahme der

„Kölnischen", die durchschnittlich alle zehn Tage nur einmal zum Vorschein kam). Aber wenn es Neuigkeiten in Paris gibt: hier sind sie zu haben, von hier aus erhalten wir sie. Leise geflüstert (denn der Rothhaarige paßt scharf auf, daß weder er noch die andern dadurch gestört werden) gehen sie von der Lippe zum Ohr, kaum hörbar von der Feder aufs Papier, von dem Schreibtisch zur benachbarten boîte aux lettres. Die gütige Dame des Bureau hat ein freundliches Lächeln für alle, Papier und Enveloppen für die Correspondenten: die erste Post ist besorgt, Köln und Augsburg haben ihre Nachrichten; und nun — zwölf Uhr! — in die Taverne, zum schweizer oder wiener Wirth — denn diese deutschen Correspondenten, Gott sei Dank, haben einen guten, patriotischen Magen und kennen ihr Paris.

Aber wir sind die Boulevards schon zu tief hinabgegangen, und ich hatte euch von den obern noch so viel zu sagen! Das neue Opernhaus, die Chaussée d'Antin — o, die Bretergerüste, die Steinhaufen, die Kalkgruben und die Karren, dieser Lärm, diese Wüstenei, dieser Sumpf mitten in dem schmucken, saubern, glänzenden Paris haben mich so oft aufgehalten, daß ich an ihnen jetzt nicht ohne ein Wort vorübergehen kann. Die Neubauten von Paris sind seit zehn Jahren, und werden es noch lange sein, ein unerschöpfliches Thema der Klage für die Poeten, des Nachdenkens für die Philosophen und der Bewunderung für alle. Hören wir Victor Hugo, ihn, der von seiner einsamen Inselwohnung durch Piniendunkel und über das Meer hin die Küstenumrisse des Landes sucht, von welchem er sich selbst verbannt hat: „Viele Jahre sind es", sagt er in seinen „Misérables", „daß der Verfasser dieses Buchs fern ist von Paris — diesem Paris, der Heimat seines Geistes. Infolge der Zerstörungen und Neubauten ist das Paris seiner Jugend, dies Paris, welches er heilig in seiner Erinnerung getragen hat, in diesem Augenblick ein Paris von ehedem. Es ist möglich, daß es da, wohin der Verfasser seine Leser führen wird, indem er sagt: in dieser und jener Straße steht dieses und jenes Haus, — daß es da heut weder eine Straße noch ein Haus mehr gibt ..." So sprach der Dichter vor vier, fünf Jahren, — was würde er heute sagen, da das

Werk der Zerstörung weiter geht und noch immer nicht die Miene hat, halt zu machen? In den vier Jahren von 1852 bis 1856 sind dritthalbtausend Häuser in Paris niedergerissen worden, in den folgenden zehn etwa vierzehntausend, sodaß, alles zusammen, in vierzehn Jahren gegen siebzehntausend Häuser zerstört worden sind. Wie viele alte Erinnerungen sind damit von der Oberfläche verschwunden! Das Paris, welches wir lieben, dieses Paris, welches wir so gut aus den Büchern kennen, dies Paris des Navarreſen und seiner Liebschaften, der beiden Cardinäle und des Grand écuyer, der Marion Délorme, Ninon de Lenclos und des Hôtel Rambouillet, dieses galante Paris der Memoiren, der stolzen Namen von Frankreich, der schönen Frauen und Cavaliere, der Classiker und des großen Monarchen — dies furchtbare Paris der Revolution, des Schreckens und der Guillotine —, wohin ist das Paris gegangen? Namen — nichts als Namen sind übriggeblieben; Freund der Vergangenheit, bleibe lieber in deiner Bibliothek! Da, wo du auch sein magst, ist das alte Paris — hier in Paris ist es verschwunden. Vergeblich suchst du es an den Quais, vergeblich auf den Brücken, vergeblich auf den Seine-Inseln. Wo sind die finstern, engen Straßen mit den baufälligen, hohen Häusern — diesem Entzücken deiner Phantasie? Wo die räucherigen Sack- und Winkelgassen, in denen zu schweifen du nicht müde wurdest (wenn auch der eifrigste Alterthumsforscher nicht eine Woche darin hätte leben mögen)...? Fort, fort, alles fort; eine fremde Welt ist an die Stelle der bekannten getreten; Heimweh ergreift dich nach diesem alten, historischen Paris, von welchem nur noch einzelne Fragmente und Bruchstücke in das neue, das moderne hineinragen, wie Merkwürdigkeiten in einem Museum.

Seit vierzehn Jahren wühlt und nagt dieser Vernichtungsproceß in ganz Paris; keine Straße, keine Gegend ist davon verschont geblieben. Als ich vor zehn Jahren zum ersten mal in Paris war, da stürzten überall die Häuser zusammen, die Dampfmaschinen brausten und rollten, der Boden zitterte, die Grundmauern hoben sich aus der Tiefe. Welch ein melancholischer Blick das war, an diesen Wänden hinauf, die noch halb standen, wo die Rauchspur noch den Weg bezeichnete, welchen sie jahrhundertelang genommen, aus einem Kamin, um

welchen das Lachen und Weinen, das Glück und Unglück zahlreicher Geschlechter sich abgelöst! Wie die Papierfetzen, sechs Stockwerke lang, in der Luft flatterten — wie die Geheimnisse der Liebe und des Schmerzes da grausam aufgerissen und dem Blick der Straße preisgegeben worden, wie hier und da die Farbe noch saß, von dem Regen gewaschen, von der Sonne gebleicht —; wie hier und da noch ein Fenster aufstand oder eine Thür zu erblicken war, durch welche eine lange, unübersehbare Reihe von Bewohnern ihre Bräute hereingeführt ihre Todten hinausgetragen!

Ah! douloureuses gémonies!
Ils ont tout mis sous l'oeil du jour,
Depuis la chambre aux agonies,
Jusqu' aux alcoves de l'amour ...

So sang Louis Bouilhet, damals mein Freund und Kamerad bei den bescheidenen Symposien von Desirée — er und Ponson du Terrail, der Chevalier sans peur et blâme —, heute beide berühmte Leute: Ponson der Romancier des Tages, Bouilhet der classische Dramatiker des Odeon und einer von den Candidaten für Barante's Stuhl in der Akademie. Die Schatten steigen herauf, wohin man tritt in diesem großen Paris, und die Dampfmaschine arbeitet immer noch, heute wie vor zehn Jahren!

Aber was ist auch aus Paris geworden seitdem! Wie viele Boulevards, wie viele Straßen, wie viele Squares, wie viele Parks, wie viele Paläste sind seitdem aus der Erde, aus dem Schutt gewachsen! Paris brauchte eintausendachthundert und funfzig Jahre, um die erste Million zu überschreiten: es brauchte nur noch die folgenden sechzehn, um die zweite zu erreichen. Das ist die Kritik der jüngsten Geschichte von Paris. Wenn man die Neubauten in eine gerade Linie stellen könnte, so würden sie die Länge von 15 deutschen Meilen ergeben. Diese Riesenlinie würde sich zusammensetzen aus 200 neuen Boulevards und Straßen, 8 neuen Kirchen, 80 neuen Schulen, 12 neuen Brücken, den Centralhallen, dem neuen Tempel, 4 neuen Schlachthäusern, 22 neuen Squares und 3 neuen Parks mit 50000 neuen Bäumen: das, meine Herrschaften, ist das neue Paris! Ich erinnere mich aus London eines alten

jüdiſchen Männleins, das ſchlug in die Hände und wunderte ſich immer aufs neue und rief jedesmal, ſo oft es über die große Brücke ging und die großen Schiffe, die großen Häuſe und die großen Straßen ſah: „Gott ſoll uns bewahren, was mag dies London wol gekoſtet haben!“ Für London wäre dies ſchwer zu ſagen, denn in London gibt es keinen Seine-Präfecten. Hier in Paris aber weiß man ganz genau, was Paris, nämlich das neue, gekoſtet hat: anderthalbtauſend Millionen Francs in funfzehn Jahren! Niedergeriſſen wurden 16515 Häuſer, dafür entſtanden aber 20311 neue — die meiſten davon große, pompöſe Gebäude mit reichen Façaden und Altanen, mit ſteinernen Treppen und Stuck an den Wänden, mit hohen Salons und koketten Boudoirs, mit Marmor und Bronze in vielen, mit Waſſer und Gas in allen —, fünf Stock hoch, und „au cinquième“ nicht ſelten noch von Grafen und Gräfinnen bewohnt. Die Großartigkeit dieſer Schöpfungen iſt es, welche den Tadel verſtummen macht. Mit Charlatanerie allein baut man keine Stadt wie dieſe, ſo wenig man mit der Verhöhnung der Moral und dem Zündnadelgewehr allein blutige Schlachten gewinnt und politiſche Triumphe feiert. Vergleicht dieſe Stadt, welche täglich an Umfang, Größe, Reichthum, impoſanter Schönheit und freier Ausdehnung wächſt, mit jener, wo die Scharen des Elends, dieſe große Armee des Hungers, zuſammengepreßt waren in dumpfen, moderigen, finſtern Häuſerklumpen, dieſen Höhlen aller furchtbaren Krankheiten, dieſen Feſtungen des Verbrechens, welche Paris noch vor zwanzig, dreißig Jahren zu der unſicherſten Stadt von Europa machten. Jetzt iſt Licht und Geſundheit für alle, jetzt kann auch der Arme athmen, in angenehmer Lage, wo die Luft von den Hügeln hereinweht, wo das Laub der Bäume Schatten wirft und die Atmoſphäre mit reiner Nahrung ſpeiſt, in den Vorſtädten, welche weiter und weiter in das unbebaute Land, über die Barrièren und Zollmauern hinausgewachſen ſind: da wohnt jetzt in guten und geſunden Häuſern der Arbeiter, der geringe Mann, der Proletarier; und daß er, gerade er, am meiſten bei der neuen Wandlung von Paris gewonnen hat: das iſt es, was uns für die Romantik der Vergangenheit entſchädigt, dieſer Vergangenheit, die nur für die Prinzen, die Herzöge,

die Marquis geweſen! Die Gegenwart und das Leben — das ſind jetzt die Zauberworte, unter denen das neue Paris ſich geſtaltet, in denen auch der Mann der Arbeit ſeinen Platz hat, den Platz, den ihm zuerſt der Adel und dann die Bourgeoiſie nicht gegönnt hat. Dunkel ſteigt es herauf am fernen Rande des Horizonts wie ein Schatten, der größer und größer wird. Aber wir wehren der Zukunft nicht, indem wir ſie verleugnen. Laßt ſie wachſen, damit ſie nicht explodire. Raum für ſie — Raum! Laßt ſie durch weite Straßen circuliren; öffnet ihr Boulevards; baut ihr Brücken; pflanzt ihr Bäume; gebt ihr Schulen und — vergeßt die Kaſernen nicht! Aber freilich, — wie ſagte jener chineſiſche Geſandte, der würdige Nachfolger in Paris von Montesquieu's Perſer? „Ich habe", ſagte er, „in dieſer Stadt alles geſehen, bis auf die Schulen und Kaſernen; aber es wundert mich, warum man die Schulen ſo klein und die Kaſernen ſo groß baut!" Vielleicht hat der Sohn des Oſtens dabei an die Kaſerne Popincourt gedacht, welche mitten im Arbeiterquartier St.-Antoine wie ein Feſtungsviereck ſteht, einige tauſend Soldaten faßt und mit einem Kreuzfeuer auf allen vier Seiten die mächtigen Boulevards beherrſcht, die ſich hier kreuzen. Dieſe meilenlangen, ſchnurgeraden, macadamiſirten Linien ſind die Chauſſeen, auf denen der demokratiſche Abſolutismus marſchirt; mit welchem Wechſel von Empfindungen und Gedanken aber, wenn man denken und empfinden will, wandert man die Seitenſtraßen, die dahin geführt, — jeden Zoll berührt von den Fußſpuren der Geſchichte, mit den Eindrücken im Boden von den guten und großen, wie von den furchtbaren und grauſamen Männern, die darüber hingegangen; von den Schutthaufen des Châtelet und Grêveplatze, wie von den Blutgerüſten der Place de la Concorde und Thronbarrière — von den Ideen, die tauſendmal verbrannt und tauſendmal geköpft doch immer wieder aufgeſtanden und heute noch da ſind. Paris — oben ein prächtiger Schauplatz mit Siegesſäulen und Triumphbögen; unten ein ungeheueres Grab, vollgepackt von Todten, den Opfern dieſes langen Kampfs. Ja, wir tanzen noch immer auf einem Vulkan. Wandern wir durch die äußern Boulevards bis zur Rue d'Allemagne, wo gegen Norden die Stadt ſich in das offene Feld zu verlieren

ſcheint; oder wandern wir durch die prächtige Rivoliſtraße, deren Colonnaden, deren Paläſte, deren Läden und Magazine, „reich wie die Salons des Adels von 1789", das Staunen der Welt ſind; oder wenden wir uns nun in die alten Sitze dieſes Adels, in dies melancholiſche Faubourg St.-Germain, wo die großen Hotels hinter den hohen Gartenmauern ſich allmählich wieder zu bevölkern beginnen mit dem einſt ſo widerſtrebenden legitimiſtiſchen Adel, welchem Veuillot zuruft: „Das Garn Cäſar's wird über euch fallen!" Gehen wir durch die lange Rue de l'Univerſité zur Rue du Bac, einſt die Straße der Ariſtokratie, jene Straße, von der Frau von Staël im Exil, umgeben von dem Blau und Silber der Genfer Alpen wehmüthig ausrief: „Ah mon cher Talma, le ruisseau de la rue du Bac!..." — nähern wir uns dem geheiligten Umkreis des Quai Conti, des Inſtituts von Frankreich, in jenen ſtillen, düſtern Straßen, in welchen die Buchhändler wohnen: die Rue Jacob mit der ſtolzen Buchhändlerfirma Firmin' Didot, die ſo ſchwer wiegt wie eine Herzogskrone, mit ihrem „Dictionnaire de l'Académie-Française" und ihren Claſſikern auf Velinpapier — ſchreiten wir weiter durch immer engere, immer ältere Straßen, in dieſen Reſt des alten Paris, dem einzigen faſt, welcher in ſeinem Kern compact erhalten geblieben, — in dieſes Land der Sorbonne und der franzöſiſchen Jugend voll Leichtſinn und Feuer, — wo der „Löwe des lateiniſchen Quartiers" ſchlummert und die geiſtige Arbeit von Paris vorbereitet wird — glückliche „Bohème!" — traurige „Bohème" — „Vorrede der Akademie, des Hospitals oder der Morgue", wie Henri Murger ſagt, er, der Schilderer, der Erfinder und ſeit 1860, wo er auf dem Montmartre ruht, das Opfer der „Vie de Bohème" — „dieſes Lebens voll Geduld und Muth — dieſes reizenden und dieſes ſchrecklichen Lebens, welches ſeine Sieger und ſeine Märtyrer hat, in welches man nicht eintreten kann, ohne ſich vorher unterworfen zu haben dem unbarmherzigen Geſetz: Vae victis!..."

Aber wandern wir weiter; unſer Weg iſt noch nicht zu Ende. Wenden wir uns rechts, zum Luxembourg, wo der kaiſerliche Senat jetzt ſitzt in den Zimmern Ludwig's XVIII., zum Odéon, das die Stelle der ehemaligen königlichen Schau-

ſpiele, des Theaters von Molière bezeichnet; zur Kirche der heiligen Genoveva, welche vormals in der Revolution das „Pantheon der großen Männer" geweſen, wo Marat ſeinen kurzen verbrecheriſchen Schlaf gehalten und Voltaire's Aſche beſtattet ward, bis die Reſtauration ſie in die Winde ſtreute! Vergebens — „ſein Herz iſt hier, ſein Geiſt iſt allenthalben!" Tretet mit mir bei dem Seineufer heraus. Da iſt der Quai Voltaire, da iſt das Haus, in dem er geſtorben, und vor welchem einſt die Revolution und die Liebe ſeinen Sarg mit Roſen bedeckte!

Schöner Blick über die Seine! Ueber die Brücken, die dort ſich von Ufer zu Ufer, und eine hinter der andern ausſpannen — Inſeln mit Häuſern bedeckt, Ufer mit zahlloſen Dächern zu beiden Seiten, mit Kuppeln und Thürmen, mit majeſtätiſchen Fronten, mit den Tuilerien, dem Louvre, den Quais, den Kirchen, den Paläſten, dem Stadthaus, der Conciergerie, der Notre-Dame! ... O wie viel Geſtalten ſteigen plötzlich herauf, indem wir dieſe Namen nennen! Klagende Frauen in weißen Todtengewändern. Männer mit dem Dolch in der Bruſt — Heinrich IV., Marie Antoinette! Dort aus dem goldumränderten Fenſter gellt ein Schuß! Die Bartholomäusnacht beginnt. Dort von der Kirche St.-Germain de-l'Auxerrois hallt Abendgeläute! Die Hugenotten ſteigen aus ihren Gräbern. Dort über den Pont-au-Change rollt ein Breterwagen. Charlotte Corday fährt zum Schaffot! — Dort aus dem dumpfen Gemäuer ſchallt ein frommer Geſang. Die Girondiſten feiern ihr Todesmahl! Robespierre geht vorüber, St.-Juſt folgt ihm, Lebon, — eine lange, lange Kette von Geiſtern der Revolution. Aber unbeweglich dort im Hintergrunde mit ihren maſſiven Thürmen ſteht ſie, die Kathedrale von Paris, — ihre dumpfen tiefen vollen Glocken läuten, — und der Zauber von Victor Hugo's Poeſie umſchwebt ſie fort und fort....

Sollen wir ſtehen bleiben, dort, wo aus dem Häuſermeere die ſchlanke Säule ragt — die Juliſäule, auf dem Baſtilleplatze? Wie viel Blut und wie viel Irrthümer zwiſchen der Baſtille und der Säule! Die eine bezeichnet den Anfang und die andere das Ende des Königthums in Frankreich.

Ludwig XIV. und Ludwig Philipp, und von beiden nichts übrig als dieſe Säule mit den Namen der Gefallenen ...

Aber ein Fleck aus dem alten Paris, eine Oaſe der Vergangenheit iſt hier in der Nähe: ſolch ein ſtiller Aufenthalt mit Hallen und Pfeilern, mit Gras und Bäumen — eine Viſion des Paris von Ludwig XIII.: die Place-Royale, von Corneille beſungen und damals vom Adel bewohnt. Um dieſe Zeit, 1600, war die Place-Royale, was im Jahre 1700 der Pont-Neuf, im Jahre 1800 das Palais-Royal werden ſollte, im Jahre 1500 die Rue St.-Antoine geweſen und in unſern Tagen die Boulevards geworden. Sind die ſeltſamen Wandlungen im Leben ſolch einer Stadt nicht ebenſo zum Erſtaunen, als die Stationen im Leben der Völker, die aus den Pfahlbauten in die Dörfer und aus den Dörfern in die Städte zogen! Wo einſt auf der Baſtille St.-Antoine die kecke Herzogin von Montpenſier mit eigener Hand die Kanone richtete, und wo durch das damals adelige Quartier der jugendliche Monarch Ludwig XIV. ſeine „joyeuse entrée" gehalten: da hat ſich jetzt die Heerſchar der Arbeiter im Faubourg St.-Antoine niedergelaſſen. Die Place-Royale gehört den Kindern, der Pont-Neuf den Droſchkenkutſchern, und in den Beſitz des Palais-Royal — verhängnißvoller Name, der die Schatten des Cardinal Richelieu und des unglücklichen Philipp Egalité heraufbeſchwört — in den Beſitz des Palais-Royal haben ſich Se. k. Hoheit der Prinz Napoleon und die Fremden getheilt: ungleiche Theilung übrigens, die dem erſtern nichts als eine Wohnung, den andern aber alles Vergnügen, alle Herrlichkeiten, alle Läden, alle Galerien, alle Kaffeehäuſer und alle Reſtaurants gegeben hat.

Es ſind noch nicht mehr als zehn Jahre, da war das Palais-Royal flankirt von einigen Gaſſen und alten Gebäuden, die an ihm klebten wie Schwalbenneſter; nicht mehr als zwanzig oder dreißig, da war gegenüber der Carrouſelplatz mit einem Labyrinth von Spelunken bedeckt, in denen Trödler, Kaninchenzüchter und Vogelhändler den ariſtokratiſchen Theil der Bewohner bildeten. Wer kennt nicht aus Balzac's Romanen die Rue du Doyenné? Mehr als eine Madame Marneffe ging aus dieſem verrufenen Quartier hervor, dieſer Pflanzſtätte der Un-

moral während des Bürgerkönigthums, dieſem Treibhaus des Laſters, mit welchem die reichgewordenen Gewürzkrämer und die Mützenmacher, die ſich zur Ruhe geſetzt, ihre „petits-hôtels“ ſchmückten, während ein corruptes Regime ihre Bruſt mit der Ehrenlegion ſchmückte!...

Dieſe ſchmuzigen und widerwärtigen Baracken, welche mitten in dem eleganteſten Paris, mehr noch mitten zwiſchen den beiden berühmteſten Paläſten von Paris, dem Louvre und den Tuilerien, den Weg von den Quais nach der Rivoliſtraße ſperrten, und welche bei Tag keine anſtändige Frau, bei Nacht niemand gern paſſirte, ſind hinweggefegt, und weit dehnt ſich nun der offene Platz, ganz umgeben von gewaltigen Bauten, über deren Geſchmack vielleicht, über deren Großartigkeit nicht geſtritten werden kann, — von reichgezierten Pavillons, von mächtigen Flügeln, welche den Palaſt der Heinriche mit dem Palaſt der Ludwige verbinden: Werk eines halben Jahrhunderts, von Napoleon I. begonnen, von der Reſtauration unterbrochen, von Ludwig Philipp lau gefördert, und von Napoleon III. als Tradition des alten Kaiſerreichs aufgenommen und als erſtes Monument des neuen vollendet. Ueber die breiten Treppen des Louvre ſteigt jetzt an jedem Tage die Menge der Schauluſtigen auf und nieder; denn die koſtbarſte Leinwand, ſtrahlend von den unvergänglichen Farben der Meiſter, bekleidet die Wände ſeiner Galerien. Das Schloß der ſtolzen Mediceerin gehört dem Volk; der Bauer in ſeiner ländlichen Tracht, der Arbeiter in ſeiner blauen Bluſe iſt willkommen in der Salle Carrée und im Apolloſaale, in dieſen prächtigen Zimmerreihen mit Parquetböden, Plafondmalereien, Marmorgeſimſen und vergoldeten Thüren; in dieſen königlichen Gemächern, wo „die Erzählungen der Königin von Navarra“ erzählt wurden, wo Maria Stuart, die weiße Königin, den ſüßen Strophen Ronſard's lauſchte, und in die Scheidegrüße des Mittelalters, das mit Heinrich IV., Frankreichs letztem Ritter, ſtarb, das erſte Morgenroth von Frankreichs claſſiſcher Dichtung ſpielte.

Die Tuilerien, von den Bourbonen niemals ſehr geliebt, gehören dem Kaiſer, dem Kaiſerthum. Wo einſt der Thron Ludwig's XIV. geſtanden, da präſidirt heute Napoleon III. den

Sitzungen des Staatsraths. Das Blau und die Lilien sind verblaßt, verschwunden. Wer spricht von ihnen noch, als der letzte Bourbone in Froschdorf? Wo Ludwig XVI., dieser Märtyrer der Revolution, seine letzten Schmerzensjahre lebte, litt und büßte, da dehnen sich jetzt die großen Festsäle, die Gemächer des feierlichen Empfanges, die Zimmer der Neujahrsgrüße — alte Räume mit neuen Tapeten und neuen Namen: der Salon des Ersten Consuls, die Treppe des Kaisers, der Perron des kaiserlichen Prinzen. War es nicht Robespierre's Fuß, der diesen Perron, diese Treppe, diesen Salon des öftern getreten hat? Die Nationalversammlung tagte hier, dann der Convent und der Wohlfahrtsausschuß. Hier, auf einem Tische, lag Robespierre mit zerschossenem Kinnbacken; hier starb die Revolution. Und hier, zu ebener Erde, in den Gemächern Maria Antoinette's, lebt jetzt der Kaiser; hier ist sein Arbeitscabinet, sein Schlafzimmer — armer Mann, ob er wol schlafen kann? — sein Privatsalon. Die ehemalige Wohnung der Herrscher von Frankreich, welche in den Tuilerien residirten, war in dem der Seine zunächstliegenden Theil, dem Pavillon de Flore. Aber von den fünf Bewohnern des Pavillons de Flore starb nur einer im Besitz des Throns: drei starben im Exil und einer auf noch schrecklichere Weise. Vielleicht waren es diese Vorbedeutungen, welche den Kaiser bewogen haben, den Theil des Mittelbaues zu wählen, welcher ganz von Blumen und Rasen umgeben ist. Eine Treppe führt auf die Terrasse hinab; hinter der hohen Glasthür sieht man die schimmernden Küraſſe und Federbüsche der Centgardes, und dort im Tuileriengarten den Kastanienbaum, der immer früher als die andern, am 1. März, grün wird, zum Andenken an die Rückkehr des Kaisers von Elba!

Orangendüfte wehen jetzt im Tuileriengarten, im Schatten der Bäume sitzen hübsche Damen auf zierlichen Stühlen, und überall spielen die Kinder. Aber wer kann es vergessen, daß hier einst die treuen Schweizer bluteten für einen König, der nicht der ihre war, dem sie aber Treue gelobt und geschworen; wer vernimmt nicht aus geisterhafter Ferne die Klänge patriotischer Hymnen; wer sieht sie nicht noch einmal schattenhaft vorüberziehen die feierliche Processsion zum Feste des höchsten

Weſens? Das Schaffot baut ſich auf vor unſern Augen, indem wir heraustreten auf den Concordienplatz, dort, wo der Obelisk von Luxor ſteht und die beiden Brunnen rauſchen. Heute iſt alles geſühnt, heute iſt alles vergeben. Im Sonnenſchein liegt der ſchönſte Platz der Welt; die Seine glänzt, mit bunten Wimpeln bedeckt, und die Baumgruppen der Champs-Elyſées blühen und duften. Am jenſeitigen Ufer aber erheben ſich die ſtolzen Gebäude des Quai d'Orſay, alle jene vornehmen und ſtillen Palais, deren Rücken ſich gegen den Faubourg St.-Germain kehrt, während um ihre marmornen Stirnen das feine Lächeln des Geheimniſſes, der gedämpfte Schimmer der Hoheit ſpielt. Hier wandelt noch immer der Geiſt Talleyrand's, jenes erhabenen Staatsmanns, welcher die Kunſt, das nicht zu ſagen, was er dachte, beſſer beſaß als irgendein anderer, und einſt einer Dame, als ſie ihn um die Erklärung des Wortes „Nicht-Intervention" bat, ſehr richtig bemerkte: „Madame, Nicht-Intervention iſt ein diplomatiſches und räthſelhaftes Wort, welches ungefähr daſſelbe bedeutet als — Intervention."

Ein Uhr mittags.

Jetzt ſind die Diplomaten an der Arbeit, das heißt auch immer im Sinne Talleyrand's: da ſie, wie man uns ſagt, am meiſten bei der Arbeit ſind, wenn ihre officielle Geſchäftsſtunde nicht iſt. Stattliche Kutſchen halten vor den Paläſten des Quai d'Orſay, mit Kronen und Krönlein am Schlage, mit muthigen Rennern, die im Gebiß ſchäumen, und mit corpulenten Kutſchern, die hoch oben auf ihrem Sitz ſchlafen. Hier und da ſchildert eine Bärenmütze; durch die Blumenparterres ſchwirren die Käfer und die telegraphiſchen Depeſchen. Welch ein Bild des Friedens — welch ein Idyll für die Spaziergänger, dieſe Ruhe, dieſes diplomatiſche Schweigen! Und doch ſind es dieſe Häuſer, die den Lärm in der ganzen Welt machen; an welchen ungeſehen Millionen Augen hängen und unbemerkt Millionen Ohren lauſchen! Zu ihrem Unglück, daß ſie ſo wenig hören, und daß das, was ſie hören, ſo oft falſch iſt! Denn, chapeau bas, meine Herren, dies iſt das Miniſterium des Aeußern, und dies hier, dieſes ſtille, kleine Gebäude, halb verborgen hinter den Bäumen und Büſchen ſeines eigenen Gartens, iſt das Präſidentſchaftshotel. Obwol zwiſchen ſeinen beiden prunkenden Nach-

barn, dem Miniſterium zur Linken und dem Palais der Ehrenlegion zur Rechten, beſcheiden zurücktretend, hat dieſes Hotel doch in dem eigentlich kaiſerlichen Paris immer die bedeutendſte Rolle geſpielt. Eine lange und ſtattliche Allee beſchattet die Auffahrt von der Rue de Lille, welche zu einer breiten, glasgedeckten Treppenflucht und dem prächtigen Veſtibule führt. Der größte Luxus herrſchte im Innern dieſes fürſtlichen Gebäudes, vereinigt mit dem äußerſten Geſchmack, ſolange der Herzog von Morny, der Sohn Hortenſia's, der Halbbruder des Kaiſers, darin reſidirte. Neben dem großen Ballſaal befand ſich eine berühmte Gemäldegalerie, in welcher die guten alten Bilder der Holländer in ihrem kräftigen Braun und Licht neben den warmen Farben der ſüdlichen Maler, die Rembrandts und die Teniers neben den Murillos und den Velasquez, die Watteaus neben den Meiſſonniers glänzten; und durch die Salons, ſchimmernd von Gold und Scharlach, wogte nicht nur die officielle Welt, ſondern auch die Dichter, und die Künſtler waren darin immer willkommene Gäſte. Hier wurden die geiſtreichen kleinen „Proverbes" und die hübſchen Vaudevilles aufgeführt, welche der Herzog gedichtet und componirt hatte, und hier machte die Honneurs eine der ſchönſten Frauen von Paris, eine Ruſſin von Geburt, aus dem Hauſe der Trubezkois, welche der Herzog kennen gelernt, als er in außerordentlicher Miſſion und mit außerordentlichem Pomp der Krönung des jetzigen Kaiſers von Rußland beigewohnt (1857). Acht Jahre ſpäter (10. März 1865), auf der Höhe ſeines Lebens und ſeiner glänzenden Laufbahn, ereilte ihn der Tod. Da ſchnitt ſich die ſchöne Fürſtin das lange Haar ab und legte es dem Gemahl in den Sarg; da wanderte für einige Wochen das erſtaunte Paris durch dieſe Säle; da hörte man, wo bisher nur Wohllaut von Muſik und Poeſie geweſen, den Hammer des Auctionators; da zerſtreuten ſich die liebevoll geſammelten Schätze der Galerie in die Welt, und am 1. September 1865 bezog ein anderer Napoleonide, natürlicher Sohn des erſten Kaiſers, der Graf Walewski, das Präſidentſchaftshotel.

Sein Nachbar zur Rechten — wir deuteten es ſchon an — iſt das Palais der Ehrenlegion: Tempel des Ruhms, nachdem es ſo lange ein Tempel der Thorheit und, wenn es denn geſagt

ſein muß, der Schande geweſen iſt. Ich ſpreche nicht von Politik; fern ſei das von mir. Aber wenn die Bücher ihre Schickſale haben, warum ſollen nicht auch die Häuſer die ihrigen haben? Und dies Palais, was es auch jetzt vorſtellen mag, war (wir verdanken den „Rues de Paris" des gelehrten Herrn Fournier unſere Notizen) ein Haus, nicht beſſer und nicht ſchlechter als andere Häuſer, bevor die „Gloire" mit ihrem Zauberſtab es berührte. Ein ſauberes Haus, ein ſchmuckes Haus, gegründet von einem Landsmann, und — wenn er noch lebte, ich wette, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes: dem Prinzen von Salm, einem veritablen „Grand-Seigneur" und guten Mann übrigens, welcher hier ſein Fürſtenthum zuerſt verſetzte, dann vertrank und zuletzt verſpielte; hierauf, als die Zeiten ſich änderten, Bataillonscommandant der Nationalgarde, Revolutionsmann und Anführer jener dreitauſend, welche zu Felde zogen gegen die Invaliden und fünf Stunden lang Krieg führten gegen die Gräber in ihrem Dom. Armer Mann, deſſen Tapferkeit gegen die Todten ein ſo beredtes Zeugniß ablegt für ſeine Sanftmuth gegen die Lebenden, und der doch geköpft wurde — einen Tag vor dem Sturze Robespierre's! Dem deutſchen Prinzen folgte der franzöſiſche Gauner, der ſich Graf oder gar Marquis von Beauregard nannte, wiewol jedermann wußte, daß er der Friſeur Lieuthrand war. Natürlich! — was war zwiſchen dem 9. Thermidor und dem 18. Brumaire nicht alles möglich in Frankreich. Den Reichthum, den dieſer Marquis auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Diebſtahls, unter dem Titel von Armeelieferungen gemacht, vergeudete er in ſinnloſen Feſten, über die ſchon damals ganz Paris lachte, und an ſeine Maitreſſe, der er einen Gehalt von täglich 10000 Thalern zahlte — „pränumerando". Doch auch ſeine Stunde ſchlug: wie die Thorheit auf der Guillotine, ſo endete die Schmach auf der Galere, und dann kam der Kaiſer und ſchrieb mit eiſerner Hand und goldenen Buchſtaben auf den Frontiſpiz dieſes Palaſtes die Worte: „Honneur et Patrie", und von dort aus gehen nun all die kleinen und großen Kreuze, die Sterne, Bänder und Schnüre, welche die Männer „in Ilium und außer Ilium" ſo glücklich machen — nicht weniger glücklich darum, daß die „Ehre" neuerdings in Frankreich ſo wohlfeil geworden.

Man hat berechnet, daß die Geſammtzahl der Mitglieder dieſes Ordens ſich „nur“ auf 61000 belaufe; doch ſoll man nicht vergeſſen hervorzuheben, daß unter den 66 Großkreuzen, welche zunächſt für die Souveräne beſtimmt ſind, ſich nicht weniger als 12 Mitglieder des Inſtituts von Frankreich befinden; daß die 300 Großoffiziere 22 und die 1500 Commandeure 40 Mitglieder des Inſtituts in ſich begreifen. Dieſe Hochachtung, welche die neue Ordnung der Dinge in Frankreich überall der Wiſſenſchaft und der Literatur erweiſt, iſt vielleicht ein kluger, aber nichtsdeſtoweniger ein ſehr ehrenwerther Zug — eine von den großen Lehren der Revolution, welche auch auf dem weiten und unermeßlichen Gebiete des Verdienſtes die „heilige“ Gleichheit proclamirte.

Dicht neben dem Hauſe mit der zweifelhaften ſteht, Wand an Wand, ein Haus mit durchaus intacter Vergangenheit: das Hotel der preußiſchen Botſchaft; ein wenig nüchtern, ein wenig ernſt, ein wenig kalt in dieſer Nachbarſchaft, die erſt neuerdings reſpectabel gemacht werden mußte; mit kaum einer andern Erinnerung, als an den braven Prinzen Eugen Beauharnais, der einſt hier gewohnt, und faſt ohne jede Sehenswürdigkeit, als die der Fresken Giraud's und der Gobelins, die der Kaiſer dem Sohne Joſephinens geſchenkt. Von einer weit reizendern Tournure, kokett, zierlich, ein kleines Bijou der Baukunſt, iſt das öſterreichiſche Botſchaftshotel. In der That ſtammt es aus den erſten Jahren jener luſtigen Wirthſchaft, wo man den Anfang in der glorreichen Kunſt machte, ſeine Schulden mit Papier zu bezahlen; es kam früh genug, um noch theilzunehmen an des Regenten fröhlichen Feſten, war Zeuge von Law's Genialitäten, die Frankreich an den Rand des Bankrotts brachten, und beherbergte einen oder zwei ſeiner Freunde, den ſchweizer Baron Hoguer, der es ruinirt, proſcribirt, flüchtigen Fußes verlaſſen mußte, und den ſchwediſchen Miniſter Grafen Görtz, der am 13. März 1719 zu Stockholm öffentlich hingerichtet wurde. Nun ſind ein und ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen und wiederum ſieht der Salon des ehemaligen Hôtel Rothelin die große Welt von Paris, ja mehr als dies: weiß ſie zu feſſeln und — große Kunſt in dieſem Jahrhundert der Langeweile — zu amuſiren, iſt geiſtreich,

erfinderiſch, pikant und gibt, in dieſer ihrer eigenen Stadt, der Mode Geſetze! Das ehemalige, hiſtoriſch gewordene Hotel der öſterreichiſchen Geſandtſchaft in der Chauſſée d'Antin iſt längſt von ſeiner Stelle verſchwunden und ſeinen Park zerſchneidet die Rue de Lafayette, jene breite, ſtundenlange Straße, welche ſchnurgerade von der Place de la Trône, dem Kernpunkt der äußern Boulevards, bis mitten in das Herz der innern Boulevards läuft, alle Hinderniſſe vor ſich niederwerfend, mit einer Kaſerne beginnend, an der neuen Oper mündend — duas tantum res anxius optat. Traurig nicken die alten Bäume über die hohen Bretergerüſte, welche zwiſchen der Rue Lafitte und der Chauſſée d'Antin (in der Nähe des Rothſchild'ſchen Hauſes) den dem Untergang geweihten Park umſchließen; bald werden Gebäude, die von der Vergangenheit nichts wiſſen, den Platz bedecken, wo die Fürſtin Pauline Schwarzenberg unter den ſtürzenden Balken des Ballſaals den heldenhaften, aber gräßlichen Tod ſtarb für ihre Tochter, nachmalige Fürſtin Windiſchgrätz; dieſelbe, die am 1. April 1810 aus den Flammen gerettet, nur für ein nicht minder tragiſches Ende bewahrt zu ſein ſchien: ſie fiel zu Prag am 6. Juni 1848 als erſtes Opfer der Revolution, von einer Kugel durchbohrt, am Fenſter, in ihrem eigenen Palais. . . .

Es ſchlägt zwei Uhr nachmittags.

Das iſt die Stunde der Sitzungen für die Akademie, der Debatten für die geſetzgebende Körperſchaft. Treten wir jetzt in das ehemalige Palais Bourbon, ſo ſehen wir in den Vorſälen die Statuen von Mirabeau, deſſen Donnerwort die Revolution entfeſſelte, und von Caſimir Périer, der ſich vergeblich bemühte, ſie in die bequemen Ufer bürgerlichen Juſte-Milieus einzudämmen. Aber ihre Wuth iſt ſeitdem wieder einmal hinübergebrauſt, und die Basreliefs, welche den König Ludwig Philipp darſtellen, wie er die Verfaſſung annimmt und die Fahnen vertheilt, ſind unter grünen Draperien verſchwunden; für die Kunſt, um nur davon zu reden, kein großer Verluſt, denn überall, ſogar in den Kirchenfenſtern von St.-Denis, dieſen Frack mit hoher Taille und kurzen Aermeln (Mode der dreißiger Jahre) zu ſehen, war wirklich nicht erbaulich. Das Kaiſerthum bevorzugt das antike Coſtüm, deſſen weite Falten

ſo vieles verhüllen, und die Allegorie, dieſe Bilderſprache, die immer ohne Seele, zuweilen ſogar ohne Geiſt iſt. Die Freiheit, die öffentliche Ordnung, das Geſetz und die Genien des Handels, des Friedens, des Kriegs, der Beredſamkeit: das ſind die Schutzgottheiten, unter welchen, im halbrunden, ſäulengetragenen Saale die Repräſentanten von Frankreichs 37 Millionen ſitzen; Männer, von denen man einige hundert nicht kennt, und einige zehn oder zwanzig, die politiſchen Charakterköpfe der Gegenwart, niemals vergeſſen wird. Hier iſt Favre, jener kleine Mann mit dem ſtarken, bedeutungsvollen Kopfe, hier Ollivier, Garnier-Pagès, — hier Thiers, Kämpfer nicht für die beſte Sache, aber doch ein Kämpfer. Einer der erſten ſtand er auf der neuen kleinen Tribüne von Acajouholz; denn ihr wißt, daß man den Marmor mit den „hiſtoriſchen Erinnerungen" für zu gefährlich erachtet hat. Nun — Marmor oder Holz: die Stimmen dieſer kleinen Schar werden fortfahren, das Gebäude — wenn auch nicht die Welt — zu erſchüttern; denn es iſt nicht die Tribüne, welche die Gaben der Beredſamkeit verleiht. Würde man ſonſt den Miniſtern nicht lauter kleine Tribünen gegeben haben, ſtatt der Bänke?

Doch iſt, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, der Napoleonismus feſt und tief gewurzelt in den Herzen der Franzoſen. Die Traditionen deſſelben lebten fort während der langen Zwiſchenzeit, wenn auch noch ſo verborgen, in den Kammern, der Armee, den Miniſterien, bei den hohen Functionairen, im Volk, im Volkslied, in der Poeſie, in den Romanen, auf den Theatern, in allen Herzen, überall — wie eine heilige Erinnerung, wie eine Sehnſucht, wie ein Traum; „die kaiſerliche Garde ſtirbt nicht!" — und bei dem erſten mächtigen Appell ſtand ſie wieder auf den Beinen, Gewehr bei Fuß und mit den alten Bärenmützen, welche die großen Schlachtfelder geſehen. Vergebliche Hoffnung, zu glauben, daß ſich etwas von dem wiederherſtellen ließe, was die Revolution abgethan; wer gegen den Imperialismus kämpft, ob er nun Legitimiſt oder Orleaniſt ſei, der kämpft für die Republik. Zwiſchen dieſen beiden einzig legitimen Söhnen der Revolution wird die Zukunft entſcheiden; der eine, den man ihren ungerathenen Sohn nennen mag, wenn man will, wird ſich nicht beſſern, und

wenn er auch die „Krönung des Gebäudes“ noch einmal vornehmen wollte; der andere, ihr verstoßener Sohn, die Arme rußig, die Hand mit Schwielen bedeckt, das Gesicht von Flammen beleuchtet, wächst heran, stumm und trotzig, indem er die Kraft in seinen Sehnen fühlt. Aber doch besteht ein starkes Band, eine Sympathie zwischen ihnen, und bis zu einem gewissen Grade eine Solidarität der Interessen; sie spüren in sich das Blut der Mutter, die sie geboren.

Der Fremde, der nach Paris, nach Frankreich kommt, in dieses Land, wo die Presse geknebelt, das Wort gebunden, das Recht der Versammlungen aufgehoben und der Gedanke selber bedroht ist: der wird sich wunderbar betroffen fühlen durch einen Contrast des öffentlichen Lebens dort und bei uns, welchen man sich nicht stärker, nicht schneidender vorstellen kann. In unsern Städten, wo leidliche Freiheit herrscht, zu sagen, zu schreiben oder wenigstens zu denken, was man will: welch eine Rangverschiedenheit, welch eine ängstliche Beobachtung der gesellschaftlichen Stufen bis in die kleinsten, die lächerlichsten Verhältnisse, welch eine angeborene, unvertilgbare Ehrfurcht vor gewissen Zeichen, Titeln, Uniformen, — welch ein himmelweiter Abstand! In Versailles und zu Ludwig's XIV. Zeiten hätte man nicht peinlicher sein können. Nun aber tretet von dem rechten auf das linke Rheinufer und merkt auf den Unterschied. Da werdet ihr in jedem Kaffeehause den Mann in der Bluse ganz einträchtiglich sitzen sehen neben dem Manne mit den Sternen und der Schärpe; die vornehme Dame, welche im Tuileriengarten oder in den Champs-Elysées spaziert, wird es nicht unverschämt finden, wenn die Arbeiterfrau es wagt, dicht neben ihr Athem zu schöpfen, noch wird es der große Herr, und wenn er Minister Seiner Majestät wäre, für irgendwie zweifelhaft halten, daß auf der Straße jeder Mensch gerade so gut ist als er selbst! Und nun gar erst vor dem Theater, auf den Bahnhöfen, vor irgendwelchem Eingang und in irgendwelchem Gedränge: welchem Franzosen würde es wol einfallen, „das heilige Gesetz der Queue“, dieser unaufhörlich wiederholten Anerkennung des selbsterworbenen Platzes, antasten zu wollen? Nicht blos der Anstand verbietet es ihm, sondern ebenso sehr das Gefühl der allgemeinen bürgerlichen Gleichheit,

welches alle Schichten der franzöſiſchen Geſellſchaft durchdrungen hat und den Fremden, der Paris betritt, anweht wie Luft aus einem andern, wärmern Lande; es iſt die große, die unverlierbare Erbſchaft der Revolution. Eine tiefe Kluft liegt zwiſchen dem Frankreich, von deſſen Grafen Beaumarchais geſagt: „Er gab ſich die Mühe, geboren zu werden", und dem Frankreich, deſſen Soldaten Napoleon in die Schlacht führte mit dem Ruf: „Jeder von euch trägt den Marſchallsſtab in ſeinem Torniſter" — eine Kluft, die ſich nicht mehr ausfüllen läßt. Das iſt es, was in dieſem Paris uns unaufhörlich zu begleiten ſcheint; wir ſehen es, wir hören es überall — es liegt in der Luft, es geht auf der Straße, die Steine predigen es, und die bunte Menge, welche durch dieſe grandioſen Entfernungen circulirt, reitet, fährt, flanirt, ſie zeigt es uns in tauſend ewig neuen, wechſelnden, farbenreichen Bildern. Die große Laufbahn des Reichthums, des Ranges, der Ehre iſt für jeden; es gibt keinen Unterſchied als den des Talents, das zwar auch geboren wird wie der Graf des Beaumarchais, aber doch zum Glück nicht erblich iſt und keinem den Weg ſperrt. Mit dieſer beſtimmten Ausſicht, das Ziel immer vor ſich, beginnt an jedem Morgen aufs neue die Arbeit, das Ringen und Streben auf dieſem weiten Kampfplatz: Paris. Jeder reſpectirt ſeinen Nebenmann; wer kann über Ungerechtigkeit klagen, wo der Weg offen iſt für alle? Der Turco in ſeiner phantaſtiſchen Tracht und weißem Türkenbund, der Zuave mit dem ſonnverbrannten Geſicht, der Jäger mit den weißen Gamaſchen, und der Grenadier mit den rothen Hoſen — fremde Geſtalten für unſere Augen, wenn ſie hier und dort aus der Menſchenmenge auftauchen: beſcheiden, aber mit feſtem Schritt gehen ſie dahin; ſie fühlen den Marſchallsſtab Napoleon's im Torniſter. Der kleine Commis aus der Rue Richelieu, der Bäckerjunge, der Maurerlehrling mit der Kelle — was hindert ſie, zu hoffen und zu träumen? Die Namen der Straßen, durch welche ſie gehen, rufen es ihnen zu; die Standbilder, die Monumente wiederholen es ihnen täglich, was aus Leuten ihresgleichen geworden. Jener Eugen Libau, dem der Marſchall am Tage des Malakoffſturms die Fahne in die Hand drückte mit dieſen Worten: „C'est le drapeau signal; partez!" — und der dann

ging und die Fahne auf dem Thurme aufpflanzte, und ſtarb, und nun ein Denkmal bekommen hat: war er aus beſſerm Stoff gemacht als ſie? Und der Schüler der Sorbonne, der die großen Namen der Staatsmänner, Miniſter, Akademiker an den Straßenecken lieſt, weiß auf blauen Schildern: darf er nicht glauben, daß auch ſein Name einſt dort geleſen werde, und wenn er auch nur der Sohn eines Weinſchenken oder Tagelöhners wäre? Und der junge Poet, der aus der Provinz kommt, mit einem Manuſcript vielleicht in der Taſche und zahlloſen Gedichten in der Seele: wird er ſich über den erſten Miſerfolg nicht tröſten, wenn er an der Fontaine-Molière vorübergeht, und ſich zu neuem Eifer aufraffen, wenn er die Dichterbilder des neuen Louvre ſieht? Dieſe Stadt iſt wie ein großes Buch, und jede Straße darin ein Blatt, auf welchem eine nationale Berühmtheit verzeichnet iſt. Dieſe Methode, Geſchichte zu ſchreiben, iſt nicht nur ſehr wohlfeil, ſondern von unberechenbarem Einfluß auf das Volk. Sie ſtachelt den Ehrgeiz an, der jedem Verdienſt ſeine Lorbern verheißt; der dieſe Welt von Paris in ſo großer, ſo mannichfaltiger, ſo ungeheuerer Bewegung erhält; der ihr dieſe zauberiſch-ſchönen Farben leiht, der ſie all dieſe unnachahmlichen Künſte lehrt; der ihre Läden, ihre Magazine, ihre Straßen, ihre Kaffeehäuſer, alles, was ſie berühren, ſo glänzend, ſo reizend, ſo verführeriſch macht; aber er iſt es auch, der ihnen immerfort zuruft: „Seht da, die große Nation!“ Er iſt es, der dieſen Invaliden, alt, gebeugt, an der Krücke, die Bruſt mit dem Kreuze der Ehrenlegion geſchmückt, zu der Vendômeſäule führt, um mit zitternder Hand einen Kranz von Immortellen an das Gitter zu hängen — „Souvenir“ —, ein Andenken für den Kaiſer, der dort oben thront; und er iſt es endlich, derſelbe Zug der Seele, der den Gamin ſingen oder pfeifen läßt, wenn er an dieſer Säule vorübergeht:

Que l'on est fier d'être Français,
Quand on voit la colonne!

Zwei Uhr nachmittags, — immer noch nicht mehr; denn um dieſe Zeit, wo ganz Paris in Thätigkeit iſt, ſei es in den Kammern, ſei es in den Gerichten, ſei es in den Schulen

oder in den Werkstätten: da vergehen die Stunden nicht so rasch.

Nun wandern durch die weiten Hallen des Justizpalastes und durch den steinernen „Saal der verlorenen Schritte" die Juristen, die Advocaten, die Herren von der Barre, in schwarzen Talaren, mit weißen Bäffchen und hohen Mützen — wie bei uns die Pastoren, aber unter dem Arm mit „Servietten", wie man ihren Actenfascikel im Jargon nennt. Auch sie treten historischen Boden: dieselben Steine, auf welchen einst die Angeklagten der Revolution, Marie Antoinette und Charlotte Corday vor ihren Blutrichtern gestanden; dieselben Höfe, über welche die Girondisten, noch trunken von ihrer Begeisterung und ihrem letzten Mahle, zum Richtplatz geführt wurden. Bessere Richter sitzen jetzt in diesen Sälen, zu welchen man freilich auch jetzt noch, wie der Volkswitz sagt, nicht ohne drei Dinge gehen soll: „einen Sack voll Papier, einen Sack voll Geld und einen Sack voll Geduld". Aber darin macht Paris, soviel ich weiß, keinen Unterschied von irgendeiner andern Stadt der Welt.

Nun ist auch die Stunde, wo in einem andern Theile der Stadt und in einem andern Gebäude, von der Form eines kleinen griechischen Tempels, ein großer Spectakel gemacht wird, ein wahrer Heidenlärm. Alle Tage — die christlichen, und wenn ich recht berichtet bin, einige jüdische Sonn- und Festtage ausgenommen — versammeln sich hier nämlich an die tausend Götzendiener; eine Glocke gibt das Zeichen für den Beginn ihrer Andacht. Und glaubt nur ja nicht, daß sie zu heimlichen Versammlungen gezwungen seien: nein, am hellen Mittag, und im belebtesten Theile der Stadt feiern sie ihre Zusammenkünfte. Das gute Volk von Paris sieht sie in großen Haufen auf den Stufen ihres Tempels stehen, murrend, murmelnd, kleine Blätter in der Hand — wahrscheinlich ihre Gebetformeln — auf- und abgehend, heraus und herein, rennend, drängend, je mehr der Zeiger der Uhr vorrückt, immer erhitzter, mit entflammten Gesichtern, eine Gemeinde von Fanatikern, — tanzende Derwische würdet ihr sagen, Thugs. Nun werdet ihr euch gewißlich über eine so weit getriebene Toleranz wundern, die mitten in diesem sehr christlichen Paris täglich, öffentlich, Andachtsübungen von so bedrohlichem Charakter duldet. Im Gegentheil, man hat

mir gesagt, daß dieser Cultus von oben herab sehr beschützt werde, daß er bedeutender Privilegien genieße, daß das Amt seiner Oberpriester — von denen man beiläufig vierzig zählt — ein sehr begehrtes sei, daß die reichsten Männer von Paris sich darum bewerben, und daß es dem Staat, der einen einträglichen Handel damit treibt, viele Millionen einträgt. Ihr werdet nun einen sehr schönen Begriff von dieser Religion bekommen haben, in welcher die Devoten wie toll umherlaufen und die Hohenpriester ihre Stellen bezahlen müssen; aber ihr werdet mich verstehen, wenn ich euch sage, daß der Schauplatz ihrer lärmenden Ceremonien nicht weit von jenem Palais der Rue de la Vrillière sich befindet, einst das Hôtel Toulouse, heute die Bank von Frankreich; daß das Idol, welches man dort verehrt, das Goldene Kalb und der griechische Tempel der Rue Vivienne — die Börse sei!

Steigen wir auf die Galerie. Welch ein Tosen unter uns, welch ein Geschrei, welch ein Chaos wuthsprühender Gesichter und geballter Fäuste! Wie es von den Söhnen Ismaël's heißt: „Und er wird ein wilder Mann sein, seine Hand wird sein gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn." Ein Gitter von Eisen, wie ein Korb, schützt die vierzig Oberpriester — agents de change genannt — vor den Angriffen der tobenden Menge. Ein Korb, ein Bienenkorb, ganz von Bienen umschwirrt, welche eiserne Beine, einen Leib von Papier und goldene Flügel haben. Das Gold fliegt davon, und das Papier, zuweilen das Eisen bleibt. Bienen — was sag' ich? Taranteln! Als ob sie alle von der Tarantel gestochen wären! Zehn Minuten zu drei. — Das Brausen und Branden wächst mit jeder Secunde, welche der Zeiger an der großen Uhr vorwärts geht. Unbarmherziger Zeiger! — unbarmherzig für so viele Hoffnungen, so viele Chancen — unbarmherzig vorwärts rückend, ob auch ein Vermögen, das Gebäude eines ganzen Lebens, darunter zusammenstürzt. Noch einmal nimmt das Hintertreffen einen Anlauf — die Hausse, die Baisse — es wühlt durcheinander, wie auf einem Schlachtfeld — Hüte fliegen, tausend Papierfetzen bedecken den Boden, und große Schweißtropfen perlen auf den Stirnen der Oberpriester — die Hälfte davon mögt ihr getrost Rabbiner nennen —

welche hin- und hergezerrt sich in dem eisernen Korb umherdrehen, bis sie schwindelig werden. Schwindelig — ja, auf der Galerie selbst scheint alles mit uns rund zu gehen — der Boden, das Parquet, der Korb, die Säulen, die Decke — und dazu ein fortwährender Donner von tausend Stimmen, welche in den höchsten Tönen schreien und rufen (ob sie niemals heiser werden?) — ein fürchterliches Brausen, wie das der Meeresbrandung. Wenn man sich die Ohren zuhält, könnte man glauben, in der großen Oper zu sein: die Agents de Change die Hände emporstreckend wie zum Schwur, und ringsumher die tobende Menge, der Chor, in allen Arten von tragischen Stellungen — drohend, flehend, angreifend, abwehrend. Und immer neue Depeschen kommen — von London: die Reform-Liga rührt sich, — von Berlin: Bismarck hat gesprochen, — von Kreta: die Türken sind geschlagen . . . wehe! wehe! die türkischen Papiere! Die orientalische Frage kommt aufs Tapet: der kranke Mann wird sterben — ich bin ein geschlagener Mann; hier in Depeschen aus Florenz: Tonello wird nicht reussiren — Bravo! Es lebe die Baisse! Italiener: 54 1/4. O seht doch, wie die telegraphischen Nervenzuckungen der Welt diese tausend Andächtigen der Rue Vivienne springen und tanzen lassen; es ist ein Vergnügen für den Mann, der keine Papiere hat. — Noch eine Depesche: Transatlantisches Kabel — „der Präsident in Anklagezustand" — das kümmert uns eigentlich nicht, denn die Bonds haben noch kein Bürgerrecht im Parquet; aber um so mehr interessirt es die Speculanten, die sich nicht auf den patentirten Curszettel beschränken. Nun schlagen die grünen Flügelthüren auf und ein neuer Andrang von draußen: Amerikaner, 77, 3/4, 7/8, Geld, Brief, bezahlt, verkauft — noch einmal fliegen die Hüte und die Zettel — noch einmal ballen sich die Fäuste — stemmen sich die Elnbogen der Hintermänner auf die Schultern der Vordermänner — noch einmal ein verzweifelter Kampf um das Gitter — die Schlußcurse — eine schrille Glocke — es schlägt drei Uhr!

Die Agents de Change stecken ihre kleinen „carnets" ein, zufrieden mit dem Tag und erschöpft von der Arbeit. Aber die Unzufriedenheit ist außerhalb des Gitters; die Gier, die

Habſucht, die Leidenſchaft, die getäuſchte Hoffnung, die Verzweiflung des ruinirten Spielers ſind nicht ſo leicht zu beruhigen. Denn wir wiſſen es ja, „die Käufer und Verkäufer, die Wechsler und die Krämer" gehen niemals von ſelber, man muß ſie austreiben. Nun läutet es zum zweiten mal, und nun werden ſie wirklich ausgetrieben; die Börſe wird geſchloſſen und der Raum, eben noch voll vom „tohu wabohu" des Markts, iſt leer und ſtill, todteuſtill und der Steinboden ganz beſchneit mit weißen Papierfetzen — Trümmer ſtattlicher Beſitzungen, Brouillons neuerworbener Reichthümer, die morgen vielleicht auch ſchmelzen wie Schneeflocken. . . .

Drei Uhr nachmittags — „v'là le plaisir!" wie die Kuchenweiber rufen, die nun hier und da ſchon mit ihren ſchweren Körben und leichtem Gebäck in den Straßen erſcheinen. „V'la le plaisir!" — der Corſo, die kleinen, hübſchen Wagen, die Fahrt ins Freie, die Champs-Elyſées, das Bois de Boulogne. Ganz Paris iſt nun in Bewegung. Die Boulevards ſtrahlen und glänzen in der Helligkeit des Frühlingsnachmittags, ihre Bäume ſchimmern vom erſten, friſcheſten Grün, — die glückſelige Menge wogt auf und nieder, — welch ein bunter, fröhlicher Menſchenſtrom! Vor den Kaffeehäuſern wird geraucht, gelacht, geplaudert, Abſynth getrunken. Die Omnibuſſe, die ſtattlichen Carroſſen, die voitures de remise, die offenen Zweiſpänner und die zierlichen Coupés wirbeln durcheinander — alles drängt hinaus ins Freie, in den Sonnenſchein, in das Grüne! Paris — ſchöne Stadt des Frühlings, wo die Roſen früher duften und die Veilchen niemals ſterben! Welch einen Schimmer dieſe Sonne hat — und wie die Farben darin leuchten! Wie phantaſtiſch, bis in das Blau der Himmels hinein, dieſe prächtigen Steinfaçaden emporſteigen, dieſe Kuppeln, dieſe Säulen im Alhambraſtil, dieſe Moſaikfronten, dieſe Dächer mit den goldenen Rändern! Wie die Ladenſchilder, die Firmen, die Affichen in tauſend bizarren Formen an den Wänden hinaufklettern; hier von einem Balkon auf uns herabkichernd, dort mit langen Seiltänzerbeinen aus dem erſten ſchräg bis in den fünften Stock ſteigend! Das iſt alles ſo ſinnreich, ſo heiter und ſo amuſant. Hier wie mit einem Federſtrich in die Luft geſchrieben, flimmert: „Nadar" (Nadar, ihr wißt es, iſt der große Photograph, aber

laßt euch ja nicht bei ihm photographiren!); dort noch höher, noch origineller, noch toller, als sei der Blitz in seinem zackigen Laufe hängen geblieben: „Objets d'art et de fantaisies." Uebermüthig geniale, erfinderische, immer Neues schaffende Phantasie von Paris! Und unaufhaltsam drängen die Menschen und die Wagen hinaus — die vornehmen Damen vom Quartier St.-Germain in den orthodoxen Equipagen, die schönen Damen vom Quartier Bréda, weniger orthodox sowol in ihren Wagen als in ihren Ansichten, mit einem Pudel auf dem Rücksitz, roth oder blau gefärbt im vergangenen Sommer — wer weiß? vielleicht mit Goldpuder bestreut im andern. Alles rollt und reitet und pilgert hinaus und von allen Seiten. Halt! — welch ein Zusammenstoß? Taschentücher und Hüte in Bewegung — vier Pferde — Vorreiter — eine Dame in reicher Toilette, mit feinem Gesicht, mit müden, blauen Augen — die Kaiserin Eugenie! — Ein lautes Vivat, das sich durch die Menge fortpflanzt. „Es lebe der Kaiser!" In einem leichten Wägelchen, von zwei wackern Braunen gezogen, fährt er vorüber, selber kutschirend, und wie ein guter Kutscher nach beiden Seiten mit der Peitsche die Honneurs machend. Der kaiserliche Prinz folgt, ein hübscher Knabe mit intelligentem, wohlwollenden Gesicht — und wie er reiten kann! In gesprengtem Galop, mit dem Stallmeister zur Linken und dem Bedienten hinter sich; und nun schließt sich die Phalanx, und in ununterbrochenem Zuge gehen die Wagen, die Damen und die Pudel vorüber — ein Schauspiel, das man als Fußgänger umsonst und wenn man einen geflochtenen Stuhl vorzieht, für zwei Sous haben kann.

Aber wie sehr haben sich meine schönen Elyséeischen Felder verwandelt! Kaum, daß ich sie nach den zehn inzwischen verflossenen Jahren wiedererkenne! Wo damals ein grünes Labyrinth war und Wasser und Rasenflächen und große Bäume, da stehen jetzt Steinmassen und Boulevards. Wo ich damals in schattigen Waldwegen ging, auf diese kleinen Damen von Paris deutsche Gedichte machend (ich war damals so viel jünger, meine Herren!), da stehen jetzt gewaltige Hotels, die ich nicht wiedererkenne. Dort, über der Straße, hoch an der Giebelseite sehe ich ein Schild und darauf lese ich die Worte: „Hôtel

Meyerbeer" — es ist das Haus, in welchem er gestorben. — Nun sagt mir, meine lieben Landsleute, was hat die Stadt, in der er *geboren* worden, für seinen Namen gethan? Wo ist die Meyerbeerstraße, die ich schon so lange suche? Wo ist sein Denkmal? Wo ist Lessing, wo ist Goethe, wo ist Mendelssohn, wo ist Stein, wo Hardenberg! .... Aber es ist wahr, wir sprechen nicht von Berlin, sondern von Paris, und nicht so sehr von Paris in diesem Augenblick, als von den Champs-Elysées, obwol diese nun auch fast ganz schon zu Paris geworden. Die großen Boulevards Beaujon und Monceaux haben den Park zerschnitten, in welchem einst der Herzog Egalité lustige Feste feierte, als er noch Herzog und nicht Egalité war; und sie haben das seltsame, mystische Haus zerstört, in welchem ein anderer Herzog im Exil lebte, der Herzog von Braunschweig. Hier wohnte Balzac; das Haus ist verschwunden, aber die neue Straße heißt: Rue de Balzac. Hier dichtete Béranger seine letzten Verse:

Frankreich, ich sterbe! Leise naht die Stunde,
Die mich heimruft; doch soll *dein* Name sein
Das letzte, was da schwebt auf meinem Munde,
Denn treuer liebte keiner dich — o nein!

Auch *das* Haus ist nicht mehr; aber die Passage-Béranger ist geblieben Hier lebte, vor dem Sündenfall, Lola Montez; und hier, von diesen Bäumen beschattet und verborgen, mit dem Ausblick in einen duftenden Garten, war das kleine Hotel der Gräfin d'Agoult, ein reizender Backsteinbau, heiter, originell und malerisch — eine Villa, weitab von Paris, ein Salon, wo sich oftmals um eine der geistvollsten Damen viele von den größten Berühmtheiten versammelten.

Doch auch dieses Asyl der Anmuth und des Geistes gehört der Vergangenheit an; wenn man jetzt die Einsamkeit und das Grün haben will, so muß man es jenseit des Triumphbogens suchen.

Häusermassen, zum Theil noch im Entstehen, bedecken den Weg, den man öffnete, indem man das Trocadero sprengte: die Avenue und den Platz des Königs von Rom. Alte, Napoleonische Erinnerungen verbinden sich mit dieser Gegend,

und der jetzige Kaiser, der in dieser Beziehung sehr viel gelernt und nichts vergessen, hat sie aufs neue wieder im Namen aufleben lassen. Hier, auf der „Montagne de Chaillot", wo man einen weiten und imposanten Blick gegen das Panorama von Paris hat, wo die Seine fließt, wo der Pont de Jena steht und die Ebene des Marsfeldes sich ausdehnt: da, nach der Geburt des Königs von Rom, beabsichtigte der erste Kaiser das „Palais du Roi de Rome" zu bauen, welches in Pracht und Ausdehnung die schönsten und größten Gebäude der Welt übertreffen sollte. Schon waren die Grundmauern gelegt, als das Unglücksjahr von 1812 diesen und so manchen andern stolzen Plan unterbrach; und als Napoleon heimkehrte aus Moskaus Brand, wo zum ersten mal die Stimme des Herrn zu seinem Gewissen geredet, und aus Rußlands Schneefeldern, die mit den Trümmern der Großen Armee bedeckt waren: da sehnte er sich, für einen Augenblick, nach Ruhe und dachte statt des Palais nur noch an ein „Sanssouci". Aber auch ein solcher Ruheort sollte ihm nicht beschieden sein; gewohnt, das Schicksal zu commandiren, forderte er es noch zwei mal heraus — die Antwort war: Leipzig, Waterloo; und statt Sanssouci: St.-Helena! Nun sanken die Grundmauern wieder in die Erde zurück, und die Restauration nannte diese Anhöhe, zum Andenken an die einzige Waffenthat des Herzogs von Angoulême und den Ort, wo er die spanische Freiheit unterdrücken half: Trocadero. Sechzehn Jahre später, als die Julidynastie in der Blüte ihrer Macht stand und, im Jahre 1840, die Asche des Kaisers von St.-Helena zurückgeführt ward, um „ein Grab an der Seine" zu finden: da dachte man noch einmal an das Trocadero. Monsieur Vitet, derselbe Architekt, der das Palais des Königs von Rom hatte bauen sollen, schrieb damals (in der „Revue des deux Mondes", 1. Sept. 1840): „Dort ist es, wo Napoleon die Wohnung seiner entstehenden Dynastie erbauen wollte; dort sollte seine erloschene Dynastie mit ihm begraben werden. Er würde dieses neue Paris beherrschen, dessen Schöpfer, sozusagen, er geworden, diese Ufer der Seine, welche er mit einer langen Linie von Palästen bedecken wollte; zu seinen Füßen, unter seinem Blicke würde sich das Marsfeld erstrecken: das Schauspiel der Manöver würde noch seinen

Schatten erfreuen; und wenn am Morgen unſere jungen Soldaten kämen, um ſich in den Anſtrengungen des Waffenhandwerks zu üben, ſo würden ſie, hoch über ihren Häuptern, dieſe grandioſe Geſtalt ſehen, umſchimmert von dem Feuer der aufgehenden Sonne, gleich einem ſtrahlenden Leuchtthurm, dorthin geſtellt, um ihnen den Weg der Schlachten und des Sieges zu zeigen."

Wiederum ſind ſechzehn Jahre vergangen. Die militäriſchen Schauſpiele des Champ de Mars ſind verſchwunden, und nicht dort, ſondern in der Gruft der Invaliden hat der Kaiſer ſeine letzte Ruheſtatt erhalten. Aber wo das Trocadero geweſen, auf dem Platz des Königs von Rom, ſteht heute nicht ſein Schatten, ſondern ſein wieder lebendig gewordener Geiſt. Mit jenen Augen, die der Welt Furcht, Bewunderung einflößten und ſeinen Legionen abgöttiſche Liebe, blickt er herab auf dies Marsfeld, wo einſt im Jahre 1790 ſechzigtauſend Menſchen den Grund aufſchaufelten, um Tribünen zu bauen zum „Feſt der Verbrüderung", und wo neuerdings nicht weniger Hände beſchäftigt geweſen ſind, um den großen und ſtaunenswerthen Schauplatz herzuſtellen für den Weltmarkt des Jahres 1867. Nichts mehr als der Name und die Kriegsſchule, welche mit ihrer breiten und alterthümlichen Fronte die Flanke beherrſcht, werden den Beſucher ſpäterer Zeiten an die vormalige Beſtimmung des Marsfeldes erinnern. Wo einſt der „Altar des Vaterlandes" geſtanden, eine Drohung für die Welt, das Signal des allgemeinen Kriegs: da wird dann ſich jener Tempel erheben, der für einen Augenblick die friedlichen Schätze der Welt umſchloß, die Reichthümer ihres Fleißes und ihrer Arbeit.

Zu glauben oder uns glauben machen zu wollen, daß darin eine Garantie des Friedens läge: welch eine Täuſchung! Für ſechs Monate vielleicht. Aber ein Anderes, Höheres (wenn es auch in dem Curszettel nicht ſo hoch verzeichnet ſteht) ſcheint darin ausgedrückt zu liegen, daß — ſei es durch die Logik oder die Ironie der Ereigniſſe — dieſes Bundespalais der Völker auf den Boden geſtellt iſt, aus welchem einſt düſter und drohend die Flammen der Freiheit emporſchlugen! Welcher denkende Mann, aufrichtige Freund des Fortſchritts, kann, wenn er an dieſer Stelle ſteht, die Gemeinſamkeit der mate-

riellen Arbeit zugeben, ohne sie sogleich auf das ideale Gebiet zu übertragen, wo der Menschheit höchste Interessen liegen? Nun, was kann ihm erwünschter sein und verheißungsvoller erscheinen, als diese persönliche Begegnung dichter Völkermassen, ihre directe Berührung und freundlicher Austausch von Begrüßungen, nachdem ihre besten Geister so lange schon über die Grenzen hinweg sich die Hände gegeben? Die Grenzen werden darum nicht aufhören — wenn vielleicht auch die Grenzscherereien mit Paß- und Zollvisitationen —; denn der stärkste Glaube an die Zukunft kann weder Berge versetzen, noch den Lauf der Flüsse verändern. Auch die Kriege werden darum nicht aufhören; aber sie werden wahrscheinlich einen andern Charakter annehmen, kein Dreißigjähriger, kein Spanischer Erbfolgekrieg wird mehr möglich sein: der Friede wird der Bundesgenosse der Freiheit sein, und der Krieg sich nur gegen denjenigen erklären, der sie zu leugnen wagt.

Ich bin nicht überzeugt, ob Monsieur Duruy, der Minister, an einen solchen Zusammenhang gedacht hat, als er die Worte schrieb: „Die Idee der periodischen Ausstellungen ist durchaus französisch; Frankreich, nachdem es der Welt die Idee gegeben, hat unaufhörlich und erfolgreich gearbeitet, sie zu entwickeln." Aber Monsieur Duruy, der Historiker, wird mir recht geben.

„La Patrie! La Presse! Le Petit Journal! Toutes les feuilles du soir!" Es ist vier Uhr Abends — „quatre heures du soir", denn in der Sprache der Pariser beginnt so früh schon der „Abend", diese schöne, lange Zeit des Genusses für sie, die sich bis mitten in die Nacht hineindehnt. In schweren und feuchten Ballen kommen nun die Zeitungen an und vertheilen sich über die Boulevards, die Plätze, die Straßen, bis an die äußerste Bannmeile von Paris in jene kleinen, zierlichen „Kiosks", die wie Schilderhäuser aussehen, aber mit viel freundlichern Farben, als die preußischen sie haben — strahlend bunt, zierlich, elegant, Vedetten für die Scharfschützen der Presse.

Den geringen Mann, die kleine Arbeiterin, den Kutscher und den Portier hier halt machen und seinen Sou hinlegen

ſehen für ſein Abendblatt, hat für mich immer etwas Feſſelndes gehabt, etwas, das mein Nachdenken und in frühern Jahren ſehr meinen Neid erweckte. Doch wir haben es erlebt, daß das politiſche Intereſſe gleichen Schritt hält mit den Ereigniſſen. Auch wir ſind mittlerweile eine politiſche Nation geworden, und uns fehlt in Berlin, um den Straßen ein ebenſo mannichfaltiges Bild politiſchen Lebens zu geben, nur noch der öffentliche Zeitungsverkauf, oder um die Wahrheit zu ſagen: die Erlaubniß dazu. Freilich darf auch nicht verſchwiegen werden — wer aber wüßte das nicht ſchon? — daß die Regierung in Frankreich ſehr dafür ſorgt, welche Nachrichten das Volk bekommen, welche nicht bekommen ſoll; und daß ſeit der Einführung der hohen Steuer für die politiſchen Blätter zwei- bis dreimalhunderttauſend Familien aus dem Volke ſich damit begnügen, das Blatt des Herrn „Polydore" Millaud zu leſen. Das iſt es, was die wahren Freunde des Volks in Paris, ſeine Lehrer und geiſtigen Wohlthäter ſo ſehr beklagen; einer der vorzüglichſten von ihnen, Roſſeuw St.-Hilaire, ſagte bei Gelegenheit der Eröffnung des neuen Leſeſaals im Arbeiterverein der Avenue Lascuée: „Ich wohne in Paris, dicht bei einer ungeheuer großen Fabrik; — und am Abend, zur Zeit, wo die Werkſtätten ſich leeren, kann ich nicht nur den Arbeiter, ſondern auch dem Lehrling einen Sou und ſogar zwei ſich von ſeinem kärglichen Lohn abziehen ſehen, um ſich eines dieſer traurigen ſogenannt populären Blätter zu kaufen, in welchen man alle ſchlechten Romane des letzten Jahrhunderts abdruckt, ohne von den ſchlechten Romanen des unſerigen zu ſprechen; wenn ich denke, daß dieſes ungefähr die einzige für die Arbeiter beſtimmte Lektüre ſei, die einzige moraliſche Belehrung für ihn, ach! dann wird meine Seele traurig und unruhig zu gleicher Zeit."

Aber was hilft es! Die Laufbahn Cato's war nicht halb ſo glänzend als die Laufbahn Roccambole's. Als er geſtorben war, da mußte der beneidenswerthe Verfaſſer auf allgemeines Verlangen ihn wieder auferſtehen laſſen; und „La réſurrection de Roccambole" entzückte das Publikum der Souterrains, der Dachkammern, der Vorſtädte und der Hallen für ein weiteres Jahr. Aber auch das war noch nicht hinreichend:

und als ich jüngſt am Morgen nach meiner Ankunft in Paris ein Blatt in die Hand nahm, was anderes ſollte ich da finden, als „Le dernier mot de Roccambole“ . . .? Indeſſen iſt Monſieur le Vicomte de Ponſon du Terrail ein reicher Mann dabei geworden und wir andern nomadiſiren.

Sei es nun dies Journal oder ein anderes: jetzt erfüllen ſich die Gärten der Tuilerien, des Palais-Royal und des Luxembourg mit zeitungleſenden Männern. Das Reich der Kinder iſt zu Ende, und das der „petits verres“ beginnt.

In Perambulators, auf den Armen ihrer Wärterinnen oder an der Hand ihrer Gouvernanten pilgern die kleinen, zierlichen Geſchöpfe nach Hauſe, deren graziöſes Benehmen und geſchmackvollen Anzug man nicht genug bewuudern kann, wenn man auch zuweilen in Gefahr geräth, ſie mit ihren Sprech- und Schreipuppen zu verwechſeln, oder umgekehrt. Werden ſie ihre Mutter ſehen? Wahrſcheinlich nicht; denn Madame — wenn ſie auch nicht *immer* aus iſt und zu Hauſe nur ſchläft, wie Mama Benoiton in Herrn Sardou's Stück — Madame hat in den 24 Stunden von Paris höchſtens die beiden von 1 bis 3 Uhr frei, welche ſie treulich der Toilette ihrer Kinder widmet. Und wo iſt Monſieur? Bei Tag im Amt oder an der Börſe, bei Nacht im Salon — ein armer Märtyrer des Geſchäfts und der Geſellſchaft. Aber ſeine Rente wächſt, und Gott wird ſorgen, daß auch ſeine Kinder wachſen. Die kleinen Engel! Er hütet ſie beſſer, als ſeinen Augapfel; er ſchickt ſie mit zwölf Jahren ins Kloſter und mit ſiebzehn an den Altar. „Sie ſind in einem Zuſtande paradieſiſcher Unſchuld aufgewachſen“, ſagt der Papa, „ſie ſind noch nicht ein einziges Mal im Theater geweſen.“ Das Unglück iſt, daß eine junge Franzöſin nur noch ſehr wenig zu lernen hat, wenn ſie bis zu ihrem zwölften Jahre täglich mehrere Stunden im Tuileriengarten geweſen iſt! „Eine verheirathete Dame meiner Bekanntſchaft, aus einer ſehr reichen Familie“, ſagt Edmond About in der „Vie Parisienne“, „erzählte mir, daß ſie im Tuileriengarten für Geld getanzt habe. Es war ihre Wartefrau, die ſie dort öffentlich producirte und die Beiträge der Zuſchauer einſteckte.“

Der Platz, den die kleinen Pariſer, die Pariſer der Zukunft

eingenommen, nehmen nun die großen, die veritabeln Pariſer ein. Die Militärmuſik kommt und die hübſchen Damen kommen, und ein fröhlicher Anblick iſt es, alle die reizenden Toiletten, die koketten Sonnenſchirmchen und die kleinen Hüte mit Bändern und Blumen unter den grünen Bäumen zu ſehen, während die Sonne, tiefer und tiefer gehend, ihre goldenen Lichter in das Laubwerk ſprühen läßt und hier mit einem Funken, dort mit einem Tropfen die leichten Sommerſtoffe der Damen beſprengt. Denn auch die Sonne iſt ein klein wenig kokett in Paris.

Schöne Stunde, wenn das Abendlicht über Paris flutet — nirgends ſchöner als auf einem von den Thürmen, wo Paris zu unſern Füßen weit und herrlich ausgebreitet liegt.

Aber warum hat man die Büſte von Blaiſe Pascal in die offene Kapelle des Thurms St.-Jacques la Boucherie geſtellt? Als ich zuletzt hier vorüberging, vor zehn Jahren, da war noch keine Rue de Rivoli hier, kein Square, kein Gitter: plumpe Häuſermaſſen, mitten aufgeſchlitzt, ſchwarz und unheimlich, ſtanden hier um die alte Kirche, welche ſeitdem verſchwunden iſt mit all den traurigen Straßenreſten, die halb geſtürzt und zertrümmert umherlagen. Nun iſt hier einer der herrlichſten Plätze von Paris; und das hat mich nicht gewundert. Nur meinen alten Freund, den Denker von Port-Royal hier zu treffen, hat mich in Erſtaunen geſetzt. Seine mächtige Stirn, von dem Abend gekrönt, ſeine ſtarke Naſe, ſein voller Mund, für den Genuß geformt, und ſeine großen Augen, aus denen die Wehmuth und die Entſagung blickt — dieſes ganze Marmorbild, von der ſinkenden Sonne belebt, es ſah mir ſo tief, ſo fragend in die Seele.

Mitten im Strudel der Welt einem vertrauten Freunde zu begegnen, dem Genoſſen langer, genußvoller Einſamkeiten, dem Geſellſchafter bei der Studirlampe; ihn hier zu treffen, auf der Straße von Paris, und gleichſam aus der Tiefe ſeines Kloſters rufen zu hören: ſei ſtille!

Und ſoll ich es dem Leſer bekennen, daß ich ganz vergaß, darüber nachzudenken: ob man das Denkmal des Philoſophen hier aufgerichtet, weil er von der Höhe dieſes Thurms die Geſetze der Schwere ſtudirt, oder weil er der Erfinder der

Omnibus geweſen? Ich glaube das letztere, obgleich oder weil die Handbücher nichts davon zu ſagen; denn, um mit ſeinen eigenen Worten von Pascal zu ſcheiden, „man überzeugt ſich, für gewöhnlich, mehr durch die Gründe, die man ſelbſt gefunden hat, als durch diejenigen, welche dem Geiſte der andern entſprungen ſind".

Die Treppe, welche ſich im Innern des Thurms emporwindet, iſt ſehr bequem; viel bequemer, ich wette, als zu der Zeit, wo nur die geiſtlichen Herren und Glöckner hier auf- und abſtiegen. Eine freie Luft weht hier oben auf dem Plateau und der blaue Himmel iſt über uns. Welch ein Blick auf Paris! Dort, ſchräg über den Höhen von Meudon, ſteht die Sonne und im weiten Umkreis, voll und reichlich, wie in einer Schale, liegt dies Paris, deren leuchtende Ränder die grünen, blühenden Hügel, die Wälder und die Fluren ſind. Wie ganz anders der Blick auf London, als dieſer Blick auf Paris! London — ein düſteres, ſtarres Stein- und Mörtelmeer, über welchem der Steinkohlenruß von fünfmalhunderttauſend Schornſteinen lagert. Paris — eine lachende Terraſſe mit Häuſern bedeckt, Dach an Dach, Straße an Straße, Platz an Platz — klar, durchſichtig bis an den fernſten Punkt des Montmartre, heiter und freundlich noch hinaufgrüßend zu dem einſamen Wanderer, der dort oben ſteht, ſo hoch und, wie er glaubt, ſo unbemerkt. Ueber London zu ſtehen: das iſt die Einſamkeit der Wüſte, das iſt das Inferno des Dante, das iſt der Blick auf eine Welt mit dem Gefühl des completen Nichts. Ueber Paris ſtehen: das heißt ſich mit Paris unterhalten, durch die Fingerſprache, die Zeichenſprache, die Augenſprache; das heißt ſich auf die Zehen ſtellen, um hier und da in eines ſeiner kleinen Geheimniſſe zu lugen; das heißt mit einem Wort, ein klein wenig den Indiscreten ſpielen, um es einmal unbelauſcht in ſeiner ganzen Schönheit zu ſehen!

Still und breit und grün geht da unten die Seine ihre Bahn, vielfach gewunden, hier unter den Brücken verſchwindend, dort wieder auftauchend, hier ſich theilend und dort mit beiden Armen wieder ihr Paris umſchließend und an ſich drückend, ihr enfant gâté. Wenn die Seine Paris liebt, ſo liebt der Pariſer die Seine nicht minder. Er liebt ſie wie der Fiſcher

von Sorrent das Meer und der Gondoliere von Venedig die Lagune. Seht nur, wie die Straßencolonnen von beiden Seiten ſich herzudrängen, um die vorüberziehende zu grüßen mit ſtrahlendem Lächeln, mit ſchimmernden Fenſtern, mit wehenden Tüchern (nämlich Betttüchern und anderer Wäſche, die dort zum Trocknen aufgehängt wird, — man muß immer, ſelbſt auf einem Thurme, bei der Wahrheit bleiben!). Dort jene Inſel mit den mächtigen alten Gebäuden, den breiten und den ſpitzen Thürmen: das iſt die Wiege von Paris, Lutetia Parisiorum, und das Stadtwappen von Paris iſt ein Schiff. Allerlei buntes Gefährte bedeckt den ziehenden Strom — kleine Boote mit rothen Segeln, Fracht- und Fruchtſchiffe, Mühlen, Schwimmſchulen, Waſchhäuſer, eine kleine Stadt ſchwimmt auf dem Waſſer der Seine, bis fern hinter den letzten Brücken, wo ſie ſich, wie ein blinkender Faden, ins Grün zu verlieren ſcheint.

Und immer reicheres Gold, tiefern Purpur ſtrömt die weſtwärtsgehende Sonne über die Häuſermaſſen aus, bald eine Partie daraus ablöſend, wie einen funkelnden Stein auf einem Ring, bald mit einem breiten Flammenſtreifen ganze Stadttheile aus der Unbeſtimmtheit, der Gleichförmigkeit ihres Brauns hebend und ſie in aller Farbenpracht vor den Beſchauer hinſtellend, von dem Concordienplatz bis zum Platze der Baſtille, von den Boulevards bis zu den Hügeln des Nordens — alle Thürme glühend, alle Kirchen leuchtend, alle Paläſte ſchimmernd, alle Straßen, alle Boulevards, alle Chauſſeen voll goldener Helligkeit, und alle Mauern in Licht getaucht. Dann kommt der Schatten, langſam wachſend und langſam mit ſeiner blauen Dämmerung das zauberiſche Bild bedeckend, deſſen Farben nun verbleichen, deſſen Contouren nun verſchwimmen, deſſen Andenken nun allein noch in der Phantaſie fortlebt.

Der Frühlingsabend ſteigt herauf und breitet ſein feierliches Schweigen und ſeine ſanfte Dunkelheit über Paris. Ein dumpfer, aber voller Ton erſchüttert die Luft — er wiederholt ſich in immer kürzern Zwiſchenräumen — melodiſch, wie ein Echo aus den frommen Märchen und Legenden — tief und ernſt, wie die Stimme fernſter Jahrhunderte — die Vesperglocke von Notre-Dame.

Es iſt ſechs, ſieben Uhr abends; ſagen wir im April.

Das letzte Roth, welches an ihnen noch hing, entschwindet den Dächern; leise noch glimmen im gelben Abendlicht die Metallbänder der Domkuppeln und die Spitzen der hohen Thürme; das Blau der Dämmerung wird grau, das Profil der Stadt scharf und eckig.

Aber schon bereitet sich ein neues Schauspiel vor. Mitten im Herzen der Stadt erscheint ein goldener Punkt, ein anderer hier, ein dritter dort, ein vierter — es ist nicht zu sagen, wie rasch sie sich folgen, sie sind nicht mehr zu zählen. Ganz Paris ist mit goldenen Punkten besäet, so dicht wie ein dunkles Sammtgewand mit Goldflittern. Bald blinzelt und zwinkert es überall; man kann sich nichts Schöneres denken, und doch kommt nun erst das Schönste. Aus den Punkten bilden sich Linien, aus den Linien Figuren; Funken reiht sich an Funken, und so weit das Auge reicht, erblickt es endlose Lichteralleen. Einige, die durch die Thalniederung gehen, erscheinen wie die reichsten Guirlanden aus funkelnden Blumen; andere, welche die Höhen bekränzen, gleichen den Umrissen phantastischer Architekturen. Ein Flammennetz mit zahllosen feinen Spiralen entwickelt sich in unserm Gesichtskreis: die Karte von Paris, in schimmernden Strichen gezeichnet; die Boulevards, mächtige Lichtstränge, zu feurigen Knoten geschürzt, wo sie sich treffen; die großen und die kleinen Straßen, Lichtfäden; die freien Plätze, starke Flammencentren, die nach allen Seiten ihre strahlenden Radien schießen — und ringsum, wie ein röthlicher Flammengürtel die Vorstädte bis zu den fernen Barrièren.

So sieht Paris aus, wenn seine 40000 Gasflammen brennen — Paris bei Lampenlicht, wenn ihre schimmernde Flut seine Schönheit schöner und jede seine Verführungen verführerischer scheinen läßt — Circe's Zauberschloß mit strahlenden Sälen voll Musik und lieblicher Frauen, mit berauschenden Irrgärten voll Lillas, Lauben und Cancans, mit Straßen voll Glanz, mit Passagen voll funkelnder Juwelen (nämlich in den Schaufenstern) und funkelnder Augen dahinter, voll sehnsüchtiger Augen davor ... und — bald hätten wir's vergessen — und mit jenen kleinen, traulichen Salons überall, wo man so .... so vortrefflich dinirt.

O, daß der beste Mensch an jedem Tage nur ein mal

diniren kann! Das iſt es, was dem Fremden das Herz ſo ſchwer macht in Paris, wie Fauſt geſagt: „und im Genuß verſchmacht' ich . . . .“ Denn wenn ich zum kleinen Véfour gehe, ſo kann ich unmöglich auch zum großen Véfour gehen, obgleich nicht mehr als vier, fünf Thüren zwiſchen dem einen und dem andern ſind. Ins Palais-Royal gehen wir auf jeden Fall; denn das iſt nun einmal die Phantaſie der Fremden; und offen geſtanden: es iſt auch die meine. Dort hat mein Freund Philipp Egalité gewohnt; und ich kann mir nicht helfen, ich liebe den Mann (wenn ich ihn auch gerade nicht achten kann; aber was hat das eine mit dem andern zu thun?) — ihn, der die beſten Diners gegeben, die ſchönſten Frauen geliebt und immer Schulden gehabt hat, der dieſe prächtigen Galerien hat bauen und dieſe weite Colonnade errichten laſſen, — ihn, den civilen und artigen Mann, der ſogar noch höflich gegen den Scharfrichter war, der ihn auf das Bret der Guillotine ſchnallte.

Eh bien, wir ſind im Palais-Royal; mein Freund (diesmal nicht Philipp Egalité, ſondern mein anderer Freund — dem Gott das Leben noch recht lange erhalten möge — „Bonvivant“ mit Namen und Vergnügungsreiſender aus Berlin) trifft mich an jedem Tage um dieſe Stunde an dieſer Stelle. Es muß das Palais-Royal ſein, — wie Vater Crevel ſagt: „ganz Ludwig XV., ganz Pompadour“. Wir ſehen uns während des Tages nicht; aber am Abend vereinigen ſich unſere Wege zum Diner. Es gibt kein beſſeres Rendezvous. Der dritte von der Geſellſchaft iſt ein guter Pariſer, der ſein Paris kennt und, beiläufig geſagt, Ritter vom Erlöſerorden iſt. Er will es uns aber nicht ſagen, wie er dazu gekommen.

„Meine Herren“, ſagt er, „wir werden bei Philippe, Rue Montorgueil, ebenſo gut eſſen und im Café Riche vielleicht noch beſſer.“

Bonvivant beſteht auf dem Palais-Royal.

„Beim kleinen Véfour“, ſagt der Pariſer, „finden wir ein hübſches Dîner arrangé, vier Schüſſeln und Eis für fünf Francs . . .“

Bonvivant wird unwillig. „Wenn ich in Paris bin, ſo will ich nicht für fünf Francs eſſen. Das thu' ich das ganze Jahr.“

Bonvivant hat recht; in Paris ſoll man nicht für fünf Francs eſſen — obgleich es mir (ich bitte um Entſchuldignng) beim kleinen Véfour für fünf Francs immer trefflich geſchmeckt hat und — (dies unter dem Siegel der Verſchwiegenheit) ihm auch!

„Gut", ſagt der Pariſer, „die große Vogue iſt noch immer bei den Drei provenzaliſchen Brüdern . . ."

„Ich weiß es", ſagt Bonvivant; „gehen wir dahin."

„Les trois frères Provençaux" — ich bitte um die Erlaubniß ernſthaft werden zu dürfen. Nicht halb ſo prächtig, die Zimmer nicht halb ſo hoch, und an den Wänden nicht halb ſo viel Gold und Spiegel, als in den Reſtaurants für anderthalb Francs. Aber gediegen, aber anſtändig, aber furchtbar theuer!

Der Pariſer ſagt: „Hier iſt vielleicht der einzige Platz in Paris, wo Sie keine Demi-Monde ſehen werden."

Bonvivant ſtutzt. „Gehen wir dennoch hinein!" ſagt er nach kurzem Bedenken. Wir öffnen und kommen in einen langen, niedrigen Saal zu ebener Erde. — Galérie Montpensier, 9 et 11, links.

Würdige Männer mit ergrauten Häuptern treten uns entgegen, nicht überhöflich, aber anſtändig; männliche Matronen, würde ich ſagen, wenn man das ſagen könnte. Es ſind die Kellner dieſes Etabliſſements. Aber nun nenne man einmal „Garçon" einen Mann mit eisgrauem Kopf, einen Greis.

Auf das Wort des Pariſers gibt eine von dieſen ehrbaren Erſcheinungen ein Zeichen, und die petits appartements ſtehen zu unſerer Verfügung.

Die Treppe iſt eine nüchterne Treppe im Vergleich zu den andern Treppen, die wir kennen gelernt; weniger Blumen, weniger Springbrunnen, weniger Licht — und gar keine Damen. Ein wahres Kloſter.

„Hier iſt alles innerlich", ſagt Bonvivant.

Fürwahr: das Sanctuarium des Gourmets, wo ihn nichts in ſeinen profunden Betrachtungen ſtört.

Ein kleines Zimmer mit einem Bogenfenſter nimmt uns auf — niedrig, alterthümlich, der Boden mit einem koſtbaren, aber abgeblichenen Teppich, die Möbeln mit Gobelins bedeckt,

und auf dem ovalen Tiſch ein ſchwerer Leuchter — Wachskerzen!

„Keine Damen und kein Gaslicht! Es iſt magnifique!" ſagt Bonvivant. „Es iſt wie in der allerbeſten Kloſterzelle — La Trappe, Port Royal — Chartreuse — hier iſt gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen. Garçon, la carte du jour!"

Der Garçon, mit einer Miſchung von Melancholie und feinem Spott in ſeinem Geſicht ſchüttelt das graue Haupt. „Il n'y a pas de cartes du jour ici, Monsieur!"

Der Pariſer flüſtert ihm ins Ohr: „Ich ſagte es Ihnen im voraus." — „Laſſen Sie mich doch meine Studien machen", verſetzt Bonvivant; hierauf ſich wieder an Se. Ehrwürden, den Kellner wendend, fährt er fort: „Was kann man haben?"

„Alles!" ſagt der Mann mit dem grauen Haupt, und reicht uns, nachdem er einen Kaſten voll prächtigen Silberzeugs und eine ganze Laſt Teller von dem feinſten Porzellan auf den Tiſch niedergeſetzt hat, die Karte des Hauſes.

Schönes Buch in rothen Sammt gebunden, wie gern hätte ich dich, zum Studium in ſtillen Stunden, heimgebracht, in mein fernes Arbeitscabinet! Aber der graue Mann wollte davon durchaus nichts wiſſen, und ſo kann ich denn auch nur wie er ſagen: „Alles!"

Nämlich: 36 Seiten für die Küche, 4 Seiten für den Keller — aber ſehr lange Seiten, Kleinfolio, mit engem Text und vielen feinen Anmerkungen — ein Elzevier für den Kenner. Alle „primeurs", die der anſpruchsvollſte Humor nur wünſchen und Algier nur liefern kann, eröffnen das Buch in Sammt. Folgen 20 hors d'oeuvres und 33 Suppen. Unglücklicher Mann, der nicht franzöſiſch verſtand und immer nur mit den Fingern zeigen konnte, was er wollte, und, da er immer auf dem erſten Blatt blieb, eine Suppe nach der andern bekam, bis er bei der ſechsten ungefähr ausrief: „Die Suppen ſind gut; wo bleibt aber der Braten?" Nun, zwiſchen dem Braten und der Suppe kommt erſt der Fiſch, und hier ſind 6 Manieren für den Steinbutt, 9 für den Lachs, 7 für die Seezunge, 4 für die Makrele — das nächſte Blatt nennt die Namen von 46 Schüſſeln Rindfleiſch, darunter allein 7 verſchiedene Beefſteaks und 8 Filets. Was aber ſagt der Leſer zu 19 verſchiedenen Arten von Hammel- und 16 von

Kalbscoteletts, zu 34 Wildpretgerichten, 47 Schüſſeln Gemüſe und 71 Schalen Compots?

Was der Leſer ſagt — ich weiß es nicht; aber Bonvivant, welcher inzwiſchen ſeine Wahl getroffen, überreicht ſeelenvergnügt und ſtrahlenden Auges ſein Manuſcript dem Kellner, indem er das große Wort ſpricht: „On mange partout; mais on ne dîne qu'à Paris!“

„Iſt das ſo gewiß?“ wirft der Pariſer ein, der zuweilen, und namentlich vor dem Diner gern den Moraliſten macht. „Sie glauben wol, daß die einzige Frage der Pariſer ſei: wo werde ich diniren? Ich verſichere Sie, daß es Tauſende und nicht von der ſchlechteſten Klaſſe gibt, die ſich an jedem Tage um dieſe Stunde fragen: wie werde ich diniren? Ein furchtbares Problem für gar manchen, der noch ſo luſtig auf dem Boulevard flanirt, meinetwegen mit dem Zahnſtocher im Munde. Das Leihhaus iſt niemals ſo gedrängt voll, als um dieſe Stunde; aber wenn man verſetzt hat, was man beſitzt, ſo hilft auch «die Tante» nicht länger aus der Noth. Sich im Frack und weißer Kravatte zu einem Freunde ſtürzen und ausrufen: O Gott! ich bin zu einem Diner geladen, mein Wagen ſteht unten und — ich habe mein Portemonnaie vergeſſen! — oder ſich die Rechnung bringen laſſen, in die Taſche greifen und bleich werden mit dem Schrei: Himmel, man hat mir mein Geld geſtohlen!... wie verbraucht! Darauf bekommt man kein Diner mehr in Paris. Aber neulich machten Statiſten vom Theater nebenan es nicht übel. Sie ſteckten ſich in die prachtvollſten Bedientenlivreen, deren ſie in ihren Garderoben habhaft werden konnten, kamen hierher und beſtellten ein exquiſites Diner für ihren Herrn, den Marquis von Roſtokoff. Als das Diner fertig war, holten ſie es, brachten dann das Geſchirr wieder zurück und waren ſogar ſo bedächtig, die Rechnung zu verlangen, welche der Herr Marquis am andern Tage bezahlen wolle.“

Die erſte und einzige Spur eines Lächelns gleitet hier über das ernſte Geſicht des grauköpfigen Kellners, der eben mit der dampfenden Suppenſchüſſel hereintritt.

„Es iſt wahr“, ſagt er; „aber was konnte man am andern Tage thun, als lachen!“

Dann aber, seine Würde wieder annehmend, tritt er an den Seitentisch und ruft mit feierlich gedämpfter Stimme: „Messieurs, le dîner est servi!“

Der Nuits für die Suppe, der Chablis für die Austern ist da — und nun, meine Herren, wenn's Ihnen gefällig ist, lassen wir die Gardine des kleinen Bogenfensters nieder. . . .

Hier ist alles innerlich, wie Bonvivant sagt.

Sieben Uhr, acht Uhr, neun Uhr — die Quais, die Theater, die Bälle, die Promenaden, das Leben der Nacht im vollen Gange. Lichter von allen Farben machen die Dunkelheit zum Tage, viel bunter, viel schimmernder und viel mannichfaltiger als den wirklichen Tag, kleine Lichter, große Lichter, Lichter wie Sonnen, und Lichter wie Sterne. All die prächtigen Magazine mit den hohen Scheiben verwandeln sich nun in strahlende Feenpaläste. Hat man jemals einen königlichen Gast glänzender empfangen? Persische Teppiche hängen nieder, mit allen Düften des Orients gefüllt; indische Shawls, mit Gold durchflochten, Blumenguirlanden von Fenster zu Fenster, weiße Kaschmirs in weichen, üppigen Falten, kostbare Geschmeide — Diademe, die das Haupt einer Fürstin suchen, Perlenketten, um den Hals einer Juno zu schmücken. Ganze Façaden treten in ihren Linien erleuchtet, wie lebendige Gebäude aus der Reihe der andern. Flammenschriften hängen in der Luft, Flammensäulen stehen auf dem Macadam, flammende Kioske — wie Reminiscenzen aus dem Morgenlande — auf dem Trottoir. In rosigem Lichte schimmern die der intimsten Toilette geweihten Räume von Piver und Jouvin, in grünem, nixenhaften das Aquarium mit seinen Felsgrotten und Korallenriffen, — in klarster Helle, weiß wie Tageslicht, die großen Fenster mit den neuen Büchern, den luxuriösen Bänden und Doré's Bildern. Die Gaskronen funkeln und die schwebenden Lampen glühen, und dazwischen die rothen Laternchen der Tabacksläden, die blauen Glaskugeln der Chemisten — die transparenten Affichen erzählen in großen feurigen Buchstaben von den Wundern der Pariser Nacht, und die Menschenmenge wogt auf und nieder, und über ihr, in unabsehbarer Weite, hüpfen

und tanzen die kleinen rothen und gelben Lichter der Omnibusse, wie tausend Funken, die umhersprühen, wie Irrlichter über einem Strom, wie Glühwürmchen in der Johannisnacht — im „Sommernachtstraum“.

Aber der Sommernachtstraum endet mit dem Boulevard Montmartre. Jenseit desselben gibt es keine Titania mehr. Die letzten Elfen sind auf dem Boulevard Poissonnière; vom Boulevard St.-Denis und abwärts ist das Gebiet der kleinen Ouvrièren, aus der Familie von Zettel, dem Weber, und Squenz, dem Zimmermann. Dort spielt man wol noch den Löwen, aber die wirklichen Löwen gehen nicht dahin. Dort hat alles einen andern geringern, trübseligern Anstrich: kleine Läden, schlechtere Kaffeehäuser, weniger Licht, gar keine Toiletten. Dort sieht man den Arbeiter in seiner Bluse, dort riecht man die Pfeife, dort trinkt man das Bier, schlecht genug unter Umständen. Dort steigt man über Treppen und Senkungen des Trottoirs, sehr unbequem; dort hat das Flaniren ein Ende. Doch wer denkt daran, hier zu flaniren? Vielleicht der schüchterne Jüngling aus der Provinz. In langen, fröhlichen Scharen kommen die kleinen Putzmacherinnen, die kleinen Stickerinnen, die kleinen Nähterinnen, Mädchen zwischen funfzehn und siebzehn, aus den Ateliers der Rue St.-Martin, Rue St.-Denis, Rue du Temple und Rue Rambuteau, und bevölkern auf ihrem Heimwege die Boulevards, von denen wir reden. Sie sind modest genug gekleidet, in schwarzen Wollstoff mit kleinen schwarzen Hüten; einige haben sich Arbeit geholt, andere haben sie fortgetragen. Alle aber sind seelenvergnügt und die meisten hübsch. Sie trippeln noch auf der Schwelle des Lebens. Was wird dahinter sein? Was erwartet sie — das Glück, der Reichthum, das Vergnügen? Das ist es, was uns alle erwartet, wenn wir nicht älter als siebzehn sind — warum nicht auch die kleine Nähterin? Wird sie Prinzessin werden? Wird sie jemals dort auf den großen Boulevards sein?

Indessen hat sich der Debutant aus der Provinz ein Herz gefaßt: er macht sich das schöne Wetter zu Nutze.

„Mademoiselle“, sagt er, „es ist heute sehr schönes Wetter.“

Die kleine Arbeiterin wendet den Kopf ab.

Er stockt in seiner Beredsamkeit. Wovon soll er sprechen?

„Ah", ſagt er, „das wäre ein Abend, um in der Cloſérie zu tanzen!"

Das kleine Mädchen ſieht ihn groß und verächtlich an. „Dummkopf!" ſagt ſie, beſchleunigt ihre Schritte und läßt den Novizen in völliger Verwirrung zurück.

Nun muß der junge Mann wol auf ſchlechtes Wetter warten. Es gießt in Strömen und die kleine Arbeiterin hat natürlich keinen Schirm.

„Mademoiſelle", ſagt der junge Mann aus der Provinz, „darf ich meinen Regenſchirm mit Ihnen theilen?"

Sein Abenteuer bei ſchönem Wetter hat ihm ſchon die Hälfte ſeines Selbſtbewußtſeins geraubt; und er hat, offen geſagt, auch vom ſchlechten Wetter keine beſondere Meinung mehr. Sein Benehmen und ſeine Stimme haben ſehr wenig vom Eroberer.

„Was?" ruft die kleine Mamſell; „hat hier jemand geſprochen?"

„Ja, Mademoiſelle, hier hat jemand geſprochen . . . ich habe geſprochen . . . ich habe . . . ich war . . . ich wollte . . ." Jetzt nimmt er ſich zuſammen, und ein plötzlicher Impuls, ſo wie ihn nur die Dichter und die Verzweifelten haben, ſoufflirt ihm die Worte: „Mein Herz, meine Begleitung und mein Regenſchirm ſind zu Ihrer Verfügung!"

Die kleine Vorſtädterin lacht laut auf. „Behalten Sie dieſe drei ſchönen Dinge für ſich, mein Herr!" ſagt ſie; „denn ich bin hier zu Hauſe." Damit ſpringt ſie fort und ſieht ſich nur noch einmal mit hellem Gelächter um.

Der junge Mann zieht aus dieſen beiden Miserfolgen die Lehre: daß man mit einer Pariſerin niemals vom Wetter ſprechen darf, wenn man ihr Herz erobern will.

Aber ſeid unbeſorgt um ſein ferneres Schickſal: ſie werden ſich wieder treffen in dieſem großen und wechſelreichen pariſer Leben, wenn er ſeine Beſcheidenheit abgelegt hat und ſie, die beiden Kleinen, vom Boulevard du Temple die Châles von Gagelin und die Seidenkleider von Gallois-Gignoux tragen. Dann werden ſie ſich beſſer verſtehen! . . . .

Ach! die Glorie des Boulevard du Temple iſt für mich dahin, ſeitdem der andere große Boulevard des Prinzen Eugen ihn zerſchnitten und alle meine kleinen Theater verdrängt und

fortgeſchoben hat. Wo iſt das Théâtre-Lyrique, das der Gaité, der Delaſſements-Comiques, der Folies-Dramatiques, der Folies-Nouvelles; und vor allem, wo ſind die Funambules, wo Pierrot mit Mehl im Geſicht und einem langen Mannshemd alle Abende auf der Bühne erſchien, wo man ſein Entree in Kupfer zahlte und an einen Mann an der Thür, der es in einen leinenen Sack ſteckte, — wo man in der Loge Nüſſe knackte und die Schalen ins Parterre warf? All dieſe luſtigen Lichterreihen, die dem Boulevard du Temple allnächtlich das Anſehen des beſten Jahrmarkts gaben, all dieſe erhebenden Volksſtücke, die ihm den ehrenvollen Beinamen des „Boulevard des Verbrechens" verſchafften, all dieſe Kuchenhändler, all dieſe Wurſthändler, all dieſes luſtige Geſindel, das um ſechs Uhr ſchon betrunken war — wohin iſt es gerathen? Alles fort, und an ſeiner Stelle ſind jetzt die weiten Straßenmündungen und eine Kaſerne, die geſetztenfalls ein Quarréfeuer geben und in einem Augenblick ein größeres Maſſacre anrichten kann als alle die Theater zuſammen, die früher hier ſtanden, das kaiſerliche Theater des Circus eingerechnet, auf welchem doch auch, in den weiland Mocquard'ſchen Stücken, die Metzeleien ins große getrieben wurden.

Das Théâtre-Beaumarchais, auf dem Boulevard gleichen Namens, zum Glück iſt verſchont geblieben; es bezeichnet mir die Gegend, wo einſt der luſtigſte Komödiendichter gewohnt, „ein Induſtrieritter, ein Abenteurer, ein Straßenjunge, Dichter und Muſikant zuſammen, in allen Dingen ſattelfeſt, vertraut, unverſchämt, aber auch ehrlich, großherzig, begeiſtert, immer bereit in den Kampf zu gehen", wie Karl Frenzel ihn trefflich charakteriſirt. Seht hier, zehn Schritte von dem Baſtillenplatz, ſteht der Induſtrieritter, der Straßenjunge, dieſer Gamin der Literatur, und gibt den erſten Schuß: „Le mariage de Figaro". Fünf Jahre ſpäter ſtürzt die Baſtille zuſammen; und Beaumarchais' Theater beleuchtet heute den Platz, auf welchem die Säule der Freiheit ſteht.

Hinter dem Baſtilleplatz iſt ein anderes Paris: ein Paris der Arbeit, der Arbeiterbevölkerung, der Fabriken; das Chaos, aus welchem ſich vielleicht einſt die neue Zeit erheben wird, mit jenen Bannern, die ſchon einmal auf den Junibarrikaden

geweht — das Faubourg St.-Antoine, die Thronbarrière. Welch ein Anachronismus, dieſer Name und die beiden Säulen von Ludwig IX. und Philipp Auguſt! Während der Revolutionszeit nannte man auch folgerichtig dieſe Barrière du Trône die umgeſtürzte Barrière. Aber die Säulen und die Könige ſind trotzdem geblieben.

Mitternacht. Die Theater ſind zu Ende, die Bälle werden dunkel, die Café-Concerts ſchließen. Aber die Boulevards füllen ſich noch einmal mit den Scharen der Heimkehrenden und die Soupers beginnen. Dies iſt die Stunde für das Café Anglais, für die „cabinets particuliers", für den Champagner, für die Cigaretten, für die umgeſtürzten Stühle und die Rechnungen von 1500 Francs. Dies iſt die Stunde der Nachtwandler und der Lumpenſammler. Wer von beiden wol das beſſere Geſchäft betreibt? Denn glaube man ja nicht, daß hier nur die Noth, die Ungewißheit, der Mangel eines Hausſchlüſſels und eines Hauſes zum Nachtwandeln treibt: o nein, es gibt auch Leute, die es aus Paſſion üben, aus angeborenem Widerwillen gegen das „Zubettegehen", ehrenhafte Leute übrigens, Männer in Amt und Würden, Schriftſteller, Maler, Schauſpieler und — Buchhändler können wir getroſt hinzuſetzen, ſeit Monſieur Julien Lemer, Chef der Librairie centrale, in ſeinem famoſen „Paris au Gaz" die Geſchichte dieſer wunderlichen Brüderſchaft geſchrieben hat. „Die Atmoſphäre der Nacht ſcheint ihnen mehr in Harmonie mit ihren Neigungen, ihrem Verſtändniß, ihren Gefühlen", ſagt er. Ich begreife das; ſelbſt Amateur und anonymes Mitglied dieſes Clubs, habe ich oft genug den wunderbaren Reiz ſolcher Promenaden durch weite, öde, nächtige Straßen empfunden. Man geht dann immer mit der unbeſtimmten Ahnung von etwas Geheimnißvollem, das Reich der Abenteuer iſt geöffnet, man hält Zwieſprache mit den Dingen, die da kommen können. Aus jedem Schatten ſteigt vielleicht etwas Wunderbares herauf, jedes dunkle Fenſter erzählt einen Roman, und wo noch düſter eine Nachtlampe zittert, welch ein Lebensdrama, das da endet oder — beginnt! Ich bin nur Dilettant, wie man ſieht; mein Enthuſiasmus verräth mich. Monſieur Lemer verweilt lange bei dem Genuß — des Sonnenaufgangs. So weit habe ich es niemals ge-

bracht. Aber Herr Lemer weiß das beſſer; er ſagt, daß der Club Mitglieder zähle, welche während der Wintermonate den Tag nur dämmern ſehen, wenn er ſie nämlich auf ihrem Heimwege überraſcht. Er ſagt auch, daß die einzelnen Mitglieder gegenſeitig von den zärtlichſten Gefühlen beſeelt ſeien; ſie lieben ſich wie Brüder, und ſo groß ſei die Geſelligkeit und die Abneigung derſelben, ſich zu trennen, daß ſie oft einander die ganze Nacht nach Hauſe brächten. Es gibt ſogar, ſagt er, eine eigene Section des Clubs, welche ſich lediglich für dieſen Zweck gebildet hat, und deren Mitglieder ſich hin und her ſo lange nach Hauſe begleiten, bis es Tag geworden. Doch gibt es in den Seelen dieſer Braven auch Conflicte, von welchen wir andern uns ſchwerlich einen Begriff machen können. Zwei Noctambuliſten ſaßen im Café, tief in einer Partie Ecarté, als die Stunde ſchlug, die ſie auf die Straße rief. Was ſollten die Aermſten thun? Wie Geiſter, welche Morgenluft wittern, mitten in der heftigen Sehnſucht, die ſie an das Dieſſeits feſſelt: ſo waren ihre Seelen getheilt zwiſchen dem Spiel und der Straße. Sie konnten dem einen nicht widerſtehen und — der andern nicht entſagen, nahmen deswegen die Karten, begaben ſich damit auf die Straße, ſetzten ſich auf eine Bank und ſpielten weiter. Unglücklicherweiſe wurden ſie hierbei von der Wache gefaßt, welche ihnen mittheilte, daß ſie arretirt ſeien, „s'il vout plaît", weil ſie auf offener Straße Karte geſpielt; doch ſollten ſie ihre Partie nur erſt zu Ende bringen. Die beiden Leute von der Wache ſahen dem Spiel zu und es intereſſirte ſie; der Corporal ſtellte ſich hinter den einen Spieler, ſein Gemeiner hinter den andern; ſie werden immer wärmer und fangen zuletzt an zu pariren. Der eine von den Spielern macht dem Corporal den Vorſchlag, ſelbſt die Karte zu nehmen, der Gemeine folgt — und mittlerweile machen ſich die beiden Original-Nachtwandler aus dem Staube und laſſen die beiden Nationalgardiſten zurück, welche, zum großen Skandal der folgenden Runde, mit den Karten in der Hand, mitten in einer Partie Ecarté, auf einer Bank des Boulevard gefunden werden.

Ein Licht nach dem andern ist nun verlöscht, ein Kaffeehaus nach dem andern still geworden. Auch das Café des Variétés, welches am längsten offen zu sein pflegt (denn es wird von Literaten, Künstlern et hoc genus omne besucht), ist von seinen Gästen verlassen worden. In langen, schweigsamen Reihen brennen die Straßenlaternen, und unter ihnen thun die Chiffonniers ihr trauriges Werk: mit ihren langen eisernen Haken in dem Straßenkehricht wühlend und ihre Körbe hinter sich mit dem Auswurf des Tages füllend. Sie dürfen im Sommer nicht vor drei, im Winter nicht vor fünf Uhr erscheinen, und müssen ihre Arbeit gethan haben bis acht Uhr früh, bevor die Wagen und Omnibusse die ihre beginnen. Einmal, im Jahre der Freiheit und der Republik von '48 zogen sie mit Fahnen und Tambours vor das Stadthaus, um die Abschaffung dieser lästigen Beschränkung zu verlangen. Da erschien auf dem Balcon Alphons von Lamartine, Mitglied der provisorischen Regierung, und redete sie an: „Mes frères . . .!" Armer Lamartine! armer Bruder der Lumpensammler! Inzwischen hast auch du von der Nation dein Brot betteln müssen in jährlich wiederholten Subscriptionen auf Bücher, die entweder nicht erschienen, oder, wenn sie erschienen waren, kein Mensch lesen mochte; an einem Tag angebend, daß die Adressen deiner Subscribenten bei einer Feuersbrunst (die nicht gewesen) verbrannt seien, oder daß die Drucker (die du nicht bezahlt hast) dich hintergangen haben! Diesem unwürdigen Zustand — unwürdig des großen Mannes, den die Noth am Abend seines Lebens zu erniedrigen drohte, unwürdig der Nation, die seinen Namen immer zu ihren ersten Berühmtheiten zählen wird — ist nun hoffentlich ein Ende gemacht worden durch jene Dotation von 400000 Francs, welche die Volksvertretung dem Verfasser der „Girondins", dieser Epopöe in bezaubernder Prosa, dem Dichter der „Harmonies" und „Méditations", auf Grund einer Regierungsvorlage und eines Gesetzes, das aus der Revolutionszeit stammt (3. bis 22. Aug. 1790), votirt hat. — Man hat gesagt: „das ist eine Rettungsmedaille, keine Ehrenmedaille.

Dunkler, immer dunkler wird es; ſtiller, immer ſtiller: aber niemals ganz dunkel, nie ganz ſtill in Paris.

Dort eine leuchtende Reihe von Fenſtern bezeichnet Belſazar's Feſt: es iſt der Jockey-Club und vier Uhr morgens. Hier und da, durch die öden Straßen vertheilt, in den erſten Stockwerken prächtiger Gebäude, ſchimmern noch andere Façaden — der „Petit-Club", der „Imperial" und der „Mirliton"; dieſe Spielclubs ſind die letzten Zeichen der pariſer Nacht und — des anbrechenden Tages! Könnten wir jetzt eintreten (wie wir es nicht können, denn die Thüren werden bewacht) in einen dieſer goldſtrahlenden Salons, ſo würden wir Spiele mit anſehen, bei welchen 100000 Francs in Einem Rubber gewonnen und verloren werden. Aber die Rage der Spielclubs iſt nicht Whiſt und nicht Ecarté, obwol man auch darin nach Herzensluſt hazardiren kann; ſondern Landsknecht und „Bac", wie es im Slang heißt, „Baſſarat", jenes noble Spiel, welches Kalchas der Oberprieſter, bekannt aus Offenbach's „Schöner Helena", im Tempel Aphroditens arrangirt.

Dies ſind die letzten Athemzüge der vierundzwanzig Stunden von Paris: oben die Karte, der Würfelbecher und das rollende Gold, unten die Lumpen und die Lumpenſammler.

Aber ſchon regt ſich der junge Tag: ſeine Morgenröthe flutet über die Dächer. Ein Getöſe geht ihm voran, ein Rollen, wie das des entfernten Donners: die Marktwagen fahren nach den Hallen, — die Arbeit beginnt wieder. Die Straßenfeger und Straßenfegerinnen, deutſche Halbbrüder aus dem Elſaß und Luxemburg, die „Lanciers des Präfecten" mit ihren langen Beſen tauchen aus den halb noch dämmerigen Straßen, um das Trottoir zu ſäubern für den neuen Reigen der Stunden.

Sechs Uhr morgens: Die Milchfrauen halten ihren Einzug mit blanken Kannen und reinlichen Eimern.

Sieben Uhr morgens: Die Fabriken beginnen ſich zu rühren, die Arbeiter ſetzen ſich in Bewegung.

Acht Uhr morgens: Die Droſchken, die Omnibuſſe, die Bahnhöfe — ein langer Pfiff: der Zug von Deutſchland iſt da!

Willkommen, mein theuerer Leſer, in Paris! Auf dem Perron, an deinem Coupé, ſteht der Herausgeber dieſes Buches, Hut in der Hand, um dich zu begrüßen, umgeben von ſeinen werthen Freunden, die ihm die Ehre erwieſen haben, an dieſem Buche mitzuarbeiten. Wir ſind zu deinem Dienſt bereit, mein lieber Leſer. Wir wollen dich führen durch dieſes große Paris, wollen dir ſprechen von ſeinen Herrlichkeiten, aber auch die Schatten nicht verſchweigen, die Sonnenſchein und Lampenlicht hier düſterer werfen als in irgendeiner andern Stadt — Schatten, die man vergeblich zu verbergen ſtrebt. Jeder von uns hat ſein Departement. Der eine wird dein Cicerone ſein in den Galerien und Muſeen, der andere dich bekannt machen mit den Werkſtätten der geiſtigen und den Werkſtätten der materiellen Arbeit. Mit dem einen ſollſt du hinabſteigen in die unterirdiſchen Gewölbe der Nacht und des Schreckens, über welche dies Paris ſeine lachende Oberfläche deckt; mit dem andern ſollſt du hinaufſteigen auf die ſonnigen Höhen der Wiſſenſchaft und Kunſt. Dieſer wird dir alle Celebritäten der Preſſe vorſtellen (denn ſie ſind alle ſeine guten Freunde, und er hat — wie die Zeitungen gemeldet — mit ihnen allen bei Girardin dinirt), jener wird dir die Honneurs in den Salons und den Theatern machen. Mit kleinen Anekdoten und pikanten Geſchichten werden wir dir die oft ſehr langen Wege zu verkürzen ſuchen, ſei es nun, daß wir ſie in einem Kaffeehaus aufleſen oder in einem von den alten Büchern am Quai. Die Oper und das Concert, Bal-Mabille und Vater Buillier, — es wird alles zu deiner Verfügung ſtehen, wir ſind deine ganz ergebenen Diener. Aber — jeder von uns hat nicht nur ſein Departement; jeder von uns hat auch ſeine Meinung! An dieſe Meinung hat der Herausgeber nicht zu taſten gewagt; und ein wohlgeneigtes Publikum wird ſie daher wol auch einem jeden zugute halten müſſen. Es iſt nicht *ein* Bild, welches wir hier dem Leſer offeriren; ſondern es ſind viele und verſchiedene Bilder, wie man ſie zuweilen um eine Hauptanſicht der großen Städte gruppirt ſieht. Derjenige, welcher nach Paris reiſt, kann dieſe Bilder mit der Wirklichkeit vergleichen, und derjenige, welcher das Buch zu Hauſe lieſt, nach ſeinem Geſchmack mit dem einen oder andern ſympathiſiren.

Beide Klaſſen von Leſern aber werden bald genug fühlen, daß es eines Jeden ehrliches Beſtreben war: die Wahrheit zu ſagen, und ſie werden es nicht uns zur Laſt legen, daß die Wahrheit über Paris ein ſo ſchwieriges Ding, ein Problem ſei, welches nicht jeder auf dieſelbe Weiſe löſt! —

Verzeihung, lieber Leſer, daß unſere Anrede ſo lang geworden, und ſoviel feierlicher als wir beabſichtigt. Aber ſiehe da! — wir ſitzen ſchon im Wagen, und da raſſeln wir hinunter die langen Straßen, mitten in Paris hinein — auf die Boulevards. . . .

Neun Uhr morgens: Der Ring der vierundzwanzig Stunden von Paris hat ſich geſchloſſen; wir ſind wieder im Grand-Hôtel, mit verbindlichem Lächeln überreicht dir der Concierge die friſche „Gazette des Etrangers", ganz Paris gehört jetzt dir — du haſt zu befehlen!

II.

Die bildende Kunst in Paris.

Von

Alfred Woltmann.

Paris ist schön! Man kann nicht aufhören, sich das zu gestehen, auf Schritt und Tritt, wenn man durch die Straßen und über die Boulevards wandert, abends oder bei Tage. Schön sind die Verhältnisse, die sich überall dem Auge zeigen, schön die Gebäude jeder Gattung und aus jeder Zeit, schön die Läden in ihrer reichen, glänzenden Ausstattung, schön endlich in seiner Buntheit, Lebhaftigkeit und heitern Mannichfaltigkeit das Leben und Treiben überall. Ich lernte Paris kennen, als ich von London kam. Man kann es nicht besser machen, um die Reize der Seinestadt völlig zu würdigen, sie gegen entschiedenen Schatten im rechten Licht zu sehen. Am deutlichsten zeigt sich dieser Gegensatz, wenn man betrachtet, wie die Flüsse und ihre Ufer in beiden Städten benutzt sind. Die Themse verhält sich zur Seine wie ein breitschulteriger Knecht im Schurzfell, der schwere Arbeit thut, zum eleganten Livreebedienten des Salons. Die schmale Seine kann sich an Bedeutung mit der breiten Themse nicht messen. Es ist ein

großartiger Anblick, wenn man in London von den verſchiedenen Brücken auf das Waſſer niederſchaut, das dem unausgeſetzten Treiben des Welthandels und der Weltinduſtrie zum Schauplatz dient. Aber auch die ganze Umgebung, unanſehnlich und unſchön, dient hier dem Nutzen allein. Nur in vereinzelten Fällen liegen ſtattlichere Bauwerke an der Themſe, und eben jetzt erſt beginnt man mit der Anlage eines Quais. In keiner andern Stadt jedoch iſt der Fluß, der ſie durchſchneidet, ſo glücklich zu ihrer Verſchönerung benutzt, als in Paris. Die Quais und Brücken ſind prächtige Anlagen. Viele der ſchönſten Gebäude liegen an der Seine. Man blicke nur vom Pont Neuf, wo ſich beide Arme des Fluſſes vereinigen, nach beiden Seiten, ſtromaufwärts gegen Notre-Dame, ſtromabwärts gegen die impoſanten Maſſen des Louvre- und Tuilerienpalaſtes! Wandert man durch Londons Straßen, man erblickt nichts als einförmige, ſchmuckloſe, angeräucherte Ziegelkaſten; faſt lauter Proben der Geſchmackloſigkeiten ſieht man aus den verſchiedenſten Perioden der Architektur. In Paris dagegen ſcheint die Baukunſt aller Zeiten das Beſte geleiſtet zu haben, alle Stile haben bedeutende Denkmale zurückgelaſſen, und die ſteinernen Geſchichtsurkunden der Weltſtadt verkünden neu die alte Wahrheit, daß die beſondere Eigenſchaft der Franzoſen der Geſchmack iſt.

Ich habe das alte Paris nicht gekannt. Reizvoll und maleriſch muß früher der Anblick der ältern Stadttheile, namentlich der Inſeln zwiſchen den Seineufern geweſen ſein, mit den unregelmäßigen Gäßchen und Winkelchen und den hochaufgethürmten Steinmaſſen alterthümlicher Häuſer. Das alles iſt der nivellirenden Macht des zweiten Kaiſerreichs gewichen, und was etwa noch ſteht, wird ihr bald weichen. Alles wird dem Boden gleichgemacht, auf dem dann ein modernes, weites, glänzendes Paris erſteht. Die große Maſſe des Alten iſt verſchwunden, und nur einige der bedeutendſten Denkmäler blieben beſtehen. Sogar Reſte aus römiſcher Zeit ſind vorhanden, in den Thermen neben dem Hôtel de Cluny. Eine ſtattliche Schöpfung der romaniſchen Kunſt des Mittelalters iſt St.-Germain des Près. Eine hervorragende Bedeutung erlangt aber die Architektur von Paris erſt mit dem gothiſchen Stil,

der ja eine nordfranzöſiſche Erfindung iſt. In der Abteikirche des benachbarten St.-Denis, deren Bau 1140 begann, bricht zuerſt der Spitzbogen in Gewölben, Fenſtern, Arcaden durch, und bald darauf tritt die Gothik ſchon in ganz abgeſchloſſener Geſtalt an der Kathedrale von Notre-Dame (1163 begonnen) auf. Die Façade, eine großartige Erfindung, ward das Muſter für den ganzen franzöſiſchen Kirchenbau. Dem einſeitigen Emporſtreben des gothiſchen Princips halten horizontale Glieder glücklich die Wage, über dem Mittelportal ſtrahlt das prächtige Radfenſter, und auch die kräftigen Thürme, die nur um ein Stockwerk über die Façade aufwachſen, ſchließen horizontal. Sie waren nicht beſtimmt, wie deutſche Thürme, höher aufzuſtreben und in ſchlanken Pyramiden zu ſchließen, ſondern ſind vollendet, wie man ſie jetzt ſieht; in der franzöſiſchen Gothik haben die Kirchthürme nie den Charakter des Vertheidigungsbaues verloren. Wie die Kathedrale ein Denkmal der ältern und ſtrengern Gothik iſt, ſo iſt die Sainte-Chapelle am Palais de Juſtice ein Denkmal aus der höchſten Blütenepoche des Stils, unter Ludwig dem Heiligen 1243—51 von Pierre Montereau als Kapelle des königlichen Palaſtes erbaut und als ſolche aus einer Ober- und einer Unterkirche beſtehend. Hier iſt das gothiſche Princip völlig Herr geworden, hat ganz über die Materie triumphirt; ſeine Tendenz, die Mauer ganz verſchwinden zu laſſen, iſt auf das Höchſte getrieben; der Raum zwiſchen den ſchlanken Bündelpfeilern des Innern iſt ganz durch die hohen Fenſter gefüllt. Viollet le Duc's Reſtauration hat uns die alte Herrlichkeit des Raumes zurückgezaubert. Wieder leuchtet uns der Farbenſchmuck von allen Gliedern und Verzierungen entgegen, und die prächtigen Glasmalereien, treu nach den alten Muſtern erneuert, vollenden die wohlthuende Harmonie des Ganzen, das ſich ausnimmt, als wäre es aus lauter Edelſteinen in ſolider Faſſung gebaut.

Und dann jene intereſſanten Bauwerke, St.-Etienne du Mont und St.-Euſtache, in denen, noch unter der Herrſchaft der Gothik, die Ideen der Renaiſſance auftauchen, und welche die Gedanken des alten Stils in den Formen des neuen verkörpern! Zum völligen Sieg kommt aber die Renaiſſance

nicht im kirchlichen, sondern im Profanbau, was die alten Theile des 1545 vom Italiener Domenico Boccardo aus Cortona begonnenen Hôtel de Ville oder das fälschlich sogenannte Haus Franz' I. (erst Jahrzehnte nach ihm entstanden) beweisen, dies ein kleines Prachtstück, gleich schön im Verhältniß wie im Schmuck, 1823 von Moret, wo es stand, nach Paris übertragen. Frankreichs größter Architekt aber war Pierre Lescot, der 1546 den Bau des Louvre begann. Der Palast, den er an Stelle der alten Königsburg errichten wollte, war gerade auf den vierten Theil des jetzigen Louvrehofs projectirt, das muß man im Auge haben, will man die Schönheit im Verhältniß der vortretenden und zurücktretenden Theile und in der Decoration verstehen. Er vollendete nur den südlichen und den westlichen Flügel seines Quadrats, und erst Cardinal Richelieu ordnete 1624 den Weiterbau an, aber mit vierfacher Vergrößerung. Lemercier, der damit beauftragt war, machte jede der bestehenden Fronten zur Hälfte seiner neuen Façaden, denen er einen kuppelförmigen Pavillon mit reichem Säulen- und Karyatidenschmuck zum Mittelpunkt gab. Auch er ward nicht fertig, und jede folgende Epoche und Regierung war seitdem in irgendeiner Weise mit dem Ausbau des Louvre beschäftigt, sowol des eigentlichen Louvrehofs, der unter Napoleon I. ganz vollendet ward, als der südlich bereits von Heinrich IV. hergestellten Verbindung mit den Tuilerien, dem 1564 von Philibert Delorme begonnenen Lustschloß der Katharina von Medici. Napoleon III. hat diese Arbeiten mit äußerster Energie wieder aufgenommen, der nördliche Verbindungsbau geht seinem Abschluß entgegen, in die Place du Carrousel sind von der Westseite des Louvre her zwei neue Flügel hinausgebaut, welche die Place Napoléon III bilden und in der Architektur sich wesentlich den ältern Theilen von Lescot und Lemercier anschließen. Aber mögen auch die Verhältnisse der ganzen Anlage glücklich sein, in der Ausführung hat man viel verdorben. Von den Plänen Visconti's, der schon ein Jahr nach Anfang des Baues starb (1853), wich man zum Nachtheil der Sache ab. Namentlich die Kuppelpavillons wurden mit Säulen und Karyatiden, mit Ornamenten und bildnerischem Schmuck im Ueber-

maß beladen. Das Theatraliſche der Decoration verletzt das Auge, weil Mangel an feinerm Kunſtſinn ſich damit verbindet. Dennoch macht die ganze Anlage der Kaiſerpaläſte einen großartigen Eindruck, und was dem Ganzen an künſtleriſcher Einheit fehlt, das erſetzt das hiſtoriſche Intereſſe; jedes Jahrhundert hat dazu das Seinige gethan.

Die Epoche Ludwig's XIII. und Richelieu's iſt durch den Palaſt des Luxembourg von Jacques Debroſſe und das Palais-Royal von Lemercier charakteriſirt, beide unter dem Einfluß italieniſcher Architektur entſtanden. Unter Ludwig XIV. iſt das Verhältniß ein anderes geworden; nicht mehr Italien, ſondern Frankreich iſt tonangebend in Sachen des Geſchmacks. Nichts iſt bezeichnender für die damalige Richtung, als die äußere Oſtfaçade, welche Charles Perrault dem Louvre gegeben, die ſogenannte Colonnade. Was Studium und künſtleriſche Bildung leiſten können, zeigt ſich hier, wenn auch die frühern Theile des Louvre mehr Originalität haben. Ueber dem einfachen Erdgeſchoß eine offene Halle gekuppelter Säulen; Adel der Form iſt mit impoſanten Verhältniſſen vereint. Aber die hohle Prunkſucht des „Großen Ludwig" zeigt ſich auch hier; mit der Anlage des Innern hat dieſe ſchöne Front nichts zu ſchaffen, ſie iſt eine vorgeſchobene Decoration. Ermüdend und einförmig, trotz koloſſaler Ausdehnung, iſt das Schloß zu Verſailles, von Hardouin Manſart, der ſonſt namentlich für großartige Raumlage des Innern Sinn zeigt und im ſchlanken Kuppelbau des Invalidendoms ein Meiſterwerk ſchuf.

Eine gewiſſe Abnahme des Geſchmacks und der ſchöpferiſchen Kraft iſt in der Zeit Ludwig's XV. wahrzunehmen; doch ſelbſt damals wird ein Prachtſtück, wie die Façade der Kirche St.-Sulpice, vom Italiener Servandoni gebaut, mit den zwei breiten offenen Hallen übereinander, aus denen die beiden Thürme organiſch herauswachſen. Seltſam, daß wir unter den Bauwerken jener Zeit in Paris kaum irgendeins in dem Geſchmack ſehen, der bei uns vorzugsweiſe als franzöſiſcher gilt. Jene abenteuerlichen, aber oft reizvollen Ausartungen des Rococo, wie beim dresdener Zwinger, ſind hier nirgends zu finden. Die eigentliche Heimat des Rococo, behauptet Semper, war

ja Dresden, und zwar die dortige Porzellanfabrik, und erst von dort aus ward es nach Frankreich übertragen. Hier blieb es aber im wesentlichen der innern Raumdecoration aufbehalten, wie zahlreiche Paläste, namentlich Versailles, sie aufweisen. In ihr verbinden sich Uebermuth, Leichtfertigkeit und kecke Virtuosität, spielen mit den üppigsten Zierathen, mit Muscheln und Blumengewinden, oft kokett und willkürlich, aber immer ihrer Wirkung gewiß.

Während aber noch das Rococo herrscht, bereitet sich die neue Richtung vor, die sich auf das Studium des Alterthums gründet. Ein Vorbote derselben ist der edle Kuppelbau der Ste.-Geneviève, des Pantheons der Revolution, 1751 von Soufflot gegründet. Diese Richtung bildete die nächste Generation weiter aus. An der antiken Republikanertugend begeistern sich die Helden der Revolution, und an das classische Alterthum lehnt sich die damalige Kunst. Auch das erste Kaiserthum glaubt seine moderne Cäsarengröße nicht besser verherrlichen zu können, als indem es die Denkmale des alten Cäsarenthums nachahmt. Das geschieht zunächst in schematischer Weise, wie es der Arc de Triomphe de l'Etoile beweist, 1806 von Chalgrin begonnen, streng in der Form, aber gar zu einförmig beim Anblick von weitem, zwecklos an sich, ein Erzeugniß des gespreizten Pathos, der namentlich in den immerhin interessanten Bildwerken herrscht. Der Arc de Triomphe du Carrousel, von Percier und Fontaine, denen tieferes Verständniß und Studium des Alterthums eigen war, ist schöner in den Formen, aber steht zu vereinzelt da und scheint kleiner als er ist, von den umgebenden Architekturmassen zu weit entfernt. Das schönste Bauwerk aus der ersten Kaiserzeit ist die Madeleine, 1806, auf den Fundamenten einer früher projectirten Magdalenenkirche, von Vignon als Siegestempel begonnen und erst 1842 als Kirche zu Ende geführt. Das Aeußere, die treue Nachahmung eines antiken Tempels mit umlaufenden Säulenhallen, wird noch übertroffen durch den in Kuppelwölbungen schließenden, imposanten innern Raum.

Wie es ein deutscher Künstler, Schinkel, gewesen, welcher das Studium des Alterthums wirklich der Gegenwart fruchtbar zu machen und in das Leben einzuführen verstand, so war es

ebenfalls ein Deutſcher, Hittorf aus Köln († 24. März 1867), der in Paris zuerſt eine freiere Auffaſſung der claſſiſchen Grundſätze vertrat. St.-Vincent de Paul, die ſchlicht gehaltene Kirche auf hoher Terraſſenanlage, und die Vollendung der Place de la Concorde, durch Größe und Schönheit der Verhältniſſe eines der herrlichſten Plätze der Welt, zeigen ſeinen feinen Geſchmack. Ebenfalls ein Deutſcher, Gau aus Köln († 1853), hat den bedeutendſten neugothiſchen Bau in Paris, die kürzlich vollendete Kirche Ste.-Clotilde entworfen. Sonſt iſt die gothiſche Richtung namentlich durch Viollet le Duc, einen der erſten Kenner mittelalterlicher Baukunſt, der vorzugsweiſe bei Reſtaurationen Treffliches leiſtet, vertreten. In der Epoche der Reſtauration wurden auch einige Bauwerke in einem ſehr edeln italieniſchen Renaiſſancegeſchmack errichtet, wie der Palaſt des Quai d'Orſay von Lacornée und das Palais des Beaux-Arts von Duban. Im gleichen Stil baute Visconti, von deſſen Plänen zum neuen Louvre wir ſchon ſprachen, und der namentlich glücklich in der Herſtellung von Denkmälern, wie der Fontaine St.-Sulpice und der Fontaine-Molière, mit der ſitzenden Geſtalt des Dichters, iſt. In beſonders großartiger Weiſe aber hat er ſeinen Sinn für das Monumentale bewährt im Grabmal Napoleon's unter dem Dom der Invaliden. Der Fußboden öffnet ſich und läßt uns in die Krypta hinabſchauen; vor ihren Pfeilern zwölf Koloſſalbilder von Siegesgöttinnen, in der Mitte der rieſige Sarkophag aus Granit. Darüber ſteigt die mächtige Kuppel Manſard's empor; der ganze weite, ſtolze Raum ward zum Denkmal für den Kaiſer und ſcheint uns zu verkünden, daß zum Ehrenmal dieſes Helden das Gewaltigſte nicht zu groß iſt, und daß doch wieder, um an ſeinen Ruhm zu mahnen, das Einfachſte genügt.

Das zweite Kaiſerreich hat ſich hieran leider kein Beiſpiel genommen. Ueberladung der Decoration zeigt ſich an allen ſeinen künſtleriſchen Schöpfungen, nicht am Louvrebau allein. Dieſe Richtung iſt für die ganze moderne Bauthätigkeit von Paris beſtimmend geworden. Der Luxus und die Prunkſucht überwuchern alles, und wol zu keiner Zeit ſtand der Geſchmack ſo tief. Das iſt um ſo mehr zu bedauern, als man hier ein ſo

ſchönes Baumaterial, den prächtigen Kalkſtein hat, und ſchon durch den ſchönen Stoff auf ſoliden Charakter der Decoration angewieſen wäre. Aber es ſcheint, als wolle man nachholen, was zur Zeit des Rococo verſäumt worden war, das ja hier, wenigſtens am Aeußern der Gebäude, nie mit allen ſeinen Ausartungen und Willkürlichkeiten aufgetreten iſt. Jetzt macht ſich ein neues Rococo breit, ebenſo launenhaft und leichtfertig wie das echte und alte Rococo, aber ohne deſſen kecke Grazie und Originalität. Dieſes maßt ſich überall die Herrſchaft an, nicht blos an den Privathäuſern, ſondern auch an öffentlichen Gebäuden, z. B. am Neubau der großen Oper, von Garnier, die nicht nur in den Formen willkürlich und unſchön iſt, ſondern ſich nicht einmal wirkſam gruppirt und als ein Conglomerat zuſammenhangsloſer Theile, nicht als ein organiſches Ganzes erſcheint. Noch wüſter und zerfahrener aber iſt die Architektur bei zwei großen neuen Kirchenanlagen, Ste.-Trinité an der Chauſſée d'Antin und St.-Auguſtin am Boulevard Malesherbes. Hier hat ſich das Rococo noch mit den abgeriſſenen Fetzen aller möglichen andern Stile aufgeputzt, und mit der wirren Geſchmackloſigkeit im einzelnen verbindet ſich die Unfähigkeit, die bedeutenden Dimenſionen des Ganzen zur Geltung zu bringen.

Das Letzte aber iſt in der gegenwärtigen Architektur von Paris zum Glück nicht allgemein. Iſt auch der Geſchmack geſunken, ſo ſcheint doch noch immer eine andere Eigenſchaft, welche die franzöſiſche Baukunſt zu allen Zeiten beſaß, der Sinn für Verhältniſſe, zu beſtehen. Man gewahrt ihn bei der Anlage ganzer Straßen und Stadttheile, oder bei der Geſtaltung ſchöner Innenräume, wie z. B. des Treppenhauſes und des Hofes im neuen Tribunale de Commerce, und ſelbſt die großen Miethskaſernen, an ſich wol ſelten ſchön und nachahmenswerth, ſind oft mit Geſchick ſo nebeneinander geordnet, daß ſie als Maſſe wirken. Da dieſer Sinn für Verhältniſſe noch lebt, darf man an der Zukunft der pariſer Architektur nicht verzweifeln. Für Hebung des geſunkenen Geſchmacks iſt ſeit kurzer Zeit in der Kunſtinduſtrie viel geſchehen. Vielleicht iſt die Zeit nicht fern, wo das auch in der Baukunſt verſucht wird. Wenn man bedauert, daß gegenwärtig der künſtleriſche Werth der neuen archi-

tektonischen Schöpfungen im indirecten Verhältniß zu ihrer Zahl steht, so muß man sich auch klar machen, daß vielleicht gerade dies massenhafte Produciren der jüngsten Zeit daran schuld ist, indem es zur Gleichgültigkeit und Flüchtigkeit verführt. Nicht soll hier geleugnet werden, was die Neubauten für die Verschönerung von Paris und die Verbesserung seiner sanitarischen Verhältnisse gethan haben. Aber während das Alte rücksichtslos beseitigt wird und immer neue Anlagen und Stadttheile entstehen, scheint unter solchen Umständen auch das Neue keinen rechten Glauben an den eigenen Bestand zu haben. Es fühlt sich nur als Kind des Augenblicks, und anstatt der Gesetze des Stils herrscht die Laune der Mode.

Noch bedeutender als das, was Paris an Kunstschöpfungen hervorgebracht, ist das, was es in seinen öffentlichen Museen an Kunstwerken besitzt.*) Frankreichs Könige, namentlich Franz I. und Ludwig XIV., hatten in großartigster Weise gesammelt; aber für das ganze Volk sind diese Schätze erst seit der Französischen Revolution vorhanden. Das zerstörende Element in derselben wandte sich auch gegen die Schöpfungen der Kunst. Sie waren Erinnerungen an eine verhaßte Vergangenheit, waren größtentheils dem Dienste der Kirche gewidmet oder Denkmäler des Königthums, waren ein Luxusartikel privilegirter Stände, ein Gegenstand höfischen Prunks gewesen. Aber die Revolution, wie viel sie auch in Trümmer schlug, legte doch erst wieder den Grund für eine richtige Stellung der Kunst zum Volke. Es tauchten Bestrebungen auf, die Kunstwerke zu retten und als ein Gemeingut der Nation in öffentlichen Museen zu sammeln. Ein Decret der Nationalversammlung vom 26. Juli 1791 bestimmte den Louvre zu einem großen französischen Museum, das alle Kunstschätze aufnehmen sollte. Und als nun die Armeen der Republik und des Kaiserreichs fast alle Länder Europas überzogen, wurden die ersten Kunstwerke von allen Orten als Trophäen fortgeführt. So entstand ein Museum,

*) Man sehe: Waagen, Kunstwerke und Künstler in Paris (Berlin 1839). — Mündler, Analyse critique des tableaux italiens du Louvre. — Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipzig 1866).

wie es die Welt niemals gesehen hatte, in sorgfältigster Auswahl nur das Vollendete bergend. Und selbst als 1815, nach dem zweiten Sturz des Kaisers, die geraubten Kunstwerke zum größern Theil von den Nationen zurückgefordert wurden, blieb das Museum des Louvre großartig und bedeutend. Die Schätze, welche Frankreich gehörten, waren reich genug und wurden fortwährend durch neue Erwerbungen vermehrt. Der Louvre war und ist ein Kunstpalast, der nicht seinesgleichen hat, und was er enthält wird dabei angesehen, als wäre es öffentliches Eigenthum, steht in liberalster Weise dem Studium der Künstler, dem Besuch des ganzen Volks offen. Darin ward das französische Museum dem übrigen Europa ein Vorbild.

Es fehlt uns der Raum, auf die übrigen öffentlichen Kunstsammlungen von Paris, das Kupferstichcabinet und die antiquarischen Sammlungen der Bibliothek, auf das Musée de l'Artillerie und das Hôtel de Cluny einzugehen, diese prachtvolle culturgeschichtliche Sammlung aus Mittelalter und Renaissance, welche lange nicht ihresgleichen hatte und jetzt nur durch das Nationalmuseum in München, dessen Eröffnung bevorsteht, in Schatten gestellt wird, dies Museum, an dem auch die Art und Weise so schön ist, wie das alterthümliche gothische Gebäude zur Aufnahme der Sammlungen verwendet ist und nun diese Gegenstände aus jedem Zweige der Kunstindustrie gleichsam verwachsen scheinen mit ihrem Local.

Auch im Louvre ist es ganz besonders bewundernswerth, wie die Räumlichkeiten mit den in ihnen aufgestellten Kunstwerken harmoniren. Namentlich sind die Sculpturen im Erdgeschoß prachtvoll aufgestellt. Die gewölbten Säle mit Säulenstellungen und Wandbekleidungen in Marmorstuck haben gute Beleuchtung und sind in ihrer edeln Schlichtheit der Werke, die sie enthalten, werth. Diese stehen nicht gedrängt wie in einem Magazin, sondern so, daß sie wirklich zum Schmuck der Räume dienen. Besonders werthvolle Arbeiten sind meist frei in der Mitte der Zimmer aufgestellt, sodaß man sie von allen Seiten betrachten kann; von weitem sichtbar, durch eine Flucht von Gemächern, aber in einem Raum für sich allein, vom Nebenraum durch einen rothen Vorhang geschieden, steht die Venus

von Melos. Da kann man ungestört Stunden der Weihe vor diesem Meisterwerk griechischer Kunst verleben, das so unmittelbar wie kaum irgendeine andere plastische Schöpfung den Beschauer ergreift. Wie prachtvoll ist auch im obern Stockwerk der hohe und prächtig beleuchtete Hauptsaal der Campana-Sammlung, oder die wahrhaft fürstlichen Räume, in denen das Musée Charles X, die antiquarischen Sammlungen, aufgestellt sind. Besonderes Interesse gewährt das sogenannte Appartement de Henri IV, einige Zimmer mit alter Decoration aus der Zeit Heinrich's II., zum Theil unter Heinrich IV. ergänzt, die an das Musée des Souverains stoßen. Kein Raum aber wirkt prächtiger als die Galérie d'Apollon, welche den Hauptbau des Louvre mit dem nach den Tuilerien sich hinziehenden Flügel, der die Gemäldegalerie enthält, verbindet. Lebrun hatte die Decoration unter Ludwig XIV. angeordnet, neuerdings ist sie unter Dubau treu im Geist des Alten erneuert worden, und die modernen Gobelins und Deckenbilder, zum Theil nach den frühern Compositionen Lebrun's, das Mittelbild aber die Meisterschöpfung Delacroix', von der noch die Rede sein wird, vollenden den festlichen Eindruck. Von hier aus tritt man in den weltberühmten Salon Carré der Gemäldegalerie, der die höchsten Meisterwerke aller Schulen nebeneinander enthält. Da hängen Paolo Veronese's Riesenbilder: die Hochzeit zu Cana und das Gastmahl des Pharisäers, daneben die Genrebilder Terburg's und Gerard Dow's, Rafael's Belle Jardinière, dessen Engel Michael und die Familie Franz' I., da die Mona Lisa von Leonardo da Vinci und Jan van Eyck's reizendes Madonnenbild mit dem Stifter, neben der Empfängniß der heiligen Jungfrau von Murillo, Rembrandt's genreartiges Bild der heiligen Familie, das unter dem Namen Le ménage du menuisier bekannt ist, neben der Antiope von Correggio, Holbein's Bildniß des Erasmus neben dem neuangekauften Kopf eines Mannes von Antonello da Messina, dieser Meisterschöpfung altitalienischer Bildnißmalerei. Es ist etwas Großartiges, die Perlen der Galerie, die mit denen von Madrid, Dresden und Florenz zu den ersten der Welt gehört, in einem Raume zu erblicken. Doch für jeden, den etwas mehr als die müßige Neugier hertreibt, und der sich mit dem bloßen An-

staunen nicht begnügt, wird der Eindruck dieser Aufstellung auf die Dauer kein günstiger sein. Es ist des Verschiedenartigen zu viel nebeneinander, und der Besucher ist übersättigt, wenn er die folgenden Räume betritt, die übrigens auch noch die herrlichsten Kunstschätze enthalten. Auch die lange Galerie, die man zunächst betritt, ist nicht so ganz geeignet für ihre Bestimmung. Ihre endlose Länge wirkt ermüdend, das Auge findet in dem langen Raume, der nur in gewissen Entfernungen von Säulenstellungen unterbrochen wird, keinen Ruhepunkt. Die Beleuchtung von oben ist nicht scharf genug, namentlich für kleinere Bilder nicht; da sie zu hoch einfällt, entsteht eine Art Kellerlicht. Die Vorzüge der Sculpturensäle, nicht zu viel auf einmal zu bieten, vermißt man hier, mag auch in architektonischer Hinsicht der Eindruck der Bilderräume noch so stattlich sein.

Wir müssen es uns versagen, auf das einzelne einzugehen. Dieses Buch hat sich vorgesetzt, ein Gesammtbild des französischen Lebens und Geistes zu geben, soweit ihre Ausstrahlungen sich als in einem Brennpunkt in der Hauptstadt sammeln. Halten wir auch in unserer Skizze diesen Standpunkt fest. Unter den Schätzen der französischen Schule, an welchen der Louvre, mit Werken des 16. Jahrhunderts beginnend, so reich ist, wenden wir uns sogleich zu Frankreichs größtem Maler, Nicolas Poussin, der sich durch edle Gesinnung, Geschmack und Stilgefühl auszeichnet, mag auch nicht sowol geniale Kühnheit als ernstes Studium und verständige Reflexion aus seinen Werken sprechen. Am größten aber ist er als Landschaftsmaler. Unter den 39 Gemälden, die der Louvre von ihm aufweist, sind die unter dem Namen der Jahreszeiten bekannten, mit biblischen Scenen staffirten vier Landschaften die schönsten; nur die herrliche Landschaft mit Orpheus und Eurydice, aus des Meisters früherer Zeit, steht noch auf gleicher Höhe. Poussin's eigenes Bildniß hängt im Salon Carré. Er wird in landschaftlichen Schöpfungen nur noch von Claude Lorrain übertroffen, der die südliche Natur mit so tiefer Poesie erfaßte und von dem man hier zahlreiche landschaftliche Compositionen findet, sowie jene Ansichten von Seehäfen mit stolzen Prachtgebäuden, namentlich in warmer Abendbeleuchtung, wie er sie besonders liebt. Die

meiſten Künſtler, welche unter Pouſſin's Einfluß ſtanden, namentlich der hochgeprieſene Leſueur, kommen ihm nicht gleich. Dieſer iſt trotz correcter Darſtellung und ſchöner Motive oft einförmig und geziert. Charles Lebrun iſt bei ſeiner unglaublichen Leichtigkeit im Componiren doch theatraliſch in der Auffaſſung und unharmoniſch in der Färbung. Seine Bilder aus der Geſchichte Alexander's, die er für Ludwig XIV. ausführte, ſehen wir deshalb lieber in Audran's meiſterhaften Stichen als im Original. Zu den beſten maleriſchen Erzeugniſſen der Epoche Ludwig's XIV. und XV. gehören die Bildniſſe von Rigaud, mag auch das repräſentirende Element hier einſeitig vorherrſchen. In keinem Künſtler aber lebt ſo entſchieden als in Watteau das ganze Weſen der Zeit, die er in Schilderung ihres geſelligen Lebens ſo fein und geiſtvoll feſtzuhalten wußte. Hier iſt ein größeres Bild von ihm vorhanden: die Einſchiffung nach der Inſel der Venus, das alles aufweiſt, was er in außerordentlichem Zauber des Colorits und der Lichtwirkung leiſten kann. Die Ernüchterung am Schluß des 18. Jahrhunderts ſpricht aus den Werken des Joſeph Vernet, deſſen Landſchaften und Seeſtücke bei edler Compoſition und Zeichnung doch durch einförmige, kalte Farbe ermüden, und des Jean-Baptiſte Greuze, von dem man hier nicht jene reizvollen, aber gar zu gefallſüchtigen Mädchenköpfe ſieht, die ſeine Zeit beſonders liebte und die auch bei uns noch ſo hoch im Preiſe ſtehen, ſondern verſchiedene Genreſcenen, in denen er das franzöſiſche Leben der untern Klaſſen durchaus in nationaler Weiſe, wenn auch nicht ohne ſentimentalen Anflug ſchildert.

Und neben dieſe Künſtler tritt nun der Maler der Franzöſiſchen Revolution: Jacques-Louis David, der, männlich und herb in ſeinem Weſen, auch in der Kunſt Revolution macht. Wie die neue Zeitrichtung überhaupt, begeiſtert er ſich am claſſiſchen Alterthum, nicht nur was die Behandlung der Form, ſondern auch was den Inhalt ſeiner Darſtellungen betrifft, die vor allem die Bürgertugend und den ſtrengen, republikaniſchen Sinn des Alterthums verkündigen ſollen. Das Werk, welches ſeinen Ruf entſchied, war: der Schwur der drei Horatier, 1783 zu Rom gemalt. Sichere Durchbildung in der Form und auch in der Farbe, ernſtes Studium und großes theo-

retisches Wissen auf dem Kunstgebiet, Eigenschaften, welche überhaupt die Vorzüge der modernen französischen Historienmalerei seit David bilden, zeigen sich in diesem Gemälde, aber auch die minder günstige Eigenschaft der französischen Kunst: das Theatralische im Ausdruck der Köpfe und der Geberden, sowie in der phantasielosen Composition, tritt scharf hervor. Verwandten Geistes ist sein Brutus nach der Hinrichtung seiner Söhne, wie das vorige Bild noch für Ludwig XVI. gemalt. Welche Concession an den Geist der Revolution, daß der König einen solchen Gegenstand bestellte! Nach dem Ausbruch der Revolution war der Künstler von der constituirenden Versammlung beauftragt worden, den entscheidenden Moment aus der Tagesgeschichte, den Schwur im Ballhause, zu malen. Nur der Carton (in den Räumen der Handzeichnungen) kam zu Stande, auf dem einige Porträtköpfe ausgeführt, die Gestalten aber sämmtlich nackt sind, was David's gründliches Studium der körperlichen Form zeigt. Das berühmte Bild der Sabinerinnen, welche die kämpfenden Scharen des Romulus und des Tatius trennen, vom Jahre 1799, hat nur durch die Schönheit der einzelnen Formen und Stellungen Werth, während die Composition zerstreut ist und die Hauptfiguren gespreizt sind. Das gilt in noch höherem Grade von dem 1814 gemalten Leonidas. David, mehr mit Gestaltungskraft als mit Erfindungskraft ausgestattet, ist am größten, wo er sich ganz an die wirkliche Erscheinung halten kann, und leistet daher vielleicht das Beste im Porträt. An das edle und charaktervolle Bildniß Pius' VII. im Lehnstuhl reicht keines seiner historischen Bilder heran.

Unter den Schülern, die seine antik-republikanische Richtung verfolgen, findet man das hohle theatralische Wesen derselben am stärksten bei Lethière, Jean-Germain Drouais und Guérin ausgeprägt. Ganz anders Gérard, der, mit echtem Geschmack und feinem Gefühl begabt, zwar bei historischen Bildern, wie der Einzug Heinrich's IV. (spätere Zeit) minder in seinem Element ist, bei mythologischen Darstellungen, wie sein liebliches Gemälde der Psyche, die Amor's ersten Kuß empfängt, vielleicht etwas zu sehr in das Glatte geht, aber ein Künstler ersten Ranges im Bildniß ist — man sehe nur: der Maler Isabey mit seinem Töchterchen — und dadurch zum Porträt-

maler der europäiſchen Monarchen wird. Sehr verſchieden von ihm iſt der eigentliche Maler des Kaiſerreichs, Gros, mit kräftigem Realismus begabt, aber ohne feinern Geſchmack, wie ſein Bonaparte bei den Peſtkranken zu Jaffa und: der Kaiſer auf dem Schlachtfeld von Eylau beweiſen. Girodet-Trioſon's Element ſind Elegien. Sein Schlafender Endymion iſt freilich von einer gezierten Eleganz, wahre Empfindung verräth aber: die Beſtattung der Attala; in Farbe und Licht ſind beide nicht glücklich. Es iſt ſchade, daß man den einzigen Künſtler, welcher der herrſchenden Richtung unabhängig gegenüberſteht, Prudhon, im Louvre nicht in jenen mythologiſchen dem Correggio nachſtrebenden Bildern kennen lernen kann, in denen ſich ſeine wahre Eigenthümlichkeit offenbart, ſondern in Arbeiten, die zwar kühne coloriſtiſche Effecte zeigen, in denen er aber auf einem Gebiet, das ihm fremd iſt, ſich ohne Halt und Geſchmack bewegt.

Noch beſtand unter der Reſtauration die David'ſche Richtung, aber in akademiſcher Erſtarrung, von den Monarchen durch die Ausſchmückung der Plafonds in verſchiedenen Sälen des Louvre beſchäftigt, aber ohne beſonders Hervorragendes zu leiſten. Doch ſchon war der Künſtler aufgetreten, welcher völlig mit der Schule brach und durch energiſchen Realismus die franzöſiſche Malerei in neue Bahnen lenkte. Auf den Ausſtellungen der Jahre 1812 und 1814 ſtellte Géricault zwei Bilder aus, die von ganz neuem Geiſt erfüllt waren: ein Offizier der Chasseurs à cheval, auf ſtolzem Roß einherſprengend, und: ein verwundeter Küraſſier, der, ſein Pferd am Zügel führend, die Schlacht verläßt, beide lebensgroß. In dem einen ſcheint alles ſiegreiche Ungeſtüm des Napoleoniſchen Heeres, in dem andern alles Elend des ruſſiſchen Feldzugs verkörpert. Noch ſchlagender in der Wirkung war: das Floß der Meduſa, mit dem er 1819 auftrat, eine Schiffbruchsſcene aus der Gegenwart; ein ſolcher Gegenſtand in lebensgroßen Figuren, ſchon das war unerhört. Das Floß der untergegangenen Fregatte, auf den Wogen hintreibend und erfüllt mit den Männern, in deren Verzweiflung und Elend der letzte Hoffnungsſtrahl durch das Auftauchen eines fernen Schiffs einbricht, iſt von wunderbarer Gewalt in der Darſtellung der heftigſten Leidenſchaften, von ergreifender

Wahrheit und von außerordentlicher Kühnheit in der Behandlung des Körpers und ſeiner Bewegungen.

Um die Kunſt der neuern Epoche, die auf Géricault folgte, kennen zu lernen, müſſen wir die Galerie des Luxembourg aufſuchen. Doch vorher im Louvre noch einen Blick auf die Bilder von Leopold Robert: die Rückkehr vom Feſt der Madonna del Arco und: die Schnitter, dieſe Schilderungen italieniſchen Volkslebens, in denen ſich mit edelſtem Stil und ſchönſter Linienführung das tiefſte Gefühl für die Natur vereint.

Vollkommene Emancipirung von allen akademiſchen Regeln, Alleinherrſchaft der individuellen Phantaſie des Künſtlers und eine im eigentlichen Sinn maleriſche Auffaſſung waren die Loſungsworte der romantiſchen Schule. Eugène Delacroix († 1863) war das Haupt dieſer Richtung, wol der größte Coloriſt der Gegenwart. Das Bild, mit dem er im Salon von 1822 auftrat: Dante und Virgil in der Hölle, über den von den Zornmüthigen bewohnten Sumpf fahrend (im Luxembourg), wirkte außerordentlich durch die märchenhaft-düſtere coloriſtiſche Stimmung, welche dem Vorwurf ſo vollkommen entſprach, ſie ließ den heftigen Affect, ſie ließ die großartige Conception des Ganzen erſt zum vollen Ausdruck kommen. Gegen die Farbe aber blieb alles Andere zurück, die Zeichnung war nicht fehlerlos, die Formen geriethen in das Häßliche, mit einer bizarren Abſichtlichkeit war jede überlieferte Schönheit vermieden. So hatte ja auch gleichzeitig Frankreichs romantiſche Dichtung an die Stelle des Schönen das Charakteriſtiſche geſetzt. Ebenſo wirkungsvoll in der Farbe, aber noch willkürlicher in der Form und wüſt in der Compoſition iſt das Gemälde, welches zunächſt folgt: das Gemetzel von Chios, eine furchtbare Scene aus dem griechiſchen Aufſtande; und faſt bis zur Frechheit ſteigert ſich die Kühnheit des Künſtlers in dem Bilde, das ihm die Tage der Julirevolution eingaben: die Freiheit, das Volk auf die Barrikaden führend; es iſt die Freiheit, wie ſie in den „Iambes" von Henri-Auguſte Barbier lebt:

C'est une forte femme, aux puissantes mamelles
A la voix rauque, aux durs appas,
Qui, du brun sur la peau, du feu dans les prunelles,
Agile et marchant à grand pas,

Se plaît aux cris du peuple, aux sanglantes mêlées,
Aux longs roulements des tambours,
A l'odeur de la poudre, aux lointaines volées
Des cloches et des canons sourds;
Qui ne prend ses amours que dans la populace,
Qui ne prête son large flanc
Qu'à des gens forts comme elle, et qui veut qu'on l'embrasse
Avec des bras rouges de sang. . . .

Früchte von Delacroix' Reise nach Afrika sind: die algerischen Frauen in ihrem Gemach und: eine jüdische Hochzeit in Marokko, bei denen der außerordentliche Farbenzauber alles ist und Form und Vorwurf dagegen völlig zurücktreten. Die folgenden Jahre brachten ihm sogar große monumentale Aufgaben, die er gleichfalls mit dem ungestüm-revolutionären Geist angriff, welcher seine Kunst erfüllt. Wilde Leidenschaftlichkeit, das Gegentheil jenes ruhigen Maßes, welches die monumentale Kunst verlangt, durchdringt seinen Heliodor und seinen Jakob mit dem Engel ringend, in einer Kapelle von St.-Sulpice; aber namentlich das letztere Bild, auf welchem die Stimmung der Landschaft im Einklang mit der Handlung selbst steht, zeigt die ganze stürmische Kühnheit seiner Phantasie. Sein Meisterwerk aber, das sich durch die Glut und den Zauber des Colorits neben die größten Farbenwunder der vergangenen Kunst stellen kann und gleichfalls jenes hinreißende Ungestüm der Bewegung zeigt, ist das mittlere Deckenbild in der Galérie d'Apollon des Louvre: der Sonnengott auf seinem Viergespann, über den Drachen Python triumphirend.

Gleich das erste Auftreten Delacroix' ließ eine heftige Fehde zwischen zwei Parteien auf dem Kunstgebiet entlodern. Gegen die einseitig naturalistische und coloristische Malerei der Romantik stand vornehmlich ein Künstler auf, der bis zu seinem am 15. Januar 1867 erfolgten Tode das Haupt der Idealisten war: Jean-Augustin-Dominique Ingres, der, aus David's Schule hervorgegangen, doch keineswegs innerhalb ihrer Grenzen gefangen blieb. Feines Gefühl für die körperliche Form und tiefes Eindringen in die Natur zeichnen ihn aus, und bei geringerm Sinn für die Farbe sind ihm ein seltener Adel und eine hohe Kraft der Zeichnung eigen.

Vergleichen wir Ingres mit Deutschlands großem Idealisten

Peter von Cornelius, dessen Tod so schnell auf den seinen gefolgt ist, so ist er ihm verwandt an Ernst und Gediegenheit der Gesinnung, erreicht ihn nicht entfernt in genialer Erfindung und Composition, aber übertrifft ihn, was die sichere Durchbildung der Form betrifft. Seine Stärke liegt in der Darstellung der nackten Einzelfigur; das sieht man am besten in der herrlichen, Altes und Neues enthaltenden Privatsammlung des Grafen Duchatel, die eins von Ingres' frühern Werken: den Räthsel lösenden Oedipus, und eins seiner spätern: die Quelle, enthält, eine schöne nackte Frauengestalt, am Felsen stehend und die Urne haltend, der das Wasser entrinnt. Hier ist keine Spur von dem sinnlichen Reiz, der in der modernsten französischen Kunst eine so große Rolle spielt; sondern mit der höchsten Anmuth ist hier eine Keuschheit verbunden, die an jene lautere Auffassung der körperlichen Schönheit mahnt, wie sie den Künstlern des alten Griechenland eigen war. Der Luxembourg bewahrt von Ingres namentlich seine Apotheose Homer's, die auch als Deckenbild in einem Raum des Louvre ausgeführt ward, bei trockener Farbe von stilvoller Zeichnung, echt monumental gedacht, aber ohne Frische und Leben in der Composition, die den Eindruck des Kalten und Absichtlichen macht. In der Charakteristik der einzelnen Gestalten liegt auch hier die Größe des Werkes; wie schön sind die beiden Figuren, welche zu den Füßen Homer's sitzen, die Ilias kampfmuthig dreinblickend, das Schwert zur Seite, die Odyssee sinnend und sehnsüchtig, eng in ihren Mantel gehüllt. Und welche lebenswahren Köpfe zeigen die großen Künstler und Dichter ringsum! Durch großartige Charakteristik ist Ingres auch im Porträt bedeutend, das zeigt sein Brustbild Cherubini's, bei dem wir nur die allegorische Zuthat der Muse mit dem Kranz fortwünschen möchten. Auch ein edles religiöses Bild von Ingres, in dem er sich einer wirklichen dramatischen Auffassung mehr als gewöhnlich nähert, besitzt der Luxembourg in dem Petrus, der die Schlüssel des Himmels von Christus empfängt. Doch auch als Kirchenmaler ist er am größten, wo er nur bedeutungsvolle einzelne Gestalten zu geben hat, das zeigt eine Reihe von Cartons für Glasgemälde. Wie schön ist in diesen der Erzengel Rafael, der herrliche Bote

des Himmels, mit dem Fuße kaum an dieſer Erde haftend; Helena, in die Wunder des Kreuzes verſunken; Kaiſer Heinrich, der die Inſignien ſeiner königlichen Würde dem Höchſten darzubringen ſcheint; oder Roſalia, die, in das Anſchauen Gottes verſunken, allem Irdiſchen entſagt.

Ingres' bedeutendſter Nachfolger iſt Hippolyte Flandrin († 1864), Frankreichs erſter religiöſer Maler. Er hielt ſich an die beſten Vorbilder der ältern Kunſt, wozu ihm ſein Meiſter, der nicht aufhörte, Rafael zu ſtudiren, den Weg gezeigt. Doch Flandrin ging auch auf die italieniſchen Künſtler des 15. Jahrhunderts zurück, ähnlich wie die religiöſen Maler Deutſchlands; dieſe, namentlich Cornelius, ſind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, und es iſt dabei wahrhaft rührend, wie hoch der greiſe Cornelius Flandrin ſtellte, den er den Deutſchen unter den Franzoſen zu nennen liebte. Im Luxembourg iſt nur eine Studienfigur von ihm; um ihn kennen zu lernen, muß man ſeine monumentalen Malereien ſehen, die Scenen aus dem Alten und dem Neuen Teſtament, die er an den Wänden von St.-Germain des Près nebeneinandergeſtellt, und die prachtvollen Friescompoſitionen in St.-Vincent de Paule: ernſte, würdevolle Heiligengeſtalten, die in zwei langen Reihen hinziehen zum Heiland.

Zwiſchen den Idealiſten und Romantikern ſteht Ary Scheffer, der aber ſeinem Weſen nach mehr zu den letztern neigt und in deſſen Werken das Element des Empfindſamen vorherrſcht. Von ſeinen Bildern zu deutſchen Dichtern finden wir im Luxembourg: Eberhard den Greiner an der Leiche ſeines Sohnes. Wenn er elegiſche Scenen, wie er ſie liebt, wirklich genrehaft und in kleinerm Umfang behandelt, iſt Scheffer noch anſprechender, was ſein Tod Géricault's zeigt.

Aus der romantiſchen Richtung entwickelte ſich die realiſtiſche Geſchichtsmalerei, an deren Spitze Paul Delaroche ſteht, ausgezeichnet durch die feine Individualiſirung, die er ſeinen Geſtalten verleiht, und durch die Meiſterſchaft ſeines Vortrags. Nur unvollkommen lernt man ihn im Luxembourg kennen durch: die Söhne Eduard's, die fein und geiſtvoll im Motiv, doch in der Ausführung minder bedeutend ſind. Deſto großartiger iſt ſein Hémicycle im Palais des Beaux-Arts, dieſe

Wandmalerei im durchaus realiſtiſchen Stil mit deſſen ganzer Farbenpracht: ja hier wird nahezu die Grenze geſtreift, die bei ſolchen Aufgaben gewahrt werden muß. In dieſem Gemälde ſind die großen Künſtler aller Zeiten vereinigt, wie um den Preisvertheilungen beizuwohnen, für welche der Raum beſtimmt war; bewundernswerth iſt die Einheit der Stimmung, welche das Ganze beſeelt. Es iſt in Frankreich jetzt Mode geworden, Delaroche minder zu ſchätzen; doch wer von den andern Hiſtorienmalern, Robert Fleury, Jacquand, Couture, reicht an ihn heran? Die meiſten geben große Staatsactionen in vollſter Coſtümwahrheit wieder, aber ohne lebendige Handlung und feinere geiſtige Durchdringung des Gegenſtandes und der Charaktere, dazu oft mit einem Gefallen am Gräßlichen, mit einem Hervorkehren des Aeußerſten, die peinlich auf den Beſchauer wirken. An Kühnheit des Pinſels und ſchlagender Darſtellung des Wirklichen wurde Delaroche freilich durch Horace Vernet, ſeinen Schwiegervater, übertroffen, aber eine wahre Vertiefung in den Gegenſtand finden wir bei dieſem nicht; ſeine Judith und ſein Rafael und Michel Angelo im Luxembourg wirken leer und abſtoßend. Des Malers Größe tritt uns nur aus ſeinen koloſſalen Kriegsbildern entgegen, in denen er die Kraft ſeiner Farbe, die beiſpielloſe Kühnheit ſeiner Pinſelführung, ſeine ganze Gewalt in der Beobachtung des Lebens und im Feſthalten des Bewegteſten und Vorübergehenden offenbart. Dennoch trägt keines ſeiner Bilder den Charakter einer großen geſchichtlichen Handlung. Alle wirken, auch im größten Maßſtab, genreartig. Sein Ueberfall der Smalah Abd-el-Kader's iſt das beſte Beiſpiel; dies 75 Fuß lange Prachtſtück des hiſtoriſchen Muſeums zu Verſailles, jenes Muſeums, welches Ludwig Philipp, „l'aubergiste de toutes les gloires de la France", in ſo beiſpiellos kurzer Friſt geſchaffen, deſſen Gemälde aber, viele Tauſende an der Zahl, faſt durchgängig auch den Stempel des fabrikmäßigen Producirens tragen, das ſie hervorrief.

Doch genug von Verſailles, das keinen Anſpruch darauf machen darf, als eine Sammlung von Kunſtwerken betrachtet zu werden. Im Luxembourg, wo wir noch ſo manches aus den Gebieten des Genre, der Landſchaft, des Thierſtückes, Arbeiten von Breton, Corot, Decamps, Daubigny,

Troyon, Rosa Bonheur u. a. zu bewundern hätten, ist auch ein Kriegsbild vorhanden, welches bei kleinstem Umfang nicht zurücksteht hinter den größten Leistungen dieser Art, die französische Künstler hervorgebracht: Napoleon III. bei Solferino von Meissonier. Der berühmte Genremaler hat sich neuerdings mit Vorliebe dieser Kunstgattung zugewandt, und er, der an Treue und Geist in der Wiedergabe des Wirklichen mit den alten Niederländern wetteifert, zeigt diese Vorzüge auch hier. Welche Feinheit in der Belauschung des Lebens bei Mann und Roß, welche Vollendung in der Ausführung, welche Größe im Kleinsten!

Wir scheiden am besten mit Meissonier von der französischen Malerei. Was die jüngste Gegenwart auf dem Gebiet der großen Kunst gebracht hat, deutet auf keine neue Entwickelung hin. Ueberall die Neigung zum Sinnlich-Frivolen; die „Halbwelt", scheint es, regiert auch hier den Geschmack. Ein bedeutendes Talent trat in der französischen Kunst auf dem Gebiet der Illustration auf: Gustave Doré, ein junger Künstler, dem Phantasie, Beweglichkeit und glänzendes Geschick der Darstellung in kurzer Zeit einen Namen, auch im Auslande, machten, und der sich namentlich in seinen Compositionen zu Perrault's Kindermärchen auf seiner Höhe zeigte. Eine seiner neuesten Leistungen, die Bibel, trägt aber schwerlich dauernd zur Mehrung seines Ruhms bei, so bedeutend ihr äußerer Erfolg war. Schon ist Doré ganz dem Manierismus in die Hand gefallen! Von stilistischer Würde, von wahrer Vertiefung in den Gegenstand findet sich in diesem Werke keine Spur. Dafür gefallsüchtiges Prunken mit kleinen äußerlichen Kunstmitteln und eitler Effecthascherei, deren ermüdender Eindruck von Blatt zu Blatt sich steigert. Welch frischer Luftzug muß wieder durch das ganze Leben der Nation gehen, damit auch ihre Kunst zur Besinnung kommt!

III.

Von dem franzöſiſchen Geiſt und der geiſtigen Arbeit in Paris.

Von

Charles Marelle.

Die Franzoſen gelten für eine geiſtreiche Nation, wahrſcheinlich jedoch wird man ſie niemals ein Volk von Dichtern und Gelehrten nennen.

Nicht ungern beluſtigen ſich die gebildetern Deutſchen über die ſprichwörtliche Unwiſſenheit der Franzoſen in der Geſchichte, Geographie und dergleichen, worüber dieſe mit dem Aplomb, das ihnen ihr Mutterwitz verleiht, ſelbſt zuerſt lachen. Indeſſen hat ſie das Beiſpiel ihrer überrheiniſchen Nachbarn in neueſter Zeit etwas ernſter geſtimmt, und ſie fangen an über die Unbequemlichkeit der Unwiſſenheit nachzudenken. Welchen Aerger hat die bekannte „Karte der Unwiſſenheit", die eine Nummer von „Ueber Land und Meer" (Februar 1867) veröffentlichte, dem „Monde" gemacht; und wie viele Noth, ſie zu widerlegen! Der katholiſche Ignorantismus, der Mangel des obligatoriſchen Schulbeſuchs und der Aneiferung von ſeiten der Gemeinden, die

Nachläſſigkeit der Aeltern, die Noth des Elends, die Gleichgültigkeit der Aufgeklärten, der leichtſinnige, ungeduldig bewegliche Nationalcharakter, die alles verzehrende Centraliſation, und endlich eine verſchwenderiſche Regierung, die ſich beſtändig mehr um den Schein eines vergänglichen Ruhms kümmert, als um die Lebensbedingungen des Landes: das ſind die ſo häufig angeführten Gründe der niedrigern Bildungsſtufe Frankreichs im Vergleich zu Deutſchland. Jedenfalls fehlt es daſelbſt nicht an öffentlichen Unterrichtsanſtalten; es wimmelt davon in Paris (wo es 1866 etwa 500 Gemeindeſchulen gab, Kindergärten, Jugendſchulen, Special- und Handwerkerſchulen u. ſ. w., die von 70—80000 Kindern beſucht wurden) und ſie beſtehen reichlich in der Provinz. Mit Ausnahme von ein paar hundert dürftigen Flecken, kann jedes Dorf, jede Gemeinde eine Elementarſchule aufweiſen, jeder Hauptort eines Departements eine Normalſchule zur Ausbildung der Schullehrer, ein kaiſerliches oder ſtädtiſches Lyceum, ein kleines und ein großes Prieſterſeminar, eine mehr oder minder große Anzahl von Anſtalten für Männer und Frauen, denen Laienbrüder oder Mönche vorſtehen, und endlich ſeit einiger Zeit auch eine Realſchule. Außerdem wird der höhere Unterricht in den Akademien ertheilt, einer Art von Univerſitäten, die ſich auf einige größere Städte beſchränken. Alle dieſe kleinern und größern Anſtalten jedoch ſtreben nach dem Mittelpunkt und vereinigen ſich mit der Univerſité de France, die ihren Sitz in Paris hat. Hier wie überall iſt Paris der ſchöpferiſche Mittelpunkt, welcher den Raum mit Planeten beſäet, denen er das Licht ertheilt, aber von denen er auch ſeinerſeits, durch ein Verfahren, welches unſere Sonne zum Glück nicht kennt, das Licht wiederum borgt. Paris leuchtet nicht ſo billig wie die Sonne; das Licht, das es über die Provinz verbreitet, erfordert ein Brennmaterial, deſſen Koſten zum größten Theil die Provinz beſtreiten muß. Sobald ſich ein Profeſſor in der Provinz einen Namen gemacht, erſtrebt er nur noch eins: einen Lehrſtuhl in Paris! Und nicht allein auf dieſe, auch auf unfertige junge Leute wirkt die gleiche Anziehungskraft. Die guten und beſten Gymnaſialſchüler aus den Departements ſtrömen nach der „Grand'-Ville" — der Hauptſtadt, würden wir

ſagen, obgleich damit dieſes Wort nicht zur Hälfte überſetzt iſt — und nicht allein von ihren Univerſitäten, ſondern ſogar ſchon von ihren Lyceen (Gymnaſien). Dieſe Lyceen, „Colléges" genannt unter dem Ancien régime, „Lyceen" unter dem Kaiſerreich, umgetauft in „Colléges" unter der Reſtauration, noch einmal umgetauft durch den Staatsſtreich und wieder „Lyceen" genannt durch Napoleon III.! — dieſe Lyceen ſind nicht Gymnaſien nach deutſchem Muſter, die nur bei Tage beſucht werden. Die Minderzahl der Schüler ſchlafen und eſſen im älterlichen Hauſe, die meiſten wohnen im Lyceum, das mitunter ſo großartig eingerichtet iſt, daß 8—900 Penſionäre darin aufgenommen werden können, die es indeß darin nicht beſſer als in einer Kaſerne haben; ſie tragen eine Uniform, liegen in ungeheuern Schlafſälen, Gefangenen gleich, unter beſtändiger Bewachung, haben nicht einmal wie dieſe ihre Zelle und die Einſamkeit für ſich, und können das ſüße Gefühl des chez-soi höchſtens hinter dem Deckel ihres Koffers oder ihres Pultes momentan genießen. Dieſe ſtrenge Disciplin, die durch eine immerwährende, an das Spionirſyſtem grenzende Aufſicht noch verſchärft wird, kann natürlich die „goldene Jugend" nicht gerade beglücken, der vielleicht nichts golden erſcheint als die Schlafens- und die Ferienzeit!

Das Studienprogramm der Lyceen iſt im allgemeinen, was alte und neuere Sprache, Geſchichte, Wiſſenſchaften u. ſ. w. betrifft, dem der deutſchen Schulen ähnlich, die Einzelheiten ſind es' aber, die ſie hinter dieſen zurückſtehen laſſen. Die Methode iſt trocken, pedantiſch und ſchablonenmäßig, und durch keinen äſthetiſchen Geiſt belebt. Das Studium der alten Sprachen iſt immer um zwanzig Jahre zurück, und das der neuern läßt noch mehr zu wünſchen übrig. Das Deutſche iſt in den Lyceen vorherrſchend, das Engliſche in den Mädchenſchulen. Was bei den Franzoſen beſonders das Verſtändniß und den Fortſchritt in den fremden Sprachen beeinträchtigt, iſt die Unkenntniß der theoretiſchen Betonung ihrer eigenen und infolge deſſen der gänzliche Mangel an Sinn für die Accentuirung der fremden. Auch der Geſchichtsunterricht, obwol neuerdings vom Unterrichtsminiſter Duruy angeeifert, genügt bei weitem den gegenwärtigen Anforderungen nicht. Es iſt wol wahr, daß

gerade hierin viele Rückſichten den guten Willen des armen Lehrers hemmen, religiöſe, politiſche Rückſichten, die (vorzüglich letztere) den Unterricht der Geſchichte in Frankreich von jeher und bis zum heutigen Tage zur Unwahrheit gezwungen haben. Wie die Wahrheit verkünden unter den Schandthaten des Alten Régime, den Verirrungen der Revolution, den Roheiten des Kaiſerthums, den Principienkämpfen der Reſtauration und der Juli-Monarchie? Und wie ſoll man Thatſachen erzählen, ohne die Umſtände zu berühren, die ſie herbeigeführt? Man muß zugeben, daß in ſolchem Fall die Aufgabe etwas ſchwierig iſt für einen Lehrer, der im Solde der Regierung ſteht, einer Regierung, die er in ſeinem Innern vielleicht nicht anerkennt, und daß es für ihn gefährlich werden könnte, gründlich zu ſein; er zieht darum vor, es ſo zu machen wie ſeine übrigen Collegen und — ſeinen Schülern ſelbſt zu überlaſſen, ſich durch Leſen den beſchränkten Horizont zu erweitern.

Indeß wie mittelmäßig auch der Unterricht ſein mag, an ausgezeichneten Schülern fehlt es dennoch nicht. Wenn der Miniſter des öffentlichen Unterrichts ſeinen Plan hätte ausführen können, neben der Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellung auch eine internationale Ausſtellung der geiſtigen Arbeiten einzurichten, ſo hätte wol mancher pariſer Schüler einen Preis davongetragen. Aber einer gilt nicht für alle, das weiß man am beſten in Paris, wo ſich die Schüler der verſchiedenen Gymnaſien mit dem größten Eifer an der Preisconcurrenz betheiligen, die alljährlich ſtattfindet. Die Profeſſoren, denen nur preisgekrönte Schüler einen Ruf bereiten, beſchäftigen ſich daher nur mit ſolchen, die irgendein beſonderes Talent zeigen. Dieſe Elite-Schüler werden einem eigenen Trainirſyſtem unterworfen, welches ſie in den Stand ſetzt, an dem wichtigen Tage den Sieg auf dem Turf der Geſchichte und der lateiniſchen Rede davonzutragen, um dadurch auf ein Jahr hinaus den Ruhm ihres Inſtituts zu ſichern. So erkennt man hierin, wie in allem, die franzöſiſche Art, die glänzende Seite der Dinge herauszukehren; aber hier wie überall befinden ſich hinter theatraliſchem Prunk elende Couliſſen. Am Ende ihrer Gymnaſialſtudien müſſen ſich die Schüler dem „Baccalaureats"-Examen unterwerfen, das dem deutſchen Abiturienten-Examen entſpricht, im allgemeinen

jedoch minder ſchwierig iſt und nicht im Gymnaſium ſelbſt ſtattfindet, wo der Schüler bekannt iſt, ſondern am Ort derjenigen Akademie, von der das Gymnaſium abhängt.

Das Baccalaureus-Diplom öffnet dem Gymnaſiaſten den Weg, es macht ihn zum Studenten; aus dem Zuſtande der ſtrengſten disciplinariſchen Bewachung fühlt er ſich mit einem mal in die unbegrenzteſte Unabhängigkeit verſetzt, und der erſte Gebrauch, den er von ſeiner Freiheit macht, iſt leider der, daß er ſie bis zur Ausſchweifung misbraucht. Der moraliſche Einfluß der eigenen Familie, der doch ſchon durch die Trennung der frühern Schulzeit geſchwächt iſt, prallt gänzlich ab an einem jungen Menſchen, der, ſich ſelbſt überlaſſen, allein wohnt und mit andern jungen Leuten lebt, die, ebenſo unabhängig wie er, den guten Ton nur darin erkennen, mit dem Leichtſinn oder dem Laſter zu prahlen. Das Leben der pariſer Studenten iſt ja bekannt; es iſt dem der deutſchen ſehr unähnlich. Es gibt da weder Vereine, noch Burſchenſchaften (die Regierung würde ſie ſchel anſehen), weder Trachten, noch charakteriſtiſche Gewohnheiten. Nichts unterſcheidet den Studenten von andern jungen Leuten des bemittelten Standes, außer daß er meiſtens im Quartier Latin wohnt und man ihn zu gewiſſen Stunden in Scharen in der Nähe gewiſſer Gebäude dieſes Stadttheils bemerkt, wie der Sorbonne, der Ecoles de Droit und de Medecine. Zum Theil fällt indeß dieſes junge Volk dem aufmerkſamern Beobachter durch lärmende Bewegungen, loſere Formen auf, durch den viel häufigern Beſuch der Kaffeehäuſer und Bälle als der Schule, und endlich durch die „Sitte" der wilden Ehe. Dieſer pariſer Student iſt der Student des Romans, der humoriſtiſchen Erzählung, kurz der Student, den man ſich ohne eine „Studentin" nicht vorſtellen kann. Er muß Weib, Cancan und Billard ebenſo genau kennen lernen, wie der deutſche Student ſein Rappier, ſein Bier und ſeinen Comment.

Kein Fremder indeß darf nach dergleichen Ballhelden die ganze Jugend beurtheilen. Genau angeſehen ſind es immer dieſelben; d. h. ein paar hundert etwa, von denen der größte Theil nach zwei oder drei locker verbrachten Jahren ſich entſchließt, die Schulen zu beſuchen, um das Leben endlich von

der ernſten Seite zu nehmen. Die Fehler, die wir bei den Gymnaſien bezeichnet haben, finden ſich bei den höhern Schulen wieder, dieſelbe Ungründlichkeit, derſelbe Mangel an einem belebenden philoſophiſchen Geiſt; Mängel, die der Schüler wiederum durch Lektüre und doppelten Eifer ergänzen muß.

Die jungen Leute, die ſich dem literariſchen oder wiſſenſchaftlichen Unterricht widmen wollen, können nur auf dem Wege der Bewerbung in die höhere Normalſchule gelangen, wo ſie von Lehrern herangebildet werden, die meiſtens zu den wiſſenſchaftlichen oder literariſchen Koryphäen gehören. Viele der gegenwärtigen Schriftſteller von Ruf ſind aus dieſer Schule hervorgegangen: Edmond About, Prevoſt-Paradol, Paul Janet, der philoſophiſche Kritiker der „Revue des deux Mondes", Henri Taine u. ſ. w. Man wirft der Normalſchule vor, daß ſie in ihrer Anleitung mehr auf das Schönſprechen zu wirken ſucht als auf das Wahrſprechen, daß ſie mehr eine Schule ſei für beredte Akademiker als ein Inſtitut für geſchickte und kühne Pionniere der Wiſſenſchaft. Nichts aber iſt dem pariſer Profeſſor größeres Bedürfniß als die Gabe der Beredſamkeit; in der Sorbonne wie auch anderwärts wird nur derjenige, welcher ſchön ſpricht, gehört und — beklatſcht; denn die Zuhörer applaudiren hier dem Docenten nach der Vorleſung, und ſogar während derſelben, wie wenn ſie im Theater wären. Wir haben geleſen, daß bei der zweiten Vorleſung Legouvé's im Collége de France über „les pères et les enfants" nicht blos das Amphitheater des Collegs drei Viertelſtunden vor dem Eintritt des Profeſſors gedrückt voll, daß die Stufen, die Fenſterbänke, die Thürſchwellen bis auf den Corridor hinaus mit Zuhörern beſetzt waren, ſondern daß man ſich auch im Hofe noch unter den geſchloſſenen Fenſtern herandrängte. „Man war nahe daran, ſich zu erſticken", ſagt der Berichterſtatter; „man wird ſich in der nächſten Woche unfehlbar erſticken." Ebenſo gab es ſeinerzeit keine Räumlichkeit groß genug, um die Zuhörerſchaft von Couſin zu faſſen, und nachmals von Jules Simon, als ſie über Kant und Hegel ſprachen, während dieſe beiden Größen als Franzoſen gedacht (man verzeihe mir dieſe contradictio in adjecto) mit ihrer ſchwerfälligen, verwickelten Rede kaum zwanzig Zuhörer gehabt haben würden.

Kein Wunder daher, daß in einem Lande, wo es jeden nach dem Erfolg gewaltſam drängt, das eifrigſte Streben jener Kunſt gewidmet wird, durch die man es am ſicherſten ſo weit bringt.

Die Académie de Paris (nicht zu verwechſeln mit der Académie-Françaiſe), die dem Begriff einer deutſchen Univerſität entſpricht, ertheilt den Unterricht der fünf Facultäten: der katholiſchen Theologie, der Literatur, der Wiſſenſchaft, der Medicin und des Rechts. Die erſten drei werden in der Sorbonne durchgemacht. Für die proteſtantiſche Theologie gibt es in Paris keinen Lehrſtuhl; es gibt überhaupt in ganz Frankreich deren nur zwei, einen calviniſtiſchen in Montauban und einen lutheriſchen in Strasburg.

Merkwürdig iſt es, daß gerade in Frankreich, wo die Rechtsgelehrten eine ſo große Rolle geſpielt haben, die Ecole de Droit in Paris niemals den europäiſchen Einfluß ausgeübt hat, wie einſt die berühmten Rechtsſchulen von Bologna und Padua und heutigentags jene von Berlin. Cujacius und Dumoulin, die alten bekannten Rechtsgelehrten, kann ſie ſo wenig zu den ihrigen zählen, wie in neuerer Zeit Savigny; der größte Name, den ſie aus der jüngſten Epoche anführen kann, iſt der eines Italieners, des berühmten und unglücklichen Roſſi, der als Miniſter des Papſtes Pius IX. ermordet wurde.

Dafür darf aber die Ecole de Médecine den Vergleich mit den berühmteſten Schulen in Europa wagen; von jeher konnte ſie Männer erſten Ranges aufzählen, denen in Paris die zahlreichen Hospitäler ein faſt einzig daſtehendes Feld der Beobachtung darbieten.

Abgeſehen von dieſer berühmten Schule, ſtehen alle übrigen Facultäten in Paris den deutſchen Univerſitäten nach. Es fehlt, wie geſagt, weder an großen Profeſſoren, noch an talentvollen Schülern; aber es iſt die ganze Einrichtung des Unterrichts, die ſo vieles zu wünſchen übrig läßt. Es wird oft gerühmt in Paris, daß dort der hohe Unterricht unentgeltlich ſei; dieſe Unentgeltlichkeit aber iſt blos illuſoriſch. Man kann, wenn man ſie als Dilettant, als Amateur hören will, ſehr viele Vorleſungen in Paris gratis hören; aber der Student, der ſein Examen machen will, muß ſie bezahlen, für ihn gibt es keinen unentgeltlichen

Unterricht, ja nicht einmal das schöne Privileg, welches z. B. auf deutschen Universitäten gilt, wo der mittellose Student sein Honorar nachbezahlt, wenn er später zu Brot gelangt ist. Der französische Student muß Geld haben — das ist die erste Bedingung.

Alle die Lehranstalten, welche wir bisher genannt, hängen entweder von der Akademie von Paris oder der Universität von Frankreich ab; das einzige Institut, welches unabhängig von beiden ist und darum seine Pforte einem freiern und bessern Unterricht öffnet, ist das Collége de France. Es ist nur dem Unterrichtsminister selbst verantwortlich, der allerdings mehr oder weniger liberal gesinnt sein kann. Die ausgezeichnetsten Vertreter der Wissenschaft gehören diesem Colleg an: Burnouf, Stanislas Julien, Laboulaye, Philarète Chasles; auch der große Orientalist Munk († 6. Febr. 1867) war einer von seinen Professoren. Diese Stätte der freien Untersuchung, des unabhängigen Gedankens wird namentlich vom hohen katholischen Klerus mit schelem Blick angesehen, und mehr als einmal ist es ihm durch Pression auf die Minister gelungen, diejenigen Männer zu entfernen, welche hier vorzüglich an ihren Plätzen waren — man denke nur an Michelet, an Edgar Quinet, an Ernest Renan!

Abgesehen von diesen großen Centren des Unterrichts, welche sozusagen immer unter dem Licht des Tages und der Oeffentlichkeit arbeiten, gibt es noch gewisse Lehrstätten, welche darum nicht unwichtiger sind, weil sie sich diesem Licht entziehen und mit einer gewissen, den andern nicht zugestandenen Autonomie bekleidet sind. In erster Linie gilt dies von den Instituten für die Geistlichkeit.

Die Seminare derselben hängen in jeder Diöcese nur vom Bischof ab und stehen keineswegs unter der Aufsicht der Universität. Man kennt die Art und Weise des Unterrichts in solchen Anstalten und in einem Lande, wo der Formalismus herrscht und das Dogma das unumstößliche Princip bildet.

Geschichte wird von altem, theologischem Standpunkt gelehrt, nach dem sich alles nur um die Bibel und die Kirche dreht, die Philologie geht vom Thurm zu Babel aus, und die Naturwissenschaften begnügen sich mit den naivsten Beweisführungen.

Ein ganz anderer Geist herrscht in den Specialschulen, unter

denen wir vor allen die Polytechniſche Schule hervorheben wollen. Dieſe Schule, im Jahre 1794 unter der erſten Republik gegründet, hat ſich von ihrem Urſprung einen Geiſt der Unabhängigkeit bewahrt, der ihr bisher von keiner Regierung entriſſen werden konnte; dies iſt auch wol der Grund, warum man jetzt davon ſpricht, ſie zu ſchließen. Die Behörden werfen ihr nämlich vor, zu jedem Aufſtande Anführer geliefert zu haben. Sie hängt direct vom Kriegsminiſterium ab, obwol ſie ihre Schüler nicht nur für die Armee, ſondern auch für Civildienſte heranbildet.

Von den übrigen Specialſchulen zu reden wird man uns erlaſſen. Sie fügen dem Bild der geiſtigen Arbeit in Paris, welches wir hier entwerfen, keinen weſentlich neuen Zug hinzu; indem ſie es nur nach allen Seiten hin ausfüllen, würden ſie uns nichts geben als eine Nomenclatur, mit welcher wir die Geduld unſers Leſers nicht auf die Probe ſtellen wollen.

Alexander von Humboldt hat einſt geſagt, nur in Paris könne man arbeiten. Ohne Zweifel dachte er dabei an die Maſſe der verſchiedenartigſten Inſtitute, Bibliotheken, Muſeen u. ſ. w., die da vereinigt ſind und den Samen alles Wiſſens in ſich bergen, oder vielleicht auch an die große Zahl ausgezeichneter Männer und Gelehrten, die dadurch nach Paris gezogen und daſelbſt feſtgehalten werden und den gegenſeitigen Ideenaustauſch auf ſo angenehme Weiſe fördern. Dies bringt uns auf die wiſſenſchaftlichen Vereine und die Akademien.

Es iſt bekannt, welche Stelle nicht nur in Frankreich, ſondern in der gelehrten und literariſchen Welt überhaupt das Inſtitut de France einnimmt, mit ſeinen fünf Klaſſen oder Akademien, von welchen eine jede die berühmteſten Namen von Frankreich aufzuweiſen hat. Und hier am beſten und vielleicht auch von ihrer vortheilhafteſten Seite ſieht man die Wirkung der Centraliſation, dieſer allgemeinen Vereinigung in Einem Mittelpunkt. Um all die Anſtalten, Vereine u. ſ. w. möglich zu machen und vor allem eine ſo vielſeitig gelehrte Geſellſchaft zu bilden, wie ſie das Inſtitut bietet, iſt es jedenfalls nothwendig geweſen, daß die Provinzen der Hauptſtadt ein ſtarkes Contingent liefern. Die meiſten größern Städte der Provinz haben zwar ihre Akademien und gelehrten Geſellſchaften, wer ſich aber

etwas dünkt und nicht lange unbekannt bleiben will, beeilt ſich, nach Paris zu kommen. Nur in Paris kann er ſich ins rechte Licht ſtellen, ſich Zuhörer verſchaffen. Das Inſtitut erreichen, iſt wie eine Bühne betreten und ſich vor ein gewähltes Publikum ſtellen. Man kann ſich daher leicht einen Begriff machen, wie die verſchiedenen Klaſſen belagert werden, keine ſo ſehr aber als die berühmteſte derſelben, deren Name überall hingedrungen iſt, wir meinen die Académie-Française.

Erwähnen wir von den „Vierzig Unſterblichen", aus denen ſich gegenwärtig die Akademie zuſammenſetzt, diejenigen, welche dem deutſchen Leſer die bekannteſten ſind: Thiers, Guizot, Mignet, Lamartine, Victor Hugo, Saint-Marc Girardin, Sainte-Beuve, Prosper Mérimée, Rémuſat, Graf Montalembert, Dupanloup (Biſchof von Orleans), Silveſtre de Sacy, Legouvé, Ponſard, Emile Augier, Jules Sandeau, Octave Feuillet, Vitet, Berryer, Prévoſt-Paradol. Zwei Stühle ſind augenblicklich (März 1867) leer: der von Couſin und der Barante's, auf welchem einſt Voltaire geſeſſen. Der ſtändige Secretär iſt Villemain. Man ſieht aus dieſer Liſte, daß der Hiſtoriker neben dem Poeten, der Romanſchriftſteller neben dem Philoſophen und der Würdenträger der Kirche neben dem Publiciſten hier einen Platz findet.

Die Geſchichte dieſer Akademie iſt bekannt. Gegen das Jahr 1633 aus einem Privatverein von Schriftſtellern, Gelehrten und ausgezeichneten „Amateurs" entſtanden, ſpäterhin durch einen großen Miniſter und Schöngeiſt, Richelieu (etwas gezwungen vielleicht!) zu einer vom Staat privilegirten Geſellſchaft erhoben, nahm ihre Stellung und ihr Ruhm von Tag zu Tag zu, bis ſie es ſoweit gebracht hat, die Vertreterin, ja ſozuſagen der Senat der Literatur und des guten Geſchmacks in Frankreich zu werden. Da urſprünglich ein weſentlicher Theil ihrer Aufgabe darin beſtand, die Sprache nach dem beſten Geſchmack und Gebrauch in Rede und Schrift zu läutern, brauchte ſie es mit der Wahl der Mitglieder in literariſcher Beziehung nicht genau zu nehmen und hielt nur an der bekannten Zahl von vierzig feſt. Große Herren und Prälaten, die feine Welt und die glänzenden Schöngeiſter hatten das Recht, ſich um eine Stelle neben den großen Schriftſtellern und den großen Rednern zu bewerben. Gar zu häufig haben auch

höfiſche Rückſichten, politiſche und weltliche Berechnungen über Candidatenwahlen entſchieden. Zu manchen Epigrammen hat dieſe berühmte Körperſchaft Anlaß gegeben durch ihre Neigung, einer mächtigen und vornehmen Mittelmäßigkeit eher die Unſterblichkeit zuzugeſtehen, als dem mittelloſen Talent und Genie. Alphonſe Karr gab ihnen einmal den witzigen Rath, die Wahl ihrer Mitglieder einer Commiſſion deutſcher Gelehrten anzuvertrauen, da er ſicher ſei, daß dieſe es beſſer verſtehen würden. Aber die Epigrammatiker erkannten nicht, daß die ariſtokratiſchen Verbindungen, die die Akademie ſo gern einging, in einem monarchiſchen und höfiſchen Staate keineswegs für die Literatur einen Nachtheil verurſachten, ſondern weit eher eine gründliche Veredlung der Literatur oder mindeſtens der Literaten erzielten, die Achtung vor ihrer Würde und ſogar ihr Gewicht im Staate begründeten. Die Gleichheit unter den Mitgliedern war übrigens und iſt noch ein Grundgeſetz der Akademie. Ein Herzog oder Pair durfte auf ſeinem Seſſel nur der Kamerad ſeines Nachbars ſein, und wäre dieſer auch ein einfacher Bürgerlicher geweſen. Die vierzig Seſſel ſind ein Symbol dieſer Gleichheit. Ludwig XIV., als Beſchützer der Akademie, ſandte dieſelben eines Tages als Geſchenk, um mit einem Schlage all die Hin- und Herreden über Seſſel, Bänke und Feldſtühle zu beſchwichtigen, welche die Etikette jener Zeit ſo häufig hervorrief, und die manch hochgeſtellte Perſönlichkeit zu ihrem Vortheil in die Geſellſchaft gern einführen wollte. Zu einer Zeit, wo man auf ſeine Titel ſo eiferſüchtig war, mußten ſich ein Prälat oder ein Miniſter, die ſonſt immer nur „Monſeigneur" genannt wurden, in der Akademie mit dem allgemeinen Namen „Monſieur" begnügen; es erregte großen Skandal, und wurde beinahe eine Staatsangelegenheit, als der Cardinal Dubois unter der Regentſchaft und der Cardinal Maury ſpäter in der Kaiſerzeit die Anrede „Monſeigneur" beanſpruchten. Es bedurfte einer großartigen Intrigue und der Vermittelung des Monarchen, der zuweilen ſich als eiferſüchtigen Beſchützer der Akademie erwies, um dieſelbe dahin zu bringen, den Anſprüchen der hochmüthigen Prälaten nachzugeben, die wol nicht gewählt worden wären, wenn ſie ſich zuvor erklärt hätten.

Man hat der Académie-Française vorgeworfen, daß ſie von

jeher weniger Eifer für die Freiheit als für die Gleichheit gezeigt habe, es ist aber ein Vorwurf, der mit ihr alle Welt in Frankreich trifft; jedenfalls kann man heutigentags zu ihrem Lobe sagen, daß, wenn es in Frankreich einen Ort gibt, wo der Geist sich seine Freiheit und seine Würde zu bewahren wußte, es sicherlich die Académie-Française ist, sodaß zu einer gewissen Zeit davon die Rede war, sie wie alles Uebrige ein bischen zu „decembrisiren". Sie verdankte ihre Rettung ohne Zweifel ihren vielfachen Bestandtheilen. Aus allen Parteien sich zusammensetzend, ohne sich zum Organ einer einzigen herzugeben, hat sie einiges Recht, sich als Vertreterin der tadellosen Gesellschaft geltend zu machen. Sie zu unterdrücken hieße nicht eine Faction niederschlagen, sondern wirklich einen Act der Roheit gegen die Cultur und den Nationalgeist begehen. Das hat die gegenwärtige Regierung eingesehen, und da sie sich ja alles erlauben darf, muß man ihr dafür dankbar sein, daß sie wenigstens hier eine geistige Opposition erträgt, die übrigens zu fein ist, um einen Einfluß auf das Volk zu üben. Aber trotz ihrer freisinnigen Aeußerungen, trotz alledem, was sie für den Einfluß und die Würde der Literatur gethan, hat die Akademie dennoch viele Feinde, sogar unter den Literaten selbst. Eine große Anzahl Schriftsteller und Denker halten dafür, daß die Wirkung der Akademie auf die Literatur keine heilbringende gewesen; ihrer Meinung nach hat sie durch ihre Herrschaft über den einfachen Vortrag die Sprache beeinträchtigt, sie in ihrer Entwickelung gehemmt und die Macht der Plastik darin zerstört, durch ihre beschränkte Kritik, an der Stelle einer weitgreifenden Aesthetik, Rhetoriker und Grammatiker mit ihrem pedantisch trockenen Geist herrschen lassen, und von Corneille ab bis zur romantischen Schule mit aller Gewalt den Schwung einer selbständigen Poesie verhindert. Philosophen und Gelehrte machen der Akademie wieder andere nicht minder schwere Vorwürfe. Durch ihre geistige Ueberlegenheit in den Augen des Publikums, sagen sie, durch die Glorie, die sie umgibt und durch welche sie für so viele bedeutende Männer ein Gegenstand des Neides wird, unterhält sie in Frankreich einen Geist der Eklektik und des Compromisses, und unter dem Mantel eines schönen Stils und einer literarischen Höflichkeit eine falsche Achtung vor der con-

ventionellen Wahrheit und eine wahre, dem freien Geiſt wie der wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Forſchung und der poetiſchen Erfindung gleich ſchädliche, geiſtige Heuchelei. Dieſe Bemerkungen ſind zum Theil wohlbegründet, können aber ebenſo gut auf alle übrigen Akademien von Frankreich angewandt werden. Am Ende nimmt jeder organiſirte Verein, der irgendetwas in der Geſellſchaft vorſtellt, officielle Sitten und ein diplomatiſches Verfahren an. Recht bezeichnend iſt der Ausruf eines Akademikers: „Hätte ich beide Hände voll Wahrheiten, ſo würde ich mich wol hüten, ſie zu öffnen.“ Wie geſagt: wir wollen uns nicht zum Vertheidiger der Franzöſiſchen Akademie aufwerfen. Eine genaue Erörterung alles deſſen, was dafür und dagegen geſagt werden könnte, würde uns viel zu weit führen. Nur dieſes Eine wollen wir zum Vortheil der Académie-Française hervorheben: daß ſie ſicherlich und ohne Frage das meiſte dazu beigetragen hat, eine Art allgemein literariſchen Geiſtes in Frankreich zu verbreiten und zu beleben, der ſich eben nur da findet, wie man einen gewiſſen allgemein politiſchen Geiſt zum Beiſpiel nur in England vor allen andern Ländern antrifft. Dieſer literariſche Geiſt läßt ſich in dieſem Einen Wort zuſammenfaſſen: der Geſchmack, den man das Gewiſſen des Geiſtes genannt hat. Dies Gewiſſen iſt bei den Franzoſen ſo aufgeweckt und ſo raſch, daß es häufig das moraliſche Gewiſſen überholt. Man kennt jenes Wort eines franzöſiſchen Diplomaten, der, um eine fade und nutzloſe politiſche Unthat zu bezeichnen, ausrief: „Es iſt mehr als ein Verbrechen; es iſt ein Fehler des guten Geſchmacks.“ Dank dieſem Cultus des Geſchmacks, Dank den claſſiſchen Traditionen und dem zuweilen beſchränkten, aber doch heilſamen Purismus, den die Akademie unterſtützt, hat die franzöſiſche Sprache ſich diejenigen Eigenſchaften unverändert erhalten, die ſie ſeit Jahrhunderten auszeichnen: Klarheit, Eleganz, Feinheit, Genauigkeit, Anmuth — Eigenſchaften, die ihr dazu verholfen haben, in Europa als internationale Sprache gebraucht zu werden, und aus ihrer Proſa für alle Schriftgattungen die Proſa par excellence machen.

Es wird in Deutſchland vielfach behauptet, daß die germaniſche Wiſſenſchaft ſich vorzüglich darin von der romaniſchen

unterscheidet, daß sie niemals wie diese die Wahrheit socialen oder politischen Rücksichten zum Opfer bringt. Fügen wir hinzu, daß dies nicht immer vom wissenschaftlichen Geist abhängt, viel mehr aber von den socialen und politischen Umständen, die so sehr verschieden sind.

In katholischen Staaten brachte die Wahrheit ihre Bekenner in frühern Zeiten auf die Folter und führt sie jetzt noch in die Verbannung oder ins Gefängniß; in monarchischen Ländern schickte sie wehrlose Gelehrte früher in die Bastille und läßt sie heutigentags noch ihre Stellen verlieren. Bis zum Tode Ludwig's XV. war es in Frankreich unmöglich, über den Ursprung der französischen Monarchie nach wahren Thatsachen zu reden. Man betrachtete es als ein Mangel an Achtung, beinahe als Majestätsbeleidigung, Sagen und Märchen zu kritisiren, die der Dynastie oder dem Adel schmeichelten. Fréret wurde ins Gefängniß gesetzt, weil er sich unterstand, diesen Punkt zu sehr beleuchtet zu haben. Es ist bekannt, wie Bossuet und die Sorbonne Richard Simon mit seiner kritischen Geschichte des Alten Testaments behandelten; wie seither die Kirche in Frankreich es jedem Theologen von Fach unmöglich gemacht hat, eine ernste und erklärende Arbeit zu liefern. 1718 sah sich die Académie-Française unter dem Druck einer Hofintrigue gezwungen, den Abt von St.-Pierre aus ihrer Mitte auszuscheiden, weil er es gewagt hatte, die Regierung des verstorbenen Königs Ludwig XIV. zu kritisiren. Einerseits war es nun die Regierung, die den Akademien streng untersagte, irgendetwas zu berühren, was im geringsten auf die Politik oder die Verwaltung Bezug hatte, und andererseits bewachte die Kirche aufs strengste jede historische und philosophische Kritik. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mußten die Aufnahmereden der Académie-Française im voraus der Censur zweier Theologen der Sorbonne unterworfen werden!

Als einst in der Académie des Inscriptions et belles Lettres Lévesque de Pouilly, der Vorgänger Vico's, Beaufort's und Niebuhr's, sich erlaubte, die Geschichte der ersten vier Jahrhunderte Roms in Zweifel zu setzen, erhob sich ein Mitglied der Kirche, der Abt Sallier, und rief wüthend aus: ein Skepticismus wie dieser sei gefährlich und müßte nothwendiger-

weiſe zur Gottloſigkeit führen. Ja, auf die „unantaſtbaren" Wahrheiten angewandt, konnte er nicht die beſtehenden Inſtitutionen, die ganze Geſellſchaft gefährden?! Die Dinge haben ſich wol ein wenig geändert ſeitdem; es gibt keinen Abbé Sallier mehr, weder in der Akademie der Inſchriften, noch in der der Wiſſenſchaften; aber wir fürchten, daß er aus der Académie-Françaiſe noch immer nicht ganz verſchwunden ſei. Die Kirche läßt da noch immer von Zeit zu Zeit ihre Principien der Intoleranz und des Obſcurantismus laut werden. Wenn es heutzutage einen Schriftſteller gibt, deſſen wahrhaft wiſſenſchaftliche Kenntniß der franzöſiſchen Sprache ihn von Rechts wegen als Mitglied der Académie-Françaiſe bezeichnet, ſo iſt es ohne Zweifel Emile Littré, Verfaſſer des beſten exiſtirenden franzöſiſchen Dictionnaire; aber Littré iſt gleichzeitig auch ein Philoſoph, der ſich offen über Theologie ausſpricht, und der Akademiker Biſchof Dupanloup eifert ſo ſehr gegen Atheismus, daß ſelbſt die Freunde von Littré es nicht wagen, für ihn zu ſtimmen. — Als neuerdings, bei Gelegenheit der Vacanz von Couſin's Stuhl, eine Liſte derjenigen durch die Blätter veröffentlicht wurde, welche ſich wol eignen möchten, ihn wieder zu beſetzen, bemerkte eins derſelben: „Von allen dieſen Herren iſt Jules Simon ſicher derjenige, welcher den meiſten Anſpruch hat. Er iſt deswegen aber auch derjenige, welcher die geringſte Ausſicht hat."

Henri Taine überreicht der Akademie ein Buch, „Geſchichte der engliſchen Literatur", das ſie ſelbſt als das Werk eines Schriftſtellers und Denkers anerkennt; Taine jedoch gehört zu jener kritiſchen Schule, welche ſich beſtrebt, die ſtrenge Methode der Naturwiſſenſchaften auf die Geſchichte anzuwenden, und die die Behauptung aufſtellt, in ihr ſowie in allen Offenbarungen des Geiſtes Geſetze und poſitive Gründe zu entdecken. Außerdem ſcheut ſich Taine nicht zu erklären, daß Couſin eher ein Literat als ein Philoſoph ſei; das genügt, um die Spiritualiſten und Klerikalen gegen ihn zu erheben, und ſein Buch wird verworfen mit dem heiligen Wort: Gefährliche Lehren für die Moral und die Geſellſchaft!

Erneſt Renan wurde gezwungen, das Collége de France zu verlaſſen einer etwas zu kategoriſchen Anſicht wegen, die er

über einen Punkt des Dogmas hatte; weder seine rednerischen Formen, noch sein schöner Stil könnten ihm heute dazu verhelfen, in der Akademie neben irgendeinem unbekannten Historiker oder Dichter einen Sitz zu erhalten. Solange Herr Dupanloup lebt, wird er ihm den Eintritt zu verweigern wissen. Die freien Denker haben zumeist in Frankreich solche Misèren zu ertragen von seiten der Universitäten, Akademien u. s. w., werden aber gleichzeitig durch die öffentliche Meinung entschädigt, die immer ihre Partei ergreift, wenn sie auch die Ausschließungen und Verfolgungen, die sie erdulden, im Grunde genommen „ganz in der Ordnung" findet. Es ist ein französischer Charakterzug, in allem eine Autorität, eine Regel und bestimmte Formen zu verlangen, sich zugleich aber auch das Recht der Opposition und sogar der Revolution zu reserviren. Der französische Geist, der sich seiner Leichtigkeit und seiner Aufwallungen bewußt ist, dennoch aber auf freie Bewegung nicht verzichten will, sucht und findet dadurch sein Gleichgewicht in den beiden entgegengesetzten Principien. Es ist das constitutionelle System einer conservativen und einer progressiven Kammer, auf Sachen des Gedankens angewendet. Dies Temperament, diese intellectuelle Verfassung bewirken, daß in Frankreich jede Frage der Wissenschaft und oft auch der Literatur so leicht eine religiöse, politische oder sociale Frage wird.

Anderswo widmen sich die Gelehrten aus der Tiefe oder erhabenen Höhe ihres Wissens einer friedlichen Forschung der Wahrheit — in Paris sind Wissenschaft und Literatur stets wie auf einem Kampfplatz, wo jeder Streiter eine Partei vertritt, und nirgends besser als auf diesem brennenden Boden weiß man die Idee rasch in That zu verwandeln. Am häufigsten handelt es sich nur darum, das zu besprechen, was anderwärts ergründet worden, über die Zeitideen zu debattiren und je nachdem ihre Anwendung zu beschleunigen oder zu verzögern. So zeigt uns die Geschichte, daß die großen Ideen des Mittelalters meistens in andern Ländern ihren Ursprung hatten, daß aber Paris immer die Arena war, wo diese furchtlosen Kämpfer für die Freiheit des Gedankens sich trafen; die Wahlstatt, wo ein Scotus Erigena, ein Thomas d'Aquino,

ein Duns Scotus, ein Dante und die gelehrteſten Männer Europas ſich verſammelten, um die großen Disputationen der Scholaſtik zu führen. Iſt auch im 16. Jahrhundert die Reformation von Deutſchland aus gegangen: die Frage, ob ganz Europa dem Beiſpiel Norddeutſchlands folgen und proteſtantiſch werden, oder zum größten Theil katholiſch bleiben ſollte, wurde doch nur in Paris entſchieden. In Paris iſt es auch endlich geweſen, wo die moderne Philoſophie, die aus der Renaiſſance hervorgegangen und in den Schulen von Bacon und Descartes gelehrt ward, im 18. Jahrhundert ihre großen Sitzungen hielt, wo ſie, unterſtützt von dem Geiſte Voltaire's, dem Scharfſinne Montesquieu's, dem Enthuſiasmus Diderot's, der Beredſamkeit Rouſſeau's, die ganze europäiſche Geſellſchaft, die Fürſten an der Spitze, zu dem Dogma der Vernunft und der Freiheit bekehrte, an Stelle der alten theologiſchen eine rationelle und wiſſenſchaftliche Weltauffaſſung, und die allgemeine Herrſchaft der Gerechtigkeit und der Geſetze an Stelle des monarchiſchen und göttlichen „bon plaisir" proclamirte.

Der franzöſiſche Geiſt hat ſeitdem durch manche ſich widerſprechende Phaſe gehen müſſen und iſt oft verdunkelt worden; aber der aufmerkſame Beobachter wird auch heute noch nicht umhin können, ſeine unverwüſtliche Lebenskraft anzuerkennen. Wie er im 18. Jahrhundert durch die Aneignung engliſcher Elemente regenerirt wurde, ſo erfriſcht er ſich gegenwärtig durch den Einfluß des deutſchen Geiſtes, dem er wiederum durch die Mittheilung ſeiner eigenen Klarheit und Wärme einen neuen und unerwarteten Werth verleihen wird.

Weniger auf das einzelne gerichtet und nicht ſo poſitiv als der engliſche Geiſt, dagegen lebendiger und mittheilſamer; weniger erfinderiſch und genau als der deutſche, dafür aber auch minder auf Chimären bauend und nicht mit unnützem Gepäck belaſtet; dabei geſchickt genug, um aus dem, was er von beiden borgt, eine Münze mit ſeinem eigenen Gepräge zu ſchlagen, die bequem iſt und überall gilt; von mittlerer Temperatur und — mit einem Wort, gemäßigt wie ſein Klima: ſo iſt der franzöſiſche Geiſt zu jeder Zeit in ausgezeichneter Weiſe geeignet geweſen, und wird es ohne Zweifel noch lange ſein, wenn nicht immer die höchſte Stufe, ſo doch min-

deſtens den Durchſchnitt des europäiſchen Geiſtes zu repräſentiren. Ein Blick auf ſeine Vergangenheit und auf ſeine Gegenwart genügt, um es zu beweiſen; er hat unbeſtritten, außer andern Titeln, das Recht auf denjenigen des Redners, des Debatteurs, des „Sprechers" par excellence — und, wir mögen getroſt damit ſchließen: des Geiſtes, welcher das feinſte Vorgefühl für die Bedeutung alles deſſen beſitzt, was in Europa, was in der Welt geſchieht!

IV.

Die Börsenmänner und die Blusenmänner.

Von

Julius Rodenberg.*)

Die pariſer Börſe von heute iſt ein Kirchhof gegen das, was die pariſer Börſe war vor zehn Jahren. Sie iſt verhältnißmäßig ausgeſtorben an Corporationen, Geſchäften, Lebenskraft und Nahrung — wohlverſtanden: ich ſage „verhältnißmäßig".

Und der Leſer wird ſagen, wenn er von der Galerie herab dem Schauſpiel zuſchaut, welches wir in einem frühern Kapitel zu ſchildern verſucht: was muß das Leben geweſen ſein, wenn das der Kirchhof iſt? In der That, wenn es nicht der Wahnſinn ſelbſt geweſen, ſo hat es ſehr nahe daran gegrenzt!

*) Das Material zu dem die Börſe behandelnden Theil des folgenden Kapitels verdankt der Herausgeber einem Manne, deſſen Namen zu nennen er nicht autoriſirt iſt, und dem er daher auch nur dieſe ſtumme Verbeugung machen kann! — Der Schilderung der Arbeiterverhältniſſe liegen die werthvollen und ausführlichen Mittheilungen zu Grunde, welche Herr Paul Wentzel in Paris, königl. preußiſcher Staatsanwalt a. D., ihm zugehen zu laſſen die Güte gehabt hat.

Aber es ist darum nicht nöthig, abgesehen von der Opportunität, den Bannstrahl dagegen zu schleudern, den gewisse Rigoristen immer fix und fertig im Munde tragen. Denn für den unbefangenen Beobachter liegt etwas Trostreiches darin, daß alle auch auf den ersten Blick monströsen Erscheinungen mit wichtigen Lebensprocessen der Welt in Verbindung stehen. So hängt auch die Extravaganz des Börsenschwindels mit der Zeit zusammen, wo die Erde mit den großen Eisenbahnnetzen und Industrien schnell bedeckt werden mußte. Ohne diesen Rausch wäre die Concentration und der Muth dazu nie gefunden worden, und ein Jahr Eisenbahn-Existenz früher ist mehr als Aequivalent für alle an der Börse unfruchtbar verschlungenen Millionen. Wie sagt Macaulay, dieser aufrichtige Freund der Freiheit und des Fortschritts? „Von allen Erfindungen des Menschengeistes sind diejenigen für die Civilisation die bedeutungsvollsten, welche die Entfernungen abkürzen." Bedauern wir die Opfer nicht, die gebracht worden und gefallen sind. Mitten im Frieden leben wir immer in einem Kriege der Geister und Interessen. War nicht das Aufkommen des Colonialhandels im vorigen Jahrhundert von ganz ähnlichen Phänomenen begleitet?

Der Organismus der pariser Börse stammt aus dem vorigen Jahrhundert; die Agents de Change sind ein käufliches Amt, wie beinahe alle Aemter unter der alten Monarchie es waren und wie es noch heute sind: die Notare, die Anwälte (avoués), die Gerichtsboten (huissiers), die Auctionsvollstrecker (commissaires priseurs); bis vor kurzem waren es auch noch die Waarenmäkler (courtiers en marchandise). Letzteres jedoch ist abgeschafft, und die Forderung, die Verkäuflichkeit des Börsenagenten-Amts abzuschaffen, wird immer drängender. Sicherlich wird die Freiheit des Verkehrs auch über diese Schranken hinwegschreiten, es ist nur noch eine Frage der Zeit.

Der Agent de Change, wie wir ihn heute noch in voller Wirksamkeit sehen, sollte seiner Bestimmung nach auch der Vermittler im eigentlichen Bank- und Wechselgeschäft sein, und die officiellen Preiscourante der Wechsel- und Speziencurse werden von der Corporation der Agents de Change unterschrieben

ausgegeben; allein factisch sind sie diesem Bankverkehr gänzlich entfremdet, verstehen nicht die erste Silbe davon und zeichnen blindlings, was ihnen ein dazu delegirter Wechselmäkler vorlegt. Diese Wechsel- und Geldmäkler sind dadurch eine freie Verbindung, in welche jeder Mensch eintreten kann und deren Zugänglichkeit hauptsächlich von den Deutschen, und unter ihnen wiederum meistens von den Juden utilisirt wird, um mit einem Bogen Papier und einem Bleistift, als Tornister und Marschallsstab bewaffnet, ihren Einzug in die Carrière des pariser Börsenlebens zu halten. Wenn es möglich wäre, jemand einen Vormittag auf dem Comptoir eines pariser Bankhauses zubringen zu lassen, ohne daß er weiß, in welcher Stadt er sich befindet: der würde gewiß überzeugt sein, er sei in Frankfurt oder in Hamburg.

Die Elasticität, mit welcher dieses Völkchen sich in die Sprache und Erfordernisse des genannten Gewerbes oft ohne allen vorausgegangenen Aufenthalt in Paris eingewöhnt, ist erstaunlich. Mache man ihnen keinen Vorwurf aus dieser Gelenkigkeit, welche auf einem Fond geistig und sittlich ausgezeichneter Eigenschaften beruht. Der Hang, sich zu bereichern, erklärt die Thatsache nur halb und läßt obendrein die andere bestehen: daß die Deutschen, die sich im Inlande gegen die Juden nicht gerade am zärtlichsten benehmen, im Auslande der Zahl und dem Werthe nach durch die Juden nicht am schlechtesten repräsentirt werden. Die Hälfte aller im Auslande hervorragenden Deutschen sind Juden; und diese Vertretung, nicht durch Wahl und Option, sondern durch Verdienst, nöthigt den Deutschen die Solidarität um so mehr auf, als sie sehr vortheilhaft repräsentirt werden: einige der großen Philologen von Paris, z. B. Munk, Breal, Dernburg, Oppert, mehrere der großen Aerzte und fast alle die großen Bankhäuser sind Deutsche, sind Juden. Sie sind es, um immer nur von Paris zu reden, welche in den Spitzen der für die Deutschen berechneten Wohlthätigkeitsanstalten am stärksten vertreten sind; und einer von ihnen war es, „ein Herr, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das Elend nicht nur zu lindern, sondern im Keim zu ersticken", wie M. Eugène Yung in seinem beredten Discours gesagt — uns verbietet die Discretion nicht, ihn zu

nennen: Herr Biſchoffsheim war es, der in der großartigſten, uneigennützigſten Weiſe jenes Muſterinſtitut, das „Athenée“ ſchuf, um für ſich nichts als die Koſten, den ganzen Gewinn aber für die Hebung des Unterrichts, die profeſſionellen Schulen unbemittelter Mädchen zu haben. „Hier ſoll eine glückliche Verſchmelzung erzielt werden der Wiſſenſchaft, der Literatur, der edeln claſſiſchen Muſik und der Wohlthätigkeit. Alle vier ſind ſehr wohlgeeignet, ſich geſchwiſterlich die Hand zu reichen, denn ſie haben ſämmtlich einen gemeinſchaftlichen Urſprung ...“ Dies das Urtheil eines der feinſten Redner von Paris über die Schöpfung eines Deutſchen, eines Juden, welcher Chef eines der erſten Bankhäuſer von Paris iſt.

Aber kehren wir von den Höhen unſers Gegenſtandes zu ſeinen Tiefen zurück. Ein viel größeres Feld hatte die freie Concurrenz des Börſengeſchäfts zur Zeit, als die franzöſiſche „Couliſſe“ noch in ihrer Blüte ſtand; ſie lebt noch, aber es iſt nur noch ein Scheinleben. Die Couliſſe war der illegitime, oder wie man nach franzöſiſchem Sprachgebrauch beſſer ſagen würde: der natürliche Halbbruder des Parquets. Parquet iſt nämlich der Geſammtbegriff für die Inſtitution der Agents de Change, von ihrem Sitzungslocal abgeleitet. Es gibt auch ein Parquet des Staatsanwalts, und wenn man von „Parquet“ ſchlechtweg ſpricht, ſo iſt ſogar das letztere gemeint. Die Blütezeit der Couliſſe fällt in das letzte Jahrzehnt der Julimonarchie und das erſte des Kaiſerthums. Ihr Verſammlungslocal außer der Börſenzeit war damals Tortoni, und die Leſer (dieſes Buchs und des Börſenzettels!) erinnern ſich wol noch der Zeit, da die Abends-, Nachmittags-, Sonn- und Feiertagscurſe der Papiere von Tortoni aus datirt waren.

Die Couliſſe war die Permanenz des Börſenlebens. Hier gab es nie Feierabend, beinahe niemals Nacht. Wenn Tortoni geſchloſſen wurde, zog ſich die Colonne auf die angrenzenden Boulevards und wogte dort, am dichteſten vor der Paſſage de l'Opéra, auf und nieder. Mit dem den Franzoſen eigenthümlichen Organiſationstalent und Bedürfniß hatte die Couliſſe ſich eine Verfaſſung nach Analogie des Parquets gegeben,

d. h. eine oberste Verwaltung, Syndikat genannt, und eine Veranstaltung für die Ausgleichung der Zeitoperationen (Liquidation). In jener Periode waren die Geschäfte der Coulisse kolossal, die großen Coulissiers waren mächtige Häuser und genossen eines unbegrenzten Vertrauens. Einer der ersten Coulissiers damaliger Zeit, Haentjens, zog sich später zurück und sitzt heute als guter Imperialist im Corps législatif. Er stammt eigentlich aus Frankfurt a. M., wo sein Name noch vor vierzig Jahren einer bekannten Firma angehörte.

Auch diese Corporation ward als zugänglich von den deutschen Juden stark besetzt; eine andere, von den bordeleser Juden, dieser ganz besondern Rasse, aus dem Süden von Europa stammend, Portugiesen, Spanier und Italiener; dieser ganz eigenthümlichen Rasse, die man als eine Quintessenz des gewerblichen Gascognerthums bezeichnen darf, laut, ungestüm, marktschreierisch, aber mit unerschöpflichen Hülfsmitteln des Geistes, der Erfindung, der kühnen Energie sogar ausgerüstet — das Gegentheil von Heine's Atta Troll: mehr Genie als Charakter. Aus diesem Geschlecht und dieser Ecke von Europa stammen die beiden Pereire, die Väter des Crédit mobilier, von deren einem, Isaak, „Rothschild II." genannt, der alte Baron Rothschild sagte, als er ging: „Laissez-le; il reviendra un jour!" — Noch heute steht sein Pult bei Rothschild unberührt, die Rückkehr des „enfant prodigue" erwartend. Von derselben Herkunft ferner ist Mirès, der wundersam Beredte, der nur zu sprechen braucht, um seine Gläubiger zu überzeugen, daß Verlust Gewinst sei — dessen Name aber nichtsdestoweniger von der „Passage Mirès" getilgt wurde nach seinem skandalösen Proceß, um sich in die „Passage des Princes" (mit den famosen Speisesalons von Peters) zu verwandeln, während der „Boulevard Pereire" noch in all seiner Glorie prangt. Desselben Ursprungs endlich ist Millaud, von dessen Verdiensten in einem andern Kapitel berichtet werden soll, da seine Heldenthaten, wie man weiß, auf den Registern des Journalismus verzeichnet stehen.

Zur Zeit, als die Börsengeschäfte die ersten Anfälle ihres Rückganges empfanden, geschah es in einem Lande wie Frankreich ganz von selbst, daß man die Wirkung für die Ursache nahm, und statt diesen Rückgang in den eigenen Uebertreibungen,

der ganz widernatürlichen Ueberſpannung der Börſenaction zu ſuchen, ſuchte man ihn im äußerlichen Mechanismus. Dies iſt ſo charakteriſtiſch für den Franzoſen, daß nur derjenige, der ihn nicht kennt, ſich darüber wundern mag. Wie er glaubt und feſt überzeugt iſt, daß man alles Gute und Schöne durch ein Reglement hervorbringen müſſe, ſo fragt er auch immer und überall, wo er etwas Böſes und Hinderliches ſieht: wo iſt das fehlerhafte Reglement?

Als die Agents de Change nicht mehr ſo viel Milliarden wie früher umſetzten, erklärten ſie ſich das ſogleich aus dem allgemeinen Unglück, daß ihr heiliges Monopol von der unheiligen Couliſſe beeinträchtigt werde. Von da ab begannen mit dem Fallen der Rente, der fremden Eiſenbahnactien und des Crédit mobilier die Verfolgungen gegen die Couliſſe. Die franzöſiſche Geſetzſammlung iſt bekanntlich voll von Ordonnanzen und Decreten aller Art, mit denen man allen alles verbieten kann, und nun wurden die Waffen aus dieſem Arſenal um ſo eifriger hervorgeſucht, als das Finanzminiſterium das Fallen der Rente mit gleichem Aergerniß wie das Parquet empfand und mit dem Ingrimm des erſten Napoleon auf die Baiſſeurs herabſah, „welche den Credit des Staats ruiniren“. Wie ſolidariſch das allgemeine Wohl mit der Hauſſe und Baiſſe noch heute erachtet wird, iſt daraus zu erſehen, daß bis auf dieſen Tag die Verkäufer der Curszettel auf der Straße bei Hauſſe rufen dürfen: „La hausse de la Bourse!“ bei Baiſſe aber nur: „Les variations de la Bourse!“ . . .

So ward alſo vor allem die Verſammlung bei Tortoni polizeilich verboten, ſodann die auf dem Boulevard. Fortwährend durchſchritten Sergents de Ville die Menge mit ihrem ſtereotypen „Circulez, Messieurs, circulez!“ um dadurch die circulos dieſer Archimedes von der Couliſſe zu turbiren. Aber man erzählt ſich, mehr als einmal habe der drohende Sergent de Ville ſeinem laut ausgeſtoßenen „Circulez!“ leiſe hinzugefügt: „Je donne 3000 à 65.“ An Tagen des Steigens war die Verfolgung mild und liebreich, an Tagen des Fallens wild und unerbittlich. Es iſt wunderbar, in der That, daß in ſchlechten Witterungsjahren in Frankreich noch

niemals ein Barometer confiscirt oder ein Barometermacher arretirt und bestraft worden ist!...

Endlich stellte man die Hauptcoulissiers vor Gericht und verurtheilte sie zu beträchtlichen Geldstrafen. Das wirkte abschreckend, und seitdem vegetirt die Coulisse, wiewol sie noch lange nicht untergegangen ist. Sie circulirt noch immer vor der Passage de l'Opéra und macht dort ihre Geschäfte, wie man in Berlin Geschäfte macht „an Kranzler's Ecke"; mehr oder weniger bedrängt von ihren Verfolgern hat sie sogar zu einer Art von Gaunersprache ihre Zuflucht nehmen müssen, um von diesen nicht verstanden zu werden, und so hieß z. B. (wenn wir dem Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris" glauben dürfen) in den Tagen, welche dem Ausbruch des deutschen Kriegs vorausgingen: die dreiprocentige Rente „Alphonsine", der Crédit foncier „der grobe Ernst" (le gros Ernest), die italienische Rente „der arme Victor" (le pauvre Victor), der Crédit mobilier „der kleine Julius" (le petit Jules) und Graf Bismarck: „er" — klein geschrieben (lui), zum Unterschied von dem groß geschriebenen „ER" (Louis) des Kladderadatsch.

Wenn es dem Parquet und der Polizei nicht gelungen, der Coulisse das Leben ganz zu nehmen, so hat doch der klägliche Zustand derselben den Geschäften einen harten Stoß versetzt, und die Agents de Change, weit entfernt davon zu profitiren, haben nur dadurch gelitten, wie jedem leicht begreiflich sein wird, der die Kraft und Natur des freien Verkehrs kennt.

Es gibt an der pariser Börse 60 Agents de Change, welche eine Corporation mit einem Ausschuß von fünfen bilden, an dessen Spitze der Syndikus steht. Früher galt als im stillen, wenn auch nicht ausdrücklich codificirte Praxis, daß alle Agents de Change solidarisch verpflichtet seien und dadurch dem Publikum große Sicherheit böten. Neuerer Zeit aber ist das Institut so wurmstichig geworden, daß es für nöthig erachtete, die Theorie der Solidarität ausdrücklich zu dementiren. Vor zwanzig Jahren war die Stelle (charge) eines Agent de Change nach Umständen 3—500,000 Frs. werth; der Agent de Change war damals ein solider, vorsichtiger Mann, eine Art Respects- und Vertrauensperson, ein Stück Notar und

Kaſſenbeichtvater. Er bereicherte ſich zuverläſſig, aber allmählich und zog ſich nach zwanzig bis dreißig Jahren, mit Ehren und Schätzen beladen, zurück, ohne je etwas anderes als eine gedankenloſe aber ſolide Vertrauensmaſchine geweſen zu ſein. In der Zeit jedoch, wo der Börſenſchwindel ſeiner Höhe zuſtrebte, veränderte ſich das alles. Die Chargen trugen jährlich ſo viel ein, daß der Kapitalwerth einer jeden von ihnen auf zwei Millionen ſtieg. Da nun kein einzelner das präſtiren konnte, ſo thaten ſich viele zuſammen, um eine Charge zu kaufen, und daraus, nachdem der „monde" ſelbſt in ſo und ſoviel Bruchtheile zergangen war, entſtand auch auf dieſem Gebiet die ſeitdem in allen Vaudevilles berühmt gewordene Figur des Viertel-Agenten, der in Wahrheit ſehr oft bis zum Achtel-Agenten herabatomiſirt wurde. Man nahm nun zum activen Repräſentanten (titulaire) einen jungen Streber, der, mit Liſt und Gewandtheit begabt, ſich und andere ſchnell zu bereichern verſprach, ein empfehlenswerthes, glattes Aeußere beſaß und die Kunſt, ein elegantes Coupé auszuſtatten. Einmal in das Coupé des Agent de Change eingeſtiegen, kutſchirte der elegante junge Mann möglichſt rapid vorwärts und warf natürlich dabei oft genug um. Was ſonſt alle zehn Jahre, wenn überhaupt einmal, das paſſirte jetzt jeden Augenblick; ein Agent de Change ward inſolvent, und die Geſammtheit mußte für ihn vor den Riß treten; der hoffnungsvolle junge Mann brannte durch, und die Unglücklichen, welche ſeine Viertel- und Achtel-Aſſociés geweſen, mußten auch wieder zu Fuß wandeln.

Heutzutage iſt der Preis einer Charge wieder von zwei Millionen auf 1,400000 Frs. gefallen, und iſt auch das nur in wenigen Fällen werth. Das Geſchäft hat auf eine ganz natürliche Weiſe abgenommen, denn die größten Unternehmungen, zu denen das Kapital im Inland nöthig war, ſind in der Hauptſache vollendet, und diejenigen im Auslande haben ſich als ſehr bedenklich erwieſen. Beſonders fatal war in dieſer Beziehung Spanien; der Verſuch, dieſes vom Katholicismus lebendig begrabene Volk zu beleben, indem man ihm Eiſenbahnen, Kanäle, Banken u. dgl. mit franzöſiſchen Kapitalien errichtete, haben ſich — einzig in ihrer Art — als vergeblich erwieſen. Der Spanier hat keinen Maravedi dazu hergegeben,

und er fährt nicht einmal auf der Eisenbahn, die man ihm gebaut.

Das war ein Hauptschlag für die pariser Börse, welche zahllose Millionen nach Spanien getragen, besonders unter den Auspicien des Crédit mobilier, der überhaupt die Incarnation aller Irrthümer, alles Leichtsinns und aller Dummheiten des französischen Spielergeistes und seiner künstlichen Schöpfungen war.

Viel besser als Spanien benahm sich schon Italien. Wenn es auch die pariser Börse in große Verluste brachte, so nahm es doch selbst seinen Theil daran, machte sich damit solidarisch und ließ dadurch die größte Hoffnung übrig, den erlittenen Schaden auch mit der Zeit wieder auszugleichen. Das elende Spanien dagegen hat seit funfzig Jahren der Reihe nach Holland, Deutschland, Belgien, England und Frankreich ausgeplündert, ohne auch nur einen Vortheil davon zu erübrigen oder zu zeigen, daß es so etwas habe wie ein Gewissen.

Außer den Agents de Change und der Coulisse erwähnen wir noch, um unsere Schilderung des Börsenpersonals zu vervollständigen, den sogenannten „Remisier", d. h. den Commis des Agent de Change, welcher einen Theil an den von ihm aufgetriebenen Börsenaufträgen von ersterm erhält. Auch sehr zahlreich von Deutschen besetzt, bildet dieser dritte Rang des Börsentempels eine sehr große Verschiedenheit von Stufen und Stellungen, welche von den feinsten Gleichgeborenen bis zum untersten Börsenpöbel hinabreichen.

Endlich gibt es auf der Börse noch eine Gruppe, welche aussieht wie eine Sammlung von Portiers, Lumpensammlern, Beutelschneidern und Sträflingen. Das ist die sogenannte „petite pègre" der Börse, die Coulisse des Auswurfs und der Auswurf der Coulisse. Sie machen in kleinsten Papieren, deren Werth nicht über 100—200 Frs. per Stückzahl. Hier gibt es keine Zeitgeschäfte, hier affectirt niemand Vertrauen. Hier wird baar bezahlt, stehenden Fußes. Bei jedem Schluß wird dem Verkäufer das Häufchen Bankbillets oder Napoleons eingehändigt und sorgfältig nachgezählt. Hier präsentirt sich das Finanzgenie in Schlapphut und ausgetretenen Schuhen. Ihre Specialität ist die „petite voiture", die Actien von den

Fiacres, die Actien von der Caisse-Mirès und andern bereits ganz untergegangenen Chimären, deren stygische Existenz und künftige Wiederauferstehung nach täglichen Chancen verkauft wird.

Hinter all diesen Vermittlern steht der eigentliche Börsenmann. Da ist zuerst der eigentliche Banquier, meistens — heute noch wie im vorigen Jahrhundert, zur Zeit der Hoguer, Thelusson und Necker — Schweizer (Genfer) oder Deutsche, selten reine Franzosen. Dann folgt der Speculant, in allen Abstufungen des großen und sichern, des kleinen und abenteuerlichen Spiels. Auch in diesen Nuancen tritt immer wieder das deutsche Element hervor, besonders in den höhern Graden. Der Deutsche, „la banque allemande", passirt wesentlich für einen Baissier, und es ist etwas daran: es hängt diese Erscheinung mit dem kritischen Sinn der Deutschen zusammen.

Wenn nun auch die Geldgeschäfte als solche wieder in ruhigere Geleise eingelaufen sind, und das Börsenspiel an Intensität und Farbe verloren hat, so sind die Wirkungen doch geblieben und werden noch lange bleiben: der Luxus, die Genußsucht, die Verschwendung, welche durch alle Kreise der besitzenden Klasse von Paris verbreitet sind, in einem höhern Grad als zu irgendeiner Zeit, diejenige vor der Revolution von 1789 nicht ausgenommen, wo das Gebiet derselben beschränkter war und eigentlich nur den Adel umfaßte. Jetzt aber ist die ganze Gesellschaft moralisch davon inficirt, und der einzig nicht davon Berührte, der einzig vollständig Gesunde scheint dem Besitzenden gegenüber derjenige zu sein, welcher nichts besitzt: der Mann der Arbeit, der Proletarier von Paris! Ihm daher, wenn irgendjemand, gehört die Zukunft; wie es Eugène Pelletan in seinem Buch „La Nouvelle Babylone" so schön und so richtig ausgedrückt: „Es ist die arbeitende Klasse, welche liest und lauscht; die Klassen, welche nichts zu thun haben, diniren und tanzen. Mittlerweile rückt der Zeiger auf der Uhr langsam vorwärts und eine neue Generation steigt herauf, deren Stirn mit einem Geheimniß gezeichnet ist."

Eines Tags, schreibt Pelletan (oder vielmehr der „Pro-

vinziale, welcher sich Geschäfte halber zu Paris aufhält"), hatte ich Veranlassung, einen jener großen Börsenmänner zu besuchen, welche die Kunst üben, Millionen zu gewinnen „nach abgekürzten Methoden". Er war früher ein Hans Dampf in allen Gassen gewesen, welcher von der Hand in den Mund gelebt hatte, der König der Maulwürfe mag wissen, wie? Er hatte sich als Maler, dann als Bildhauer versucht und war zuletzt auf Kosten der Regierung in fremden Ländern gereist. Gegenwärtig bewohnt er ein neues Hotel in den Champs-Elysées. Er stand im Begriff ein herrschaftliches Gut zu kaufen, wahrscheinlich um sich den adelichen Namen der ehemaligen Besitzer desselben anzueignen. Zu diesem Zweck wünschte er meine Vermittelung. Als ich in den Hof des Hotels eintrat, war eine Schar von Stallknechten in rothen Westen beschäftigt, ein halbes Dutzend englischer Pferde abzureiben. Ich stieg eine Marmortreppe hinan, über welcher eine kolossale vergoldete Laterne hing, und fand im Vestibule einen Kammerdiener mit weißer Kravatte und ausgestopften Waden, welcher mich in eine große glasgedeckte Galerie führte, deren Wände ganz mit Camellien und Treibhauspflanzen decorirt waren. Etwas wie heimliche Langeweile lag in der Luft; beim ersten Schritt athmete man einen Dunst wie von Opium. Man ging zwischen einer doppelten Reihe von Stangen, auf welchen Papagaien aus verschiedenen Ländern saßen. Sie waren roth, blau, grün, grau, gelb und weiß; aber alle schienen an Heimweh zu kranken. An dem äußersten Ende der Galerie stand ein kleiner Tisch einem Renaissancekamin gegenüber: denn um diese Zeit frühstückte der Hausherr, allein, immer allein, und zwar sehr bescheiden, Weißbrot und eine Tasse Chocolade; sein Magen konnte schon nicht mehr vertragen. Nachdem ich eine Viertelstunde gewartet, ließ er sich herab, zu erscheinen. Dieser sechs- oder siebensache Millionär war ein greisenhafter junger Mann mit einer krummen Nase. Seinen Augen fehlte der Glanz, und er trug die Nacht auf seinem Gesicht. Er hatte in kaum vier Jahren Millionen an der Börse improvisirt und schon alle Reizmittel des Vergnügens erschöpft. Nichts mehr vermochte seine Nerven zu erregen. Champagner war für ihn ein geistloser Schaum. Er gähnte, war schläfrig, schien

immer auf dem Punkt, einzunicken; er ging wie einer, der im Schlaf geht. Seine Müdigkeit hatte die Wände seines Hotels angesteckt. Die Papagaien sahen aus wie seine abgelösten Gedanken, verkörpert und auf einer Stange befestigt .... Und um das zu erreichen, hatte der Mann an der Börse das Vermögen von drei- oder vierhundert Familienvätern verschlungen! Welch ein Aufwand der Verderbniß, um in der Seele dieses abgenutzten Financiers eine Motion hervorzubringen...!

Begeben wir uns in das Faubourg St.-Antoine, um ein anderes Bild zu sehen — ein Bild der robusten Kraft, die noch halb gefesselt, der Gesundheit, welche der elementaren Gewalt gleicht, mit welcher die Barbaren des anbrechenden Mittelalters, mitten im Reich das Reich selbst bedrohten — das entnervte Rom.

Wenn der Arbeiter von Paris „das Faubourg" sagt, so meint er das Faubourg St.-Antoine. Dieses ist sein Faubourg, „das souveräne Faubourg", wie Balzac irgendwo bemerkt, das Faubourg par excellence.

„Das Faubourg ist in Bewegung!" — dieser Ruf genügt, um die heiterste Gesellschaft, mag sie in St.-Petersburg oder in Berlin, Wien zusammen sein, in Schrecken zu versetzen; ja, er würde vielleicht genügen, um in der Seele „dieses abgenutzten Financiers", die nichts mehr zu bewegen im Stande ist, „eine Motion hervorzubringen". Aengstlich lauscht die Welt jeder Regung des Arbeiterviertels von Paris. Und warum? Dort haben wir die Krankheit gesehen: den Ekel und Ueberdruß des Goldes; hier ist das Heilmittel — wir fürchten, es ist von Eisen.

Aber möge der Leser darum unbesorgt sein: das Faubourg ist ruhig; wir zeigen ihm das Meer vor dem Sturme. Der erste Blick belehrt ihn, wo er sich befindet.

Man kann von der Organisation der Arbeit und einem Arbeiterstande erst seit der Revolution von 1789 sprechen. Aber schon seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts hatten die recht- und besitzlosen Väter sich rings in der Gegend um die Bastille niedergelassen, mit deren Erstürmung am Ende des Jahrhun-

derts ihre Söhne den Kampf um ihre ſociale Stellung inaugurirten, der heute noch nicht ausgekämpft iſt. Wie in Londons Caſtend, um die einſt vom König bewohnte Zwingburg des Tower, ſo zogen auch hier die Arbeiter in die Quartiere, die rings um die Zwingburg der Baſtille vor ihnen der Adel bewohnt hatte, während dieſer, zugleich mit dem Königthum, dort wie hier, und mit Rang und Reichthum in ſeinem Gefolge ſich in das Weſtend der Stadt wandte. Seit jener Zeit iſt das Faubourg St.-Antoine immer der Sitz der Arbeiterbevölkerung von Paris geweſen; die Hauptader deſſelben bildet die Rue du Faubourg St.-Antoine, welche das ganze Quartier der Mitte nach von dem Baſtillenplatze bis zur Thronbarrière durchſchneidet, während die beiden Straßen Charonne und Charenton es zu beiden Seiten, rechts und links, umſpannen.

Die Straßen ſind eng, die Häuſer niedrig; halboffene Werkſtätten und Trödelbuden, wohin das Auge ſieht; die Gaſſen am Tage nur von Bluſen, Wollkleidern und zerriſſenen Kinderkitteln mäßig belebt. Ab und zu zeigt ſich eine Weinſchenke (marchand de vins), eine Crèmerie (Reſtaurant für die Arbeiter), eine Cuisine bourgeoise, mit allen möglichen Leckerbiſſen auf Holztafeln gemalt, ein Materialladen niedrigſten Ranges. Keine mit muthigen Rappen vorüberbrauſende Equipage, nicht einmal eine Droſchke, ſondern nur der Rollwagen, welcher unaufhörlich den Inhalt der Werkſtätten in die Magazine ſchafft, ſcheucht hin und wieder die vor einzelnen Häuſern (einer Art von Arbeiterſchulen) ſpielende Kinderſchar auseinander.

Wenig einladend erſcheinen die kleinen Häuſer, und umſonſt ſucht das Auge nach Anblicken, auf welchen es mit Theilnahme zu ruhen vermöchte. Fremd und kalt muthet uns alles an, ſtreng und ſpröde, — hart, wie die Hand, ehern, wie das Geſicht der Arbeit. Kein Herz ſcheint hier zu ſchlagen.

Die Thüren ſtehen offen. Aber der gaſtliche Empfang fehlt. Das Haus iſt leer, nur eine Frau mit einem Kind an der Bruſt iſt darin, und ſie bemerkt uns kaum. Mit gleichgültigem Tone ſagt ſie uns, daß mit ihr noch zwei Arbeiterfamilien daſſelbe Haus bewohnen; daß aber während des Tags

alle fort ſeien in den Werkſtätten, die Männer als Tiſchler und Schloſſer, die Frauen als Fleuriſtinnen. Die erwachſenen Kinder leben von den Aeltern getrennt, die der Pflege noch bedürftigen ſind in der Arbeiterſchule. Das Zimmer, in welchem wir uns befinden, iſt mittelgroß; verſchiedene Lager zum Schlafen bilden ſeine Hauptbeſtandtheile, und wiewol es zugleich Wohnzimmer iſt, machen einige Stühle und ein Tiſch ſein ganzes übriges Mobiliar aus. Es iſt auch Küche; und auf dem Kochherd glimmen noch einige Funken. Der Raum iſt unſauber gehalten; die Neigung, ſich das Leben behaglich zu machen, nicht zu erkennen. Der Flur, die Treppen, die übrigen in gleicher Weiſe eingerichteten Zimmer, welche von den Bewohnern verlaſſen ſind, vervollſtändigen den Eindruck, den eine pariſer Arbeiterwohnung macht. Nicht die Armuth iſt darin, ſondern die Freudloſigkeit. Sie hat nichts Heimatliches.

Etwas anders geſtaltet ſich der Anblick, wenn der Abend herabſinkt; wenn dieſe langen Gaſſen düſter, von weit auseinanderſtehenden Laternen nur ſpärlich erhellt, wenn die Arbeiter aus den Fabriken und Werkſtätten zurückgekehrt, wenn all dieſe kleinen Häuſer und niedrigen Stuben dicht bevölkert ſind. Aus den eingeſchlagenen Fenſtern und den offenen Hausthüren dringt dann ein qualmiger Geruch und oft genug wüſtes Geſchrei hervor; Mistrauen erweckende Geſtalten beiderlei Geſchlechts huſchen hinüber und herüber, und der Kobold der pariſer Straßen, der Gamin, treibt ſein Weſen. Unheimlich mag es dann für den Fremden ſein, durch dieſes Quartier zu gehen und über Kehrichthaufen zu ſtolpern, aus denen große Ratten ihm entgegenſpringen. Aber gefährlich, und wär' es mitten in der Nacht, iſt ſolch ein Gang nicht. Das ſind nicht die Proletarierquartiere von London, das iſt nicht Wapping, nicht Whitechapel. Raubanfälle geſchehen auch in Paris, Menſchen werden in verdächtige Häuſer gelockt und verſchwinden auf geheimnißvolle Weiſe. Doch das geſchieht nicht hier im Arbeiterviertel, nicht im Faubourg St.-Antoine. Der Arbeiter von Paris, der Proletarier iſt kein Mann roher Gewaltthätigkeit, und das Verbrechen hat weniger Macht über ihn als über irgendeinen ſeiner Brüder in andern großen Städten. Nicht ſeine Bildung im allgemeinen, aber ſein Selbſtgefühl iſt größer.

Er trägt das Bewußtsein seiner Mission in der Brust. Er ist ein ernster, in sich gekehrter Mann, der auf seine Stunde wartet und der seinen Charakter auf das Antlitz dieses Faubourgs voll gedrängter Gassen und niedriger Häuser (nil cupientium castra) geschrieben hat, wie der blasirte Finanzmann den seinigen an „die vergoldeten Plafonds" (aureum lacunar) der Champs-Elysées.

Aber was die Sicherheit für diesen Moment ist, das bedeutet die Gefahr für den nächsten. Wenn dieser Mann sich erhebt!...

Der Arbeiter von Paris — wir deuteten es schon an — ist ein anderer Mann als der Arbeiter irgendwelcher andern Stadt und irgendwelchen andern Landes. Er ist vor allem Franzose, mehr noch, er ist Pariser; aber wenn er einerseits aus größern Verhältnissen von Anfang an hervorgegangen, so hat ihm auch jeglicher Einfluß des Familienlebens fast von der Wiege an gefehlt: jener Vorzug und dieser Mangel sind die Bedingungen, unter denen sein Charakter sich entwickelt hat. Darum werden uns im Faubourg St.-Antoine niemals Scenen überraschen, wie sie mitten in den viel verwahrlostern Gegenden Londons, in den schmuzigen Gassen an der untern Themse so häufig uns begegnen: Scenen zwischen Mutter und Kind, kleine Bilder der Liebe, des häuslichen Glücks, — des „sweet home" trotz Mangel und Entbehrung. Dafür aber ist der pariser Arbeiter unfehlbar im Besitz einer Eigenschaft, die uns imponirt und ihm seinen selbsterworbenen Platz sichert: eines starken und gerechten Selbstvertrauens.

Von dem zartesten Kindesalter, etwa seit dem zwölften Jahre sich selbst überlassen, gibt es für ihn keine Aeltern mehr, auf deren Beistand er rechnen dürfte; er hat fortan nur noch sich selbst, seine Hände, seinen Kopf. Der Knabe sucht sich selbst seinen Meister, verschafft und erhält sich selbst seine Stelle; das Mädchen geht ihre eigenen oft wunderbar verschlungenen Wege, — sie lernt mit erstaunlicher Schnelligkeit künstliche Blumen verfertigen, Hauben arrangiren, Stepparbeit machen; das Comptoir und das Ladenfenster sind für sie nur ebenso viele Stationen auf dem Wege zum Glück, welches sie unverrückt im Auge behält und in den meisten Fällen auch erreicht: sei es

nun, daß es in der Heirath mit einem ehrbaren kleinen Industriellen oder Arbeiter, sei es, daß es in einer jener kurzen, aber glänzenden Existenzen bestehe, für welche wir mit unsern schwerfälligen Begriffen weder das Wort noch das Verständniß haben, welche dort aber, wie wir wissen, — freilich zum Nachtheil für beide, von der Gesellschaft und der Literatur anerkannt sind.

Bei alledem ist von den Aeltern keine Rede; diese bekümmern sich nicht um die Kinder, und die Kinder bekümmern sich nicht um die Aeltern; und oft, wenn der eine Theil nach dem andern wieder einmal Nachforschung anstellt, ruhen die Gebeine des Gesuchten längst auf einem der Kirchhöfe von Paris.

So steht der Blusenmann von dem Augenblick an, wo er überhaupt stehen kann: auf eigenen Füßen! Die nächste Folge dieser frühzeitig auf sich selbst gestellten Entwickelung ist eine gewisse Leichtigkeit und Freiheit der Formen und des Benehmens, die, verbunden mit jenem oberflächlichen Schliff und jener Mitgift jedes Franzosen, der Höflichkeit, den Ouvrier zu derjenigen Erscheinung des pariser Lebens machen, in welcher sich vielleicht am richtigsten die Vorzüge und Fehler seiner Nation überhaupt spiegeln. Plumpheit wird der Fremde bei einem pariser Arbeiterkinde zuletzt finden, und selbst die Roheit des Straßenjungen verbirgt sich, namentlich solange er nicht unter seinesgleichen ist, hinter geradezu bestechenden Formen.

Die Schule des Lebens, welche der Arbeiter genossen, und die mangelhafte eigentlich wissenschaftliche Bildung, welche seine Landsleute der andern Stände sich anzueignen bestreben, machen den Unterschied zwischen beiden in der That nur am Kleide bemerkbar. Man nehme dem Arbeiter die Bluse und gebe ihm dafür den Rock des vornehmen Mannes: nicht lange, und man wird ihn für den legitimen Träger desselben passiren lassen müssen. Noch mehr gilt dies von dem weiblichen Theil der Bevölkerung. Die Arbeitertochter in der Robe spielt nach wenig Wochen die große Dame mit unnachahmlicher Sicherheit. Würden wir sie wiedererkennen im Magazin, wo sie mit der feinen, weißen Hand das Goldschnürchen um

das Päckchen Handschuhe legt, welches wir gekauft, und es uns mit jenem „Merci, Monsieur" überreicht, welches in seinem Klang allein etwas so Reizendes hat, gleich entfernt von Anmaßung wie von dem lästigen Gefühl socialer Unterordnung?

Die Verwischung der Ständeunterschiede hat sich in gewisser Weise schon vollzogen. Der Titel „Madame", mit welchem man die Kaiserin anredet, wird der Arbeiterfrau so wenig versagt, als ihrem Mann der Titel „Monsieur"; und die Reception der Bluse in allen öffentlichen Localen, den Theatern und den Cafés (das Grand Café nicht ausgeschlossen), ist eine vollendete Thatsache. Seine materielle Lage setzt den Arbeiter, namentlich solange er in voller Manneskraft ist, bei dem einerseits geringen Aufwand für die Kinder und andererseits dem Zuschuß aus der Arbeit seiner Frau, durchaus in die Lage, mit den Ständen auf gleichem Fuß zu leben, die wir bei uns schon die bessern nennen würden. Es versteht sich, daß in dieser Beziehung unter den Ouvriers die mannichfachsten Abstufungen sind. Die Maurer, die Handlanger, die Straßenfeger nehmen in dieser Rangleiter der Einnahmen und folglich der Lebensweise die niederste Sprosse ein; die in einer mechanischen Fabrik beschäftigten und die Goldarbeiter (letztere mit 40 bis 50 Frs. die Woche durchschnittlich) die höchste. Doch muß als Regel dieser nicht oft genug zu wiederholende Satz festgehalten werden: daß in Paris die Geschicklichkeit der Hände besser bezahlt wird als die Arbeit des Kopfs, und das Gros der Commis z. B. sich mit einem Gehalt von 100—150 Frs. monatlich durchschlagen muß.

Doch noch auf einem andern und bedeutendern Gebiet, als dem der blos gesellschaftlichen Gleichberechtigung, documentirt sich die Ueberlegenheit des pariser Arbeiters. Kaum den Jünglingsjahren entwachsen hat er für das moderne Leben und die Regulatoren desselben ein Verständniß, welches der deutsche Kleinstädter bis an sein Lebensende sich nicht anzueignen wüßte. Die politischen Fragen faßt er sofort von der für ihn praktischsten Seite; die Staatsform steht bei ihm nicht in erster Linie. Die Bedeutung, welche er selbst und sein Stand einnimmt, das Einräumen der äußern Gleichberechtigung

mit allen andern Staatsbürgern, dieſe ſeine erſte und heiligſte Errungenſchaft: das ſind die Geſichtspunkte, welche ihn beſtimmen, Partei zu nehmen für oder gegen ein Gouvernement. Das Bewußtſein der Macht, die er repräſentirt, verläßt ihn niemals. Von leicht erregbarem Temperament, nach Art ſeiner Nation, empfänglich aufs äußerſte für perſönliches Hervorthun, Bravour, Begeiſterung — weder durch Familienbande noch Beſitz an das Leben gebunden: ſo iſt er, mit der Erinnerung an die Vergangenheit, in jedem Augenblick bereit, auf die Barrikade zu treten für die revolutionäre Bewegung, deren Endzweck ihm und ſeinem Stande zugute kommen ſoll.

Man wird geſtehen, daß der Mann von dieſer Dispoſition, — er, der in der geſellſchaftlichen Ordnung ſich mit ſolcher Leichtigkeit bewegt und über die politiſchen Dinge, ſoweit ſie ihn betreffen, mit ſolcher Klarheit denkt: man wird geſtehen, ſage ich, daß dieſer Mann kein verächtlicher Gegner iſt. Auch die Zahl, über die er commandirt, iſt nicht gering zu ſchätzen: mehr als 500000 Mann bilden das Corps der Arbeiterbevölkerung von Paris.

Das war es, verbunden mit einer erklärlichen Sympathie, welche das Kaiſerthum beſtimmt hat, über die Köpfe und Intereſſen der dazwiſchenliegenden Stände, dem Arbeiterſtande die Hand zu reichen. Dieſes ſind ſeine wahren Prätorianer! Die Verbindung hat nichts Ueberraſchendes; der Arbeiter iſt ein homo novus, er hat ſich politiſch noch nicht compromittirt und kann mit jeder Form der Regierung pactiren, außer derjenigen, die ſeine Rechte leugnet. Die Frage für ihn iſt eine ſociale, keine politiſche. Zu viel würde man ſagen, wenn man ihn einen Bonapartiſten unter allen Umſtänden nennen wollte; der Arbeiter, dieſer Egoiſt, der immer nur an ſich, immer nur an ſeine Lage denkt, den ein Familienleben niemals die große Lehre der Entſagung und der Opfer, ſei es auch nur aus Liebe, gelehrt: er wird ſich immer nur für die Thatſache, niemals für eine Idee begeiſtern können, und für die bloße Alternative theoretiſch geſtellt, ob Bourbon, Orleans oder Napoleon, zieht er gewißlich ſeine Bluſe nicht aus. Aber factiſch und in dieſem Augenblick iſt er Bonapartiſt; denn keiner hat es ſo verſtanden, dem Arbeiter von Paris zu ſchmeicheln, und —

seien wir gerecht — keiner hat so viel für ihn gethan, als der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen.

Die Besuche, welche die Kaiserin den Lazarethen der Arbeiterviertel in der Cholerazeit abstattete, haben dem Empire bei den Arbeitern mehr Popularität verschafft, als die Gloire des Italienischen und Krimkriegs zusammengenommen. Es ist auch bekannt, daß der Kaiser in diesem Quartier viel lebhafter und freudiger empfangen wird als in den übrigen Stadttheilen von Paris. Diejenigen Ovationen, die man ihm hier bringt, brauchen nicht arrangirt zu werden: sie sind freiwillig und enthusiastisch. Nicht selten, wenn er Bauten besichtigt oder sich ihm sonst eine Gelegenheit bietet, Haufen von Arbeitern zu sehen, tritt er an sie heran, um sich mit ihnen zu unterhalten. Der Angeredete wird nie verlegen werden, gestattet vielmehr dem hohen Herrn durch die mit Takt gepaarte Sicherheit in der Beantwortung der Fragen einen richtigen Einblick in seine persönlichen und die Verhältnisse seines Standes.

Kein Quartier ferner ist so reich an Wohlthätigkeitsanstalten, als das der Arbeiter, und die meisten davon verdankt es dem jetzigen Gouvernement. In der Rue du Faubourg St.-Antoine sind die großartigen Hospize St.-Antoine und das Hospital Ste.-Eugénie für die kranken Kinder; in der Rue de Charonne liegt das Asil Impérial und das Hospice de Secours, in der Rue Charenton das Hospice des Quinzevingt. Alle diese Anstalten — Schöpfungen des Kaiserthums — nehmen einen nicht geringen Theil der kranken und hülfsbedürftigen Elemente des Arbeiterstandes auf.

Ebenso wie der Unterstützung ihrer Noth und Bedürftigkeit hat die Regierung auch dem Vergnügen und der Erholung dieser Bevölkerung eine beträchtliche Aufmerksamkeit zugewendet. Sie hat auf den benachbarten Boulevards die Anlage großer Arbeitercafés veranlaßt, welche den übrigen Cafés der Hauptstadt nicht nachstehen, und den Neubau des benachbarten Théâtre-Beaumarchais ermöglicht (1865), dessen Aufführungen wesentlich nur für den Arbeiter berechnet sind. Ueberall, in den Hauptstraßen des Faubourg, hört man, wenn man sie am Abend durchwandert, die Billardkugeln rollen und caramboliren;

in dem am Boulevard Prince Eugène befindlichen Café Bataclan hat das Arbeiterviertel schließlich auch sein eigenes Café chantant gefunden und, wenn man Veuillot Glauben schenken darf, seine eigene — Theresa!...

Das Bedeutendste jedoch, was das Kaiserthum für den Arbeiterstand gethan, das war diese Neugestaltung von Paris, an der seit funfzehn Jahren ununterbrochen geschafft wird, ohne daß man noch einmal bestimmt das Ende davon absehen könnte. Der Arbeiter war der nächste Gewinner, und sein Gewinn, mag der der andern problematisch sein, wird ein realer bleiben. Die ungeheuern Summen, welche die Bauten erforderten, sind ihm zugute gekommen, haben sein Leben verbessert und sein Wohlbefinden vermehrt. Die reinere Luft: er athmet sie. Das bessere Wasser: er trinkt es. Die größere Sauberkeit, welche namentlich durch das wunderbar großartige Kloakensystem geschaffen: seiner Gesundheit dient sie. Er, der von den prächtigen Anblicken des Lebens bisher ausgeschlossen, er hat jetzt zu seinem täglichen Genuß diese weiten, breiten Straßen und Boulevards, die Monumente, die Säulen, den Marmor und die Paläste; und wenn es auch der freigebigsten Hand nicht möglich gewesen, solche Prachtgebäude für ihn aufzuführen, so hat sie ihm dafür etwas gegeben, was er nicht weniger liebt: die Bäume, den Rasen und die Blumen! Die ganze Seele des Pariser hängt an dem Genuß der Natur: man muß sie nur einmal beobachtet haben draußen in den Wiesen und Feldern und Fluren, — wie sie da zu Kindern werden mitten im Grün, das sie umgibt. Nun, für dieses unschuldige Bedürfniß, für diese leidenschaftslose Leidenschaft war bis zum Regierungsantritt Napoleon's III. nichts geschehen: die Parks außerhalb der Stadt — abgesehen davon, daß er den schönsten, das Bois de Boulogne eigentlich auch erst geschaffen — waren nicht für den Arbeiter und die Zahl der Gärten und Anlagen innerhalb der Stadt fast gleich Null. Jetzt ist der Park von Monceaux geöffnet und neue, großartige Parkanlagen hauptsächlich für die von geringen Leuten bevölkerte Nachbarschaft auf den Höhen von Montmartre und Chaumont theils vollendet, theils in der Vollendung begriffen; und überall durch die ganze Stadt verstreut, auf offenen Plätzen, auf Squares, vor den Kirchen,

Paläſten und Muſeen ſind jene ſorgſam gepflegten Gärten (40—50 an der Zahl), mit Boskets und Maſſivblumenbeeten, deren freundlichen Anblick und duftigen Gruß der Arbeiter in der Seele aufnimmt, wenn er an ſein Tagewerk geht oder von demſelben zurückkehrt.

Mehr noch hat die Regeneration von Paris dazu beigetragen, der bisher auf eine für Geſundheit und Moral ſo bedrohliche Weiſe zuſammengepreßten Arbeiterbevölkerung Raum zu ſchaffen. Immer mehr von ihnen ziehen ſich hinaus in die offenen und freien Straßengebiete, die geſchaffen worden ſind, nachdem die Barrièren gefallen; und wenn auch gegenwärtig der Kern derſelben noch immer im Faubourg ſeinen Sitz hat, ſo iſt doch für die Zukunft die Bahn gebrochen und die Tendenz angedeutet.

Es wäre unnütz, das politiſche Moment in dieſer Tendenz beſtreiten zu wollen. Zu deutlich tritt auf dieſem Gebiet ein Beſtreben hervor, welches man ſonſt dem Imperialismus eben nicht vorwerfen kann, nämlich das der Decentraliſation. Man kennt aus den Zeitungen der jüngſten Vergangenheit den Streit zwiſchen dem berühmten Nationalökonomen Michel Chevalier und dem Seinepräfecten. Der Kaiſer beabſichtigt, das Gros der Arbeiterbevölkerung zu lockern und dieſen Feind, der *ihm* ſo ſehr am Herzen liegt, thunlichſt *aus* dem Herzen von Paris zu entfernen. Zwei Mittel bieten ſich ihm zur Erreichung dieſes Zweckes: die Beibehaltung der ſtädtiſchen Acciſe, und die Verbannung der großen Fabriken — deren Dampf und Ausdünſtungen angeblich der Schönheit der Metropole ſchaden — außerhalb des Weichbildes der Stadt.

Für die Mehrzahl der pariſer Arbeiter, d. h. die compacte Maſſe derjenigen, die mit der groben Arbeit in den Fabriken beſchäftigt ſind, wird die Frage, ob ſie ihr Brot und Fleiſch verſteuert oder unverſteuert eſſen dürfen, immer mehr, je mehr ſich die Nettopreiſe ſelbſt vertheuern, eine Lebensfrage werden. Der Octroi wird ſie aus Paris vertreiben. Grund genug für die Regierung, um durch die Erklärungen (communiqués) des Seinepräfecten den Willen kundzuthun: die Acciſe *nicht* fallen zu laſſen. Die Verlegung der großen Fabriken vor die Bannmeile von Paris würde in demſelben Sinne, vielleicht

noch ſtärker wirken: ſie würde eine Maſſenauswanderung der Arbeiter zur Folge haben. Paris ohne Octroi würde den Zudrang der arbeitenden Klaſſen und dadurch den Zuſammenfluß unruhiger Elemente vermehren; Paris mit Octroi, die Anlegung von Fabriken außerhalb der Stadt, entweder nur fördernd oder gar decretirend, die arbeitenden Klaſſen mehr und mehr abziehen. Das Merkwürdige iſt, daß der Kaiſer bei dieſen Operationen die Stimme der Arbeiter für ſich hat, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Stimme der Fabrikherren, der „Patrone" gegen ihn iſt. Denn das Kapital, durch die Patrone repräſentirt, findet natürlich ſeinen Vortheil bei Aufhebung der Acciſe, indem das erhöhte Arbeiterangebot niedrigere Löhne ſchafft. Aber die Regierung, welche ſich auf den Arbeiterſtand ſtützt und in ihr eigenes Intereſſe zieht, findet am wenigſten Veranlaſſung zu Gunſten der Kapitaliſten einzutreten. Und wie ſich der Arbeiter ihren Intereſſen fügt, ſo protegirt ſie gleichfalls die ſeinen, indem ſie ihre Parteinahme für ihn und gegen die Patrone bei jeder Gelegenheit documentirt, namentlich bei den grèves oder Arbeitseinſtellungen (strikes), die nirgends häufiger vorkommen als in Paris, und bei welchen die Regierung ſogar ſo weit geht, ihr eigenes Princip zu verleugnen, und den Arbeitern ad hoc volle Verſammlungs- und Redefreiheit zu gewähren!

Aber doch ſteht im Hintergrunde aller dieſer Liebes- und Gunſtbezeigungen auch hier die ultima ratio regum, welche nicht minder die der Kaiſer zu ſein ſcheint: nämlich die Kanone!

Die großen Boulevards Prince Eugène, Mazas und Richard Lenoir, welche das bisher ſo dumpfe Arbeiterquartier gelüftet haben, ſind zugleich wichtige ſtrategiſche Linien geworden. Von zwei Seiten flankirt nun das Kaiſerthum ſeinen Freund und Bundesgenoſſen, den Arbeiterſtand: und drei Kaſernen (Popincourt, Prince Eugène und de Reuilly), welche wie Feſtungen an den Ecken dieſer drei Boulevards ſtehen, können in der kürzeſten Zeit auf dieſen breiten Wegen ihre Mannſchaften mitten in das Centrum des Faubourg St.-Antoine werfen und es zugleich auf beiden Flügeln nehmen.

Auch jetzt schon, vor der Decentralisation der Arbeit und Arbeiter in Paris, sind bei weitem nicht alle, ja nicht einmal die meisten Fabriken im Faubourg St.-Antoine, in welchem Stadttheil zwar der Billigkeit des Unterkommens wegen bis-jetzt die meisten Arbeiter wohnen, in dem sich aber vorzugsweise nur die Tischler-, Schneider-, Schlosser- und Steinhauerwerkstätten, sowie die Färbereien befinden. Von den anstoßenden Quartieren ist das des Marais der Hauptplatz für die Bijoutiers und das des Temple für die Schuster und Hutmacher. Die eigentlichen Fabriken, namentlich die für Maschinen, liegen sämmtlich an den äußern Barrièren, wohin ihnen, wie wir gesehen, bereits ein großer Theil der Arbeiter gefolgt ist, in Passy, Neuilly und Belleville, und einige sogar schon, dem drohenden Decret vorausgehend, außerhalb Paris, in Issy. Locomotiven werden meistentheils in den eigenen Maschinenanstalten der einzelnen Eisenbahnhöfe gebaut; die Porzellanfabriken liegen sämmtlich in Sèvres.

Wenn man von Paris spricht, so denkt man im allgemeinen an alles eher als an seine Bedeutung in der Eigenschaft einer Fabrikstadt, wiewol Paris in dieser Beziehung eine Weltstellung einnimmt dicht hinter London. Seine Force und Specialität beschränkt sich allerdings nur auf diejenigen Gegenstände, deren Werth in der Façon, in der Leichtigkeit, in dem geschmackvollen Aeußern besteht; aber darin ist die Vorzüglichkeit der pariser Etikette unbestritten auf der Erde. Mag in Europa, Asien, in Amerika oder auf einer der Inseln ein Salon oder ein Boudoir für die Dame des Hauses eingerichtet werden, gewisse pariser Artikel dürfen nicht fehlen. In demselben Maße, in welchem die französische Sprache eine überall hindringende Herrschaft behauptet, in demselben ist Paris der Weltmarkt für das Genre der Bijouterie- (echter wie nachgemachter), Bronze-, Parfumerie-, Confections- (fertige Damentoilette-) und einiger Leder- (namentlich Handschuh-) Artikel. Annähernd nimmt auch die Fabrikation der Herrenhüte, der Taschenuhren (concurrirt mit der Schweiz), der feinern Instrumente (medicinischer wie mechanischer) und der Sammtteppiche (Gobelins) denselben Platz ein. Der Geschmack, eine nationale Eigenschaft der Franzosen und in Paris von dem

erſten Lebensjahr an durch die Eindrücke der immenſen Stadt weiter ausgebildet, ſowie das angeborene Streben nach mechaniſcher Fineſſe haben die Vervollkommnung dieſer Artikel erzeugt und die Welt daran gewöhnt, ſich von Paris aus die Geſetze der Mode vorſchreiben zu laſſen. Welchen Export Paris mit dieſen Artikeln betreibt, kann man daraus erſehen, daß tauſende von Händen nur mit der Anfertigung von Enveloppen, Schachteln, Kiſtchen und Kaſten beſchäftigt ſind. Die geſammte andere Induſtrie von Paris entbehrt dieſer Großartigkeit. In den größern Maſchinen- ſowie aller Art chemiſcher Fabriken wird es von Belgien, engliſchen Städten und Berlin überragt, in Tuchfabriken und Färbereien von niederländiſchen und deutſchen Orten. In Möbeln und Porzellan deckt es genau das eigene Bedürfniß; die Zahl der Wachstuch-, Papier-, Tapeten-, Stearinfabriken ſteht nur auf gleicher Höhe mit Berlin und Wien; in Stahlwaaren hält es eine Concurrenz mit den Rheinlanden nicht aus; in Spielwaaren und Glas iſt es ſogar auf den Bezug aus Baiern und Böhmen angewieſen.

Die Präponderanz von Paris als Handels- und Fabrikſtadt datirt vom Beginn des zweiten Kaiſerreichs. Früher begnügte ſich der Pariſer in der Hauptſache damit, Politik, Literatur und Converſation zu machen; ſeine Kräfte auf dem Gebiet der materiellen Arbeit lagen ſo gut wie brach, und die Quellen des Reichthums floſſen ſpärlich. Dieſe weit geöffnet zu haben, indem er aus ihrer Trägheit jene weckte, muß das Verdienſt Napoleon's genannt werden, wenn auch richtig bemerkt worden, daß dies der Kaufpreis ſei, mit welchem er die politiſche Freiheit der Franzoſen bezahlt habe. Frankreich befindet ſich in einem Uebergangsſtadium; allein der Segen der Arbeit wird ihm nicht mehr verloren gehen. Anfänglich, von der Neuheit und dem Abenteuerlichen der Situation getragen, verirrte ſich der Handelsgeiſt in ungeregelte Bahnen, und eine Weile ſchien es, als ob er im „stockjobbing" explodiren ſolle. Doch iſt die Börſe, wie wir gezeigt haben, zu einer ruhigern Haltung zurückgekehrt, während inzwiſchen auch die Fabrikthätigkeit ſich großartig entwickelt und den Handel in allen ſeinen Zweigen gleichmäßig gehoben hat. Paris iſt eine Fabrik- und Handelsſtadt geworden; in dieſer Thatſache, gegenüber der Frivolität, iſt der Ernſt und, wenn man will, die Nüchternheit der

Arbeit zu finden; aber man wird nicht fehlgreifen, wenn man darin auch das Correctiv erblickt für Zustände, die — man mag sie von der moralischen oder politischen Seite betrachten — nicht haltbar erscheinen.

Noch ein Wort über das deutsche Element in der Arbeiterbevölkerung von Paris. Wie wir es zahlreich vertreten gesehen, am Anfang dieses Kapitels, in den besitzenden und erwerbenden Klassen von Paris: so finden wir es auch hier wieder, freilich in bescheidenern Verhältnissen, und alles zusammen mag sich die Zahl der in Paris lebenden Deutschen wol auf 150000 belaufen.

Die Bedeutung, welche Paris in gewissen Zweigen der Industrie hat, bestimmen eine große Zahl deutscher Handwerker, diese „schlichten Helden auf dem Felde der täglichen Arbeit", wie ein hervorragender Redner des Norddeutschen Parlaments (Braun) sie genannt hat, und unter diesen namentlich die Gold- und mechanischen Arbeiter, in Paris ihre Vervollkommnung zu suchen. Die angrenzenden Länder, besonders Baden (und in Baden wiederum besonders Pforzheim, einer der Hauptplätze für Bijouterie), Rheinpreußen, Hessen (zumal Hanau, durch die feinsten Lederwaaren berühmt), ferner die großen Städte Berlin und Wien liefern ansehnliche Contingente, und jedes größere Atelier in Paris hat seine Partie deutscher Arbeiter, deren Sauberkeit allgemein gerühmt wird. Aber auch unter den gewöhnlichen Handwerkern, den Tischlern, Schneidern, Schuhmachern, vornehmlich den Tapezieren, arbeiten Tausende von deutschen Händen. In der ganz groben Arbeit, unter den Maurern, Handlangern und Straßenkehrern, sind unsere Landsleute sogar so stark vertreten, daß ein Straßenfeger mit dem vulgären Ausdruck „Darmstaedter" bezeichnet wird. Leider fegen eben fast nur deutsche Hände (Elsasser, Luxemburger und Eingewanderte) den Franzosen ihre Hauptstadt rein — und genug zu fegen haben sie! — und der deutsche Fremde, welcher mit seinen Sprachkenntnissen einmal irgendwo in der Straße auf den Sand gerathen ist, darf gewiß sein, eine deutsche Antwort zu erhalten, wenn er sich an einen dieser durch die Tracht erkenntlichen Arbeiter wendet.

Endlich ist auch unter der dienenden Klasse der actuellen Bevölkerung das germanische Element stark vertreten. Ein deutsches Hausmädchen ist in vielen Häusern so gesucht, wie auswärts eine französische Bonne. Der höhere Lohn lockt die Mädchen aus Baden, Würtemberg, Hessen, den Rheinlanden hierher, und ihr Fleiß, ihre größere Zuverlässigkeit läßt sie bald ein sicheres Unterkommen finden, sodaß die verständigern davon, nachdem sie einige Jahre in Paris gearbeitet, mit nicht unbeträchtlichen Ersparnissen wieder in die Heimat zurückkehren können. Ein Wort der Warnung jedoch aus eigener oft wiederholter Erfahrung möchte der Verfasser für die deutschen Gouvernanten hinzufügen! Möchten sie sich doch ja kein Eldorado denken unter einer Stelle in Paris! Möchten sie vor allen Dingen ohne ein festes Engagement niemals nach Paris gehen, niemals auf die sogenannten „Agenten" sich verlassen, und kein Heil von den „Pensionen" erwarten, die nur da zu sein scheinen, um sie zu exploitiren. Es gibt gewiß sehr glänzende Ausnahmen, aber im allgemeinen ist kein Los bedauernswerther als das der zuweilen aus den besten Häusern stammenden und durchschnittlich feingebildeten deutschen Gouvernante in Paris, welche dort im besten Fall nur die Rolle eines Kindermädchens spielt und heimkehrt, reich nur — an Erfahrungen!

Ihr, wie so mancher und so manchem andern Getäuschten, bietet der Deutsche Hülfsverein, an dessen Spitze neben den deutschen Gesandten mehrere Kaufleute stehen, vornehmlich aber der Bankier Ellissen, die Mittel zur Heimkehr. Von seinen übrigen guten und edeln Zwecken der Unterstützung für die deutschen Landsleute, welche, fremd in der Weltstadt, krank werden oder Noth leiden, ist vielleicht dieser der nicht am wenigsten gute und edle: denjenigen, deren Hoffnungen zu Trümmer gegangen, und die mit bebenden Herzen am Scheideweg der Verzweiflung und der Sünde stehen, den Pfad zu zeigen, der in die Heimat, das Aelternhaus, die Räume der Jugend zurückführt. Mögen sie klein und prunklos sein: es erwartet sie doch ein Kleinod da, mehr werth vielleicht als all der trügerische Glanz von Paris: — das Familienglück!

V.

Das Paris der Armen und Elenden.

Von

William Reymond und **Julius Rodenberg.**

Jede große Stadt iſt eine Stadt der Gegenſätze; keine jedoch weiß ſie ſo geſchickt zu verbergen und dem Auge zu verdecken, als Paris. Es iſt als ob ein Decret hier dem Licht verboten habe, Schatten zu werfen! Man ſieht den Reichthum, den Luxus, den raffinirten Genuß des Lebens; aber man ſieht nicht die Opfer, die er fordert. Das Feſt rauſcht von Tag zu Tag, die Ballmuſik klingt, und der Becher iſt immer gefüllt; die Roſen des Heliogabalus ſcheinen nicht, wie in der Geſchichte von Rom, die Feſtgenoſſen, ſondern den Schrei des Elends zu erſticken. Man ſieht die Sünde nur in ihrem ſchimmernden Gewande, mit Blumen und Goldſtaub in den Haaren, lachend, ſingend, trällernd — den Refrain von „la jeunesse et l'amour" auf den Lippen.... Wird ſie immer ſchön, immer jung ſein? Wird ſie niemals ſich in ihrer eigenen Geſtalt zeigen, wenn das Parfum verflüchtigt und nur das Miasma geblieben iſt, aus dem es geboren? Das Verbrechen ſelbſt ſcheint in Paris nur für die Feuilletoniſten zu ſein, um die Journale pikant

und die Romane packend zu machen. Die Cause célèbre, welche die Welt einen Monat lang beschäftigt, die Gerichtsverhandlungen, welche das Publikum mit athemloser Begierde verschlingt, der Verbrecher selbst, welcher vor den Assisen die Rolle der „interessanten Figur" spielt und unter den Händen des Henkers ein Gegenstand des Mitleids und zuweilen der Bewunderung wird: das alles macht einen theatralischen Effect, fast mehr noch als einen moralischen, und geht rasch vorüber, gleich den Scenen im Sensationsdrama, wo dem Bacchanal das Blutbad folgt und dem Blutbad das Bacchanal. Wer blickt durch den plötzlichen Riß, den Vorfälle dieser Art machen, in die Tiefe hinab, in diesen furchtbaren Abgrund der Armuth, die das Elend; des Elendes, welches das Laster, und des Lasters, welches das Verbrechen zeugt? Wer hätte den Muth dazu? Wer könnte noch lachen und genießen, wenn er Solches gesehen? Der Riß schließt sich und der Sonnenschein bei Tage, das Lampenlicht bei Nacht bedecken diesen Abgrund wieder wie zuvor. Aber ist er darum weniger furchtbar, weniger drohend?

Wir gehen, wenn wir in Paris sind, immer an diesem Abgrund; wir bemerken ihn nicht — wie z. B. in London — dank jener hohen Vorsicht und verschönernden Hand, die ihn unter marmornen Façaden verborgen und Armuth und Elend, diese Vorposten des Verbrechens, hinausgestoßen hat bis unter die Ringmauer von Paris. Aber es bedarf nur des Fingers, und wir werden ihn sehen!

Mitten auf den weiten sonnigen Plätzen sind uns Leute begegnet mit hohlen Augen, oder Mädchen, die uns mit verzerrtem, herzzerreißendem Lächeln angeblickt; mitten in den eleganten Straßen haben sich unheimlich aussehende, verschlossene Wagen mit unserm Fiaker gekreuzt: ambulante Gefängnisse voll Corruption und Thränen. . . .

Der Fremde, voll von den Eindrücken der Pracht und des Glanzes, berauscht von dieser Luft von Paris, die das Vergnügen selber athmet, von dieser Heiterkeit, diesem Wohlbehagen, welche wie die eigenste Temperatur von Paris jeden sogleich ergreifen, jeden sogleich heimisch machen, jeden sogleich überzeugen, daß jeder hier glücklich sein müsse: der Fremde, sage ich, wird sich durch diese verirrten Gestalten nicht stören lassen

in seinem Tagewerk, welches den Sehenswürdigkeiten und der Bewunderung gehört; er wird nicht an das Elend denken, welches hinter den Coulissen steht, und wenn er daran denkt, so wird er es nicht begreifen: er hat es höchstens geahnt, gleich dem heitern Gewölk an einem glanzvoll heitern Himmel.

Wie aber, wenn wir die trügerische Hülle für einen Augenblick zurückstreiften? Wird er geneigt sein, diesen langen Festzug von Zerstreuungen und Genüssen zu unterbrechen, um uns dahin zu folgen, wohin wir ihn führen wollen: an die Geburtsstätten der Armuth, in die Schlupfwinkel des Lasters, zu den letzten Aufenthaltsorten des Verbrechens, über deren Thüren in flammenden Zügen die Worte Dante's geschrieben sind: Lasciate ogni speranza voi ch' entrate —? . . .

Es ist ein weiter Weg aus dem von Lust und Leben überschäumenden Mittelpunkte der Stadt, den Boulevards, bis zu jenen ihrer Außenpunkte, hinter den Höhen von Montmartre, wo die Woge derselben langsam zu sterben scheint. Da sind die Straßen still und öde, ohne Trottoirs, mit Schutt und Unrath angefüllt; da sind die Häuser niedrig, häßlich, ohne Charakter, ohne Schilder die Thüren, ohne Gardinen die Fenster. Da gibt es kein Magazine, keine Läden, keine geputzten Menschen, keine schönen Wagen, keine schönen Pferde, keine Fiaker, ja nicht einmal Omnibusse mehr.

Treten wir in eine dieser Straßen und bleiben wir vor einem dieser Häuser stehen. Kinder spielen auf der Schwelle desselben. Wovon reden sie? Hören wir nicht hin: der Kindermund würde uns weniger lieblich, weniger heilig erscheinen, wenn wir vernommen, daß er solche Dinge reden und solche Worte sprechen kann! Wie der bösen Tochter im Märchen sind es „Kröten und Schlangen", welche von diesen kleinen, zarten Lippen fallen. . . .

Von ihren Aeltern allein zu Hause gelassen, was können diese unglücklichen, kleinen Geschöpfe lernen? Ohne Unterricht aufwachsend, neben einem Vater, der Trunkenbold ist, und einer ausschweifenden Mutter, liefern sie nach einigen Jahren diese beiden weltbekannten Typen für Paris, den Gamin und die Gamine.

Der Gamin — wahre Zwiebel, die, gut gepflegt, prächtige

Blüten treiben kann! Die Geſchichte mancher Männer, die ſich in Künſten und Wiſſenſchaften hervorgethan haben, lehrt es. Aber vernachläſſigt, und das iſt die Regel, bleibt das Gewächs zeitlebens — Zwiebel, verpeſtet die Luft und entlockt den Augen Thränen. Auch die Gamine werden wir unter beiderlei Geſtalt wiederſehen.

Kehren wir indeß in unſere Straße der Barrière zurück.

Während die armen, zerlumpten Kinder ſpielen, oder ſich ſchlagen und ſchimpfen, kommt eine junge Frau und jagt ſie ins Haus. Dieſe Frau iſt hübſch, aber blaß und abgemagert; ihr Anzug iſt geſucht, aber ſchmuzig. Sie trägt ein rothwollenes Netz, an dem noch hier und da einige Glasperlen glitzern. Ein hellſeidenes, zerriſſenes, enganſchließendes Kleid verräth noch anmuthige Formen, ein buntes Tuch fällt nachläſſig von den Schultern herab. Ihre Stiefelchen, ohne vorwurfsfrei zu ſein, zeichnen einen kleinen Fuß, um den eine Engländerin ſie beneiden würde. Das kurzgeſchürzte Kleid läßt ungenirt ein zartgeformtes rundes Bein ſehen.

Sie folgt den Kindern ins Haus, nimmt das kleinſte auf den Arm, um die dunkle Leiter, die als Treppe dient, zu erſteigen, und tritt in einen engen, übelriechenden Raum, in welchem zerlumpte Decken, Fetzen von Laken, Küchengeräthe und alte Kleidungsſtücke durcheinanderliegen. Die Kinder umſtehen ſie und verlangen zu eſſen. „Wartet, bis der Vater kommt!“ ſagt ſie. Dann gibt ſie dem jüngſten die Bruſt und während das unſchuldige kleine Weſen trinkt, ſieht ſie die andern an, ſenkt den Kopf und weint.

Die Stunden ſchleichen dahin, der Abend iſt da. Die Kinder ſind hungerig, — die Mutter ſchließt ſie ein und geht fort.

Erſt gegen elf Uhr kommt ſie nach Hauſe. Die armen Geſchöpfe ſind vor Hunger und Kälte eingeſchlafen. Die Mutter bringt ihnen zu eſſen; ſie weckt ſie auf und vertheilt ihnen das ſpärliche Mahl.

Wo hat ſie Geld dazu gefunden? Möge niemand von meinen Leſern mich fragen. . . .

Mitten in der Nacht macht ſich auf der Treppe ein ſtarker Lärm hörbar. Es iſt der Vater, der betrunken nach Hauſe

kommt. Die Frau ſteht auf, um ihn hereinzulaſſen, und überhäuft ihn mit Vorwürfen; er ſtößt ſie zurück und ſchlägt ſie. Die Kinder, im Schlafe aufgeſchreckt, ſchreien und weinen. . . .

Das iſt das leider nur zu wahre Bild der Wiege des pariſer Laſters. In dieſer Atmoſphäre werden die Kinder der Armuth und des Elends geboren, erwachſen ſie, werden ſie groß, ohne von Gott und der Tugend gehört zu haben. Man weiß, daß in Frankreich der Schulzwang nicht exiſtirt, dieſes ſegensreichſte von allen Zwangsmitteln, erfunden, um den Menſchengeiſt, ſelbſt wider ſeinen Willen, aus der Knechtſchaft und Nacht der Unwiſſenheit zu reißen! Selbſt des Kaiſers Wunſch, der Vorſchlag, der vor drei Jahren von dem Miniſter des öffentlichen Unterrichts, Herrn Duruy, vorgelegt wurde, konnte kein Gehör bei der Kammer finden, die doch ſonſt ſo ſchmiegſam iſt, ſobald es ſich um Maßregeln gegen die Preſſe handelt. Sogar die Oppoſition, von der Leidenſchaft hingeriſſen, beſann ſich nicht, ihr eigenes Princip zu verleugnen, indem ſie behauptete, daß die Schulpflichtigkeit ein — Attentat gegen die Freiheit ſei! So ſchwer iſt es, in Frankreich zu regieren.

Mit dem zehnten Jahre beginnt der Gamin von Paris ſein eigentliches Leben. Der erſte Schritt auf die Straße zeigt ihn in ſeiner vollen Selbſtändigkeit. Er iſt „Roué" von Kopf bis Fuß, und es ſcheint, als ob ihm nichts mehr zu lernen bliebe: er weiß alles, er kennt alles, er verſteht alles, und ſeine Geſchicklichkeit wird nur von ſeiner Frechheit übertroffen. Die Straße, das iſt *ſein* Reich, und er fühlt ſich darin als Souverän. Die übrigen Menſchen ſind nur da, entweder um ihn zu amuſiren oder um Geld von ihnen zu verdienen. Bald lungert er hier und dort herum, bald ſitzt er auf einem Eckſtein, um Pfeifen für die Tabacksbureaux anzurauchen; bald ſteht er vor den großen Läden oder Hotels, um den Wagenſchlag zu öffnen mit den Worten: „Mein ſchöner Herr Graf!" „Mein ſchöner Herr Geſandter!" oder „Meine ſchöne Frau Herzogin!" Niemals aber vergißt er ſeine Witze über die vorübergehenden Kleinbürger und Provinzialen zu machen. Sieht er einen leeren Wagen vorüberfahren, ſo ruft er dem Kutſcher zu:

„Ohe, Kutſcher, ſind Sie frei?"

„Ja, mein Kleiner!“ antwortet dieſer und hält die Pferde an.

„Nun, dann ſind Sie glücklicher als ich; mir bleibt noch eine Pfeife anzurauchen.“

Der Kutſcher ſchwenkt ärgerlich ſeine Peitſche, aber der Gamin ſpringt zur Seite und macht Männchen hinter ihm her.

Am Abend iſt unſer Gamin im Theater. Er ſucht ſich eine Contremarke von irgendeinem Zuſchauer zu verſchaffen, welcher das Haus vor dem Schluß der Vorſtellung verläßt, oder ein Maſchiniſt, für den er eine Commiſſion gemacht hat, läßt ihn ein. Sein Platz iſt im Paradies. Von dort bewundert er, aus ſchwindelnder Höhe, die Zuſchauer ſowie die Schauſpieler. Die Schauſpieler ſind für ihn Halbgötter. Was ihm an Illuſionen geblieben iſt, bewahrt er für ſie. Auch kennt er ſie alle dem Namen nach, ohne je einen Zettel geleſen zu haben. Der ſchöne Dumaine, der ernſte Luguet, der hübſche Caſtellano und der ſtolze Mélingue, die ſchöne Déclanzaz, die leichte Mariani, die kokette Schneider und die berühmte Cora Pearl: das ſind ſeine Paſſionen. Für die Intriguanten dagegen, wie Omer oder Perrin, hat er nur Schimpfworte und lauert ihnen zuweilen ſogar am Schluß des Theaters auf, um ſie zu prügeln. Beim Ausgange findet er noch Gelegenheit, einen canon (ein kleines Glas Wein) bei dem Weinhändler zu trinken, und wenn er nicht nach Hauſe ſchlafen geht, aus Furcht vor Schlägen, ſo bringt er im Sommer die Nacht im Bois de Boulogne oder auf den Höhen von Montmartre zu; im Winter dagegen ſchläft er in den Steinbrüchen von Chaumont, oder in einem Hauſe, das noch im Bau begriffen. Er verfehlt nicht, mit allen mauvais sujets des Stadtviertels Bekanntſchaft zu machen, ihre Geberden und ſchlechten Manieren anzunehmen und ein Voyou wie ſie zu werden — unüberſetzbares Wort, welches im Leben des Gamin die zweite Stufe bezeichnet und die Keime ſeiner künftigen Entwickelung in ſich trägt. Iſt es ſchwer, dieſe vorauszuſehen? Am Rande des Müßiggangs, von ſeinen Aeltern verlaſſen, gezwungen, täglich ein neues Mittel der Exiſtenz zu erſinnen, ſeinen Leidenſchaften hingegeben und dem böſen Einfluß ausgeſetzt: iſt es zu verwundern, wenn wir ihn früher oder ſpäter als Dieb

oder Verbrecher wiederfinden und ihn ſchneller vom Komiſchen zum Tragiſchen übergehen ſehen, als wenn er das Theater des Palais-Royal mit dem Ambigu vertauſcht hätte? Die Morgue (das Todtenhaus) hat einen beſondern Reiz für ihn. Er iſt einer ſeiner Stammgäſte. Früh gewöhnt er ſich hier an den Anblick der Leichen und an die Idee des gewaltſamen Todes. Für ihn iſt dieſes noch das ſchönſte oder wenigſtens noch das rührendſte Schauſpiel, und findet er die Marmortiſche leer, ſo glaubt er betrogen zu ſein.

Was die Gamine betrifft, ſo iſt ihr Leben wo möglich noch trauriger, und es wird mir ſchwer ſein, es zu erzählen. Man erräth es übrigens. Das arme Kind, zum Betteln auf die Straße hinausgeſtoßen, Blumenſträuße verkaufend in der Menge, vor den Thüren der Kaffeehäuſer ſingend: es wird vor ſeiner Entwickelung ſchon laſterhaft und Frau, ohne je Mädchen geweſen zu ſein. Gleich ihrem Bruder, dem Gamin, iſt auch die Gamine bei allen Volksfeſten. Sie feiert mit ihm den Blauen Montag in den Schenken und auf den Bällen der Barrière. Die Boulevards entlang trägt ſie ihre armſelige und trotzdem prätentiöſe Toilette zur Schau, bis zu dem Augenblick, wo die Polizei ihre Stellung regulirt, indem ſie ihr autoritätsmäßig den Stempel der Schande aufdrückt.

Aber, wird man fragen, gibt es gegen Zuſtände dieſer Art kein Rettungsmittel? Iſt Paris, dieſer Sitz der berühmten Centraliſation und Adminiſtration im Grunde doch ſo ſchlecht adminiſtrirt, daß ſeine eigenen Kinder, dieſe pariſer Jugend, ohne Beihülfe von ſeiten des Staats bleiben können? Allerdings iſt der gute Wille, die Wohlthätigkeit hier in einem höhern Grade vorhanden als vielleicht in irgendeiner andern Stadt; der einzelne wetteifert in Werken des Opfers und der Liebe mit der unausgeſetzten Wachſamkeit der Behörden. Allein nur das ehrliche Elend hat Recht auf Unterſtützung; gegen das Laſter gibt es nur einen Kampf.

Nichts kann dem ungeheuern Elend gegenüber, von welchen wir geſprochen haben, tröſtlicher und erhebender ſein als die Großartigkeit, mit welcher das pariſer Armenweſen (Assistance publique) organiſirt iſt. Die Barmherzigkeit iſt einer von den hervorragenden Charakterzügen des franzöſiſchen Volks, und

ſeine Geſchichte iſt reich an Beiſpielen heroiſcher Nächſtenliebe, von den Tagen Montyon's, welcher als einen Preis für die Tugendhaften ſein Vermögen, bis zu den Tagen der Schweſter Roſalie, welche ihr ganzes Leben hingab, um die Pflegerin, die Freundin der Armen zu werden.

Die Generaladminiſtration des Armenweſens von Paris — auch eine Schöpfung der Revolution von 1789, in deren großer Seele die Liebe ſo dicht neben dem Schrecken wohnte — gehört zum Reſſort des Seinepräfecten, und an ihrer Spitze ſteht ein Director nebſt einem Ueberwachungsausſchuß von 20 Mitgliedern. Sie hat zu ihrer Reſidenz einen der ſchönſten von den neuen Paläſten, welche dem Hôtel de Ville gegenüber erbaut ſind, mit der einen Flanke den Quai, mit der andern die Avenue-Victoria beherrſchend. Von hier aus wird täglich der Gang der pariſer Wohlthätigkeit geregelt; und hier wacht immer, gleich einer zweiten Vorſehung, das Auge, das Herz und die Hand, zur Hülfe bereit, über die Bewegungen der Armuth und des Unglücks, welche, in einer Zahl von 118000 Perſonen, die Straßen von Paris belagern.

Aber im Verhältniß zu dieſer Zahl iſt auch die Armee derjenigen, über welche die Verwaltung zu ihrem Beiſtande verfügt. Außer den Angehörigen der höhern Klaſſen, denen Erbarmen ein Bedürfniß (die den Bureaux de bienfaisance aggregirten Commissaires visiteurs und Dames de charité), ſowie den Nonnen, denen es ein Beruf iſt, zählt dieſes Corps der Menſchenliebe an regulären Truppen: 362 Mitglieder der Generaladminiſtration, 38 Almoſeniers, 91 Aerzte, 42 Chirurgen, 18 Apotheker, 222 Eleven und 1515 Wärter. Eine Centralbäckerei, welche täglich 25000 Kilometer Brot, eine Centralſchlächterei, welche jährlich 112000 Kilometer Fleiſch, und ein Centralkeller, welcher jährlich 13800 Hektoliter Wein liefert, das ſind die großen Depots der Armenpflege von Paris.

Die Koſten derſelben werden aus einem Budget von mehr als 17,700000 Frs. beſtritten, welches die Jahreseinnahme der Generalarmenverwaltung repräſentirt. Zu dieſer Summe ſteuert die Stadt 8,787000 Frs. bei, und der Reſt wird aus den den Wohlthätigkeitsanſtalten gehörigen liegenden Gründen

und endlich aus einer Rente erhoben, einer Art von Tantième, welche nach einem gewiſſen (zwiſchen $^1/_4$ und $^1/_8$ ſchwebenden) Procentſatz ihrer Einnahmen die Theater, die Concerte, die Bälle liefern müſſen. So wird das Vergnügen, und in einigen Fällen ſogar das Laſter den Zwecken der Mildthätigkeit tributär gemacht!*) Doch greift auch die Privatwohlthätigkeit überall fördernd ein: Feſtlichkeiten werden eigens von den großen Damen dafür arrangirt, Herr von Rothſchild vertheilt jährlich 20000, die beiden Herren Pereire jährlich ſogar 30000 Brotzettel (jeder auf ein Kilogramm) für die Assistance publique.

Es iſt neuerdings der Verſuch gemacht worden, das Almoſen zugleich als ein Mittel gegen die Unwiſſenheit zu verwenden, und indem man es gleichſam als Prämie in Ausſicht ſtellt, dem Mangel der Schulzwanges wenigſtens auf dieſem Gebiet zu begegnen. Kein Armer nämlich mit Familie ſoll Anſpruch auf Unterſtützung haben, wenn er ſeine Kinder nicht zur Schule ſchickt. Allein wie wenig im moraliſchen Sinn dieſe Clauſel bisjetzt noch gefruchtet, geht daraus hervor, daß unter zwölf Unterſtützungen, welche bewilligt werden, durchſchnittlich immer acht für Mädchen ſind, welche, ohne verheirathet zu ſein — Mutter geworden! Dieſes Verhältniß, welches für die Immoralität der Bevölkerung allerdings ein abſchreckendes Zeugniß gibt, beweiſt doch auf der andern Seite, wie ſehr die Adminiſtration bereit iſt, dem heftigſten und häufigſten Verbrechen Einhalt zu thun: dem Kindermord! Auch ein anderes Verbrechen, für das ſittliche Gefühl nicht minder empörend, wenn auch erſt in der neuern franzöſiſchen Geſetzgebung mit

*) Das erſte derartige Geſetz, von 1796, verordnet, daß eine Taxe von zwei Sous auf jede zehn Francs erhoben werden ſolle von den Einnahmen der Theater, Bälle, Concerte, Reitercircus; das Decret vom 21. Aug. 1806 erhöhte die Taxe bei Bällen, Concerten und Wettrennen auf ein Viertel der Einnahmen und fügt hinzu „jede Art von Unterhaltung, bei welcher das Publikum durch Billets oder Subſcription Zutritt hat". Ein ſpäteres Decret gab den Wohlthätigkeitsanſtalten alle Liegenſchaften zurück, welche, da ſie geiſtliches Eigenthum geweſen, von der Nation confiscirt worden waren.

Strafe bedroht, nämlich das Ausſetzen der Kinder, iſt dadurch außerordentlich verringert worden. Ehemals, zur Zeit der berüchtigten „Drehſcheibe", war der Staat nicht beſſer als der erklärte Mitſchuldige dieſes Verbrechens, das er beging, um ein größeres zu verhüten: die Mutter kam in der Nacht nach dem Findling-Hospital, legte das Kind auf die Scheibe, klingelte, das Schiebfenſter ward geöffnet, die Scheibe drehte ſich — und Mutter und Kind ſahen ſich niemals wieder. Auf dieſe Weiſe betrug im vorigen Jahrhundert, wie Mercier ſagt („Tableau de Paris", III, 238), die Zahl der Findelkinder im Durchſchnitt jährlich 7000. Jetzt, wo das Ausſetzen von Kindern als Verbrechen beſtraft wird, heißt das Findelhaus von Paris Hospice des enfants assistés, und die Zahl der Kinder, welche von ihren Müttern hier abgeliefert werden, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ſie dieſelben nicht ernähren können, zuſammen mit den — dank den Anſtrengungen der Assistance publique — immer ſeltener werdenden Findelkindern, beläuft ſich auf kaum noch 4000, während die Bevölkerung von Paris ſich inzwiſchen verdreifacht hat!

Bis zu ihrem einundzwanzigſten Jahre haben die „verlaſſenen Kinder" Anſpruch auf die Unterſtützung des Hoſpizes; allein bevor ſie dieſes Alter erreicht haben, regelmäßig zu ſechzehn Jahren, pflegen die meiſten ſchon verſorgt zu ſein, die Mädchen, nachdem ſie in allen weiblichen Handarbeiten unterrichtet worden, als Dienſtboten, Arbeiterinnen in den Spinnereien u. ſ. w., die Knaben als Lehrlinge bei Handwerkern, in den Fabriken, oder in den ſogenannten landwirthſchaftlichen Colonien, deren Gründung Frankreich ſeinem unermüdlichen Deputirten und Volkslehrer Jules Simon verdankt. Die bedeutendſte dieſer Colonien iſt die von Mettray, neben Tours, die von Herrn Demetz dirigirt wird. Seit der Zeit ihres Beſtehens hat dieſe Colonie mehr als 4000 von ihren Aeltern verlaſſene oder uneheliche Kinder, Findlinge oder Waiſen aufgenommen und aus ihnen Ackerbauer, Gewerbtreibende, Soldaten und Seeleute gebildet. Mehrere haben ſich hervorgethan, ſind Offiziere geworden und mit der Ehrenlegion decorirt, oder ſind etablirt und gute Familienväter.

Wie für das hülfloſe Kindes-, ſo iſt auch für das hülf-

loſe Greiſenalter in neun großen Hoſpizen geſorgt, von denen die berühmteſten für die Männer das von Bicêtre, für die Frauen das der Salpetrière. Außer den in dieſe Anſtalt Aufgenommenen haben aber auch alle wegen ihres Alters arbeitsunfähig gewordenen Greiſe von Paris, wenn ſie deren bedürftig ſind, Anſpruch auf Unterſtützung und zwar nach ihren verſchiedenen Altersſtufen: die Greiſe von 84 Jahren auf 12 Frs. monatlich, die von 81 Jahren auf 10 Frs., die von 79 Jahren auf 8 Frs. und die von 69—79 Jahren auf 5 Frs.

Wenn nun dieſe Hoſpize ſich darſtellen als Stätten der großartigſten und hochherzigſten Gaſtfreundſchaft für die noch nicht arbeitsfähigen oder arbeitsunfähig gewordenen aus der Schar der Armuth, ſo ſind für die Aufnahme der Kranken 15 Hoſpitäler geöffnet mit mehr als 7000 Betten. Noch im vorigen Jahrhundert waren dieſe Häuſer Orte des Schmuzes und des Ekels; man braucht nur Mercier zu leſen, um zu begreifen, daß die Armen damals lieber auf der Straße krank ſein und ſterben als in den Spitälern jener Zeit geheilt werden wollten. In Bicêtre waren alle die zuſammen, in denſelben Räumen und in denſelben Betten, welche man die „bons pauvres" nannte, nämlich „die Vagabunden, die Epileptiſchen, die Blödſinnigen, die Wahnſinnigen, die Greiſe, die Krüppel" („Tableau de Paris", VIII, 2); und an einer andern Stelle ſagt unſer Gewährsmann (II, 226): „Grauſame Barmherzigkeit, die unſerer Hoſpitäler! Der Arzt, der Chirurg werden bezahlt — zugegeben; die Medicin koſtet nichts: ich weiß es; aber man wird den Kranken in daſſelbe Bett legen mit einem Sterbenden, man wird ihm das Schauſpiel des Todes vor die Augen führen, während die Qualen des Schreckens ſchon ſeine Seele zerreißen; man wird ihn in eine mit fauligen Miasmen geſchwängerte Luft werfen . . . Das Hôtel-Dieu! Und man wagt es ſo zu nennen! . . ."

Stellen wir neben dieſes „fait divers" des 18. Jahrhunderts eine „vermiſchte Nachricht" aus den Zeitungen der letzten Tage: „Das neue Spital Hôtel-Dieu, das auf der Seeinſel von Paris, der ſogenannten Cité, erbaut wird, bedeckt mit ſeinen Höfen einen Flächenraum von 22000 Quadrat-

metern. Es wird 716 Betten enthalten, die in 84 Sälen und Zimmern aufgestellt werden. Die Lüftung und Heizung wird durch eine Verbindung der besten Methoden bewerkstelligt. Die Heizung erfolgt zum Theil durch heißes Wasser, zum Theil durch Wasserdampf. Mit Ausnahme der Krankensäle selbst wird das ganze Gebäude mit Gas beleuchtet. Die Wasserleitung und ein elektrisches Signalsystem gehen durch alle Theile der Anstalt. Die Gesammtausgabe für das neue Hôtel-Dieu wird auf 21,400000 Frs. veranschlagt, nämlich 8,000000 für die Expropriation des Bodens, 12,400000 für den Bau und 1,000000 für die Einrichtung."

Dieser Gegensatz ist so beredt, daß wir nichts mehr hinzuzufügen haben. Wohl war es ein hübsches Ding um den Geist, den Witz und die Wortspiele des „Grand Siècle"; aber die Menschlichkeit ist doch auch Etwas. Fast möchte man, wenn man solches erwägt, im Geiste der Schrift dieser Zeit und dieser Stadt zurufen: Ihr sind viele Sünden vergeben. . . .

Man sollte denken, daß da, wo die Mildherzigkeit in so wahrhaft großen Dimensionen geübt und ihren Repräsentanten als erstes Gesetz vorgeschrieben ist, sie so zu üben, „daß das Almosen kein Erröthen verursache und das Unglück weder die Scham verwische, noch die Selbstachtung zerstöre" — man sollte denken, sage ich, daß da dem Elend ein ungeheueres Terrain abgewonnen werden müsse. Allein die natürliche Trägheit des Lasters ist noch größer als alle Anstrengungen der Tugend: diese rückt nur langsam vorwärts, — jenes bleibt in seiner Masse fast unbeweglich, und der Hang zur Vagabondage sowie die Verführungen der großen Stadt thun das übrige.

Arbeit ist das einzige Rettungsmittel. Allein dieses anzuwenden gibt es kein Zwangsrecht. Kein Gesetz autorisirt den Staat, den Aeltern ihre Kinder zu entreißen, um sie vor dem bösen Beispiel zu schützen. Sie wachsen daher im Anblick des Lasters auf; den Gaben geordneter Barmherzigkeit, welche ihnen unbequeme Pflichten auferlegt, ziehen sie den precären Erwerb des Zufalls in den Straßen vor, welcher

ihnen ihre ganze Freiheit läßt; und wenn sie nicht Diebe oder Verbrecher werden, so — betteln sie!

Das Betteln ist in dem Departement der Seine verboten, aber die Bettler existiren trotzdem; sie finden tausend Mittel, um, was sie ihre Industrie nennen, zu üben. Man muß sie am 15. August, dem Napoleonstage, oder am 1. Januar sehen, wo das Gesetz sie duldet, und wo sie sich auf den Boulevards mit Instrumenten aller Art in den verschiedensten Künsten und „Gebrechen" produciren; da erst kann man von ihrer Anzahl eine Vorstellung bekommen.

Die Bettler machen größtentheils gute Geschäfte und verachten die Armen. Unter ihnen gibt es eine Aristokratie von Krüppeln, die unter ihren Standesgenossen der höchsten Vorzüge genießt. Je mehr ein Bettler misgestaltet oder garstig ist, desto gesuchter wird er von den Damen seiner Kaste. Ich entnehme dem Buche eines ausgezeichneten Beobachters, Hrn. Victor Tournel, die Erzählung einer Bettlerhochzeit, welche eine Idee von ihren seltsamen Sitten geben wird. Er erzählt:

Ich verfehlte nicht, an dem Tage der Einladung, von einem Freunde begleitet, in die Kirche St.-Eustache zu gehen, die schon sehr besucht war und in welcher ich nur einige mir bekannte Gesichter antraf. Glücklicherweise wurde ich plötzlich von einem braven Mann angeredet, dem ich schon früher einigemal begegnet war und der mir jetzt als Cicerone mitten in dieser seltsamen Versammlung diente. Er war ein Decorationsmaler, der sich bei einem unglücklichen Fall von dem Gerüst im Louvre den Arm gebrochen und hierauf eine Medaille als Orgelspieler erhalten hatte. Er stellte mich nach den ersten Begrüßungen der Braut vor. Ich sah eine kleine, sehr pockennarbige Frau, die halb blind war und — im schlimmsten Fall — es ganz sein konnte. Nachdem ich ihr meinen Namen genannt und hinzugefügt hatte, welches Interesse ich für die schätzenswerthe Klasse hege, von welcher sie ein so schönes Exemplar war, lächelte sie huldreichst und machte mir eine graziöse Verbeugung. Man zeigte mir von fern den Bräutigam, der mit gekreuzten Beinen auf einem hohen Stuhl saß, in welchem er ganz verschwand. Er sah mich aufmerksam an, und da meine Blicke auf ihn gerichtet waren, stand er auf, mich zu grüßen.

Wahrlich, dieſe Bettler wiſſen ſich zu benehmen! Er war eine Art Zwerg, lahm und buckelig, in jeder Art misgeſtaltet, ein Quaſimodo, wie Victor Hugo ihn geſchildert. Nachdem ich den Bräutigam geſehen, warf ich die Vermuthung hin, daß es eine Convenienzheirath ſein müſſe. „Ganz recht", ſagte mein Führer, „Sie ſehen hier die Sprößlinge der beiden berühmteſten Bettlerdynaſtien von Paris, die von ihren Vorfahren her die einträglichſten Stellen der Hauptſtadt ererbt haben und ſich des Reſtes durch ihre Verbindung zu bemächtigen drohen."

Bei Gelegenheit dieſer diplomatiſchen Heirath, wo alle Rechte und Rivalitäten der beiden großen Häuſer ineinander verſchmolzen, hatte man das ganze Aufgebot der Bettlerariſtokratie zuſammenberufen. Dort waren Clarinette-, Harmonica- und Drehorgelſpieler, Bajazzos, Seiltänzer von hohem Rang, Pfefferkuchen-, Gerſtenzucker- und Cocoverkäufer (Getränk aus Süßholz bereitet), alle Blinden, Lahmen und Buckeligen, kurz die ganze Elite der Krüppel von Paris.

Die guten Leute waren ſehr lebhaft in ihrer Unterhaltung; ſie lachten, ſie fluchten, ſie ſchworen, — ich hörte Ausdrücke von ganz beſonderer Kraft, ſowie nicht minder abwechſelnd Worte des Entzückens und des Neides.

„Die Leute haben immer Glück gehabt!" ſagte neben mir ein Familienvater mit unverhohlenem Aerger. „Alles iſt nur für ſie!"

„O mein Gott", raunte eine brave Frau ihrer Nachbarin ins Ohr (ich erkannte ſie, ich hatte ihr Almoſen vor der Thür von St.-Sulpice gegeben) — „wenn ich doch auch eine ſo ſchöne Partie für meine Tochter fände! Es hat vor noch nicht acht Tagen einer um ſie angehalten, aber", fügte ſie mit dem Ausdruck unſaglicher Verachtung hinzu, „es war nur ein Einäugiger!"

„Wiſſen Sie die Neuigkeit", rief ein dritter, „der ohne Beine von der Brücke von Auſterlitz hat die dicke Blinde vom Concordienplatz geheirathet."

„Man ſagt, daß eine neue Stelle auf dem Platz Le Roche eingerichtet werden ſoll. Die alte Durian iſt außer ſich über die Concurrenz; wie es ſcheint, intriguirt ſie nach allen Seiten hin."

„Nun, iſt die arme Flöte vom Pont des Arts alſo doch aus dem Leim gegangen? Das erlaubte ſich, politiſche Meinungen zu haben!“

„Ganz recht! Man erſetzt ſie durch eine Harmonica.“

In dieſem Tone wurde das Geſpräch fortgeſetzt, bis man den gemeſſenen Schritt des Kirchendieners hörte. Die religiöſe Ceremonie begann mit großem Pomp unter Orgelklang, während die Tochter einer berühmten Pfefferkuchenverkäuferin „für die Armen“ ſammelte, wobei ſie in galanter Weiſe von ihrem Verlobten geführt ward, einem jungen Poſſenreißer, deſſen Grimaſſen und ſchlechten Witze ſich ſchon auf den öffentlichen Plätzen Bahn gebrochen hatten. Alle dieſe Leute waren ſehr fein und nach der letzten Mode gekleidet; hauptſächlich trug die Braut ein Coſtüm, aus dem ihre monumentale Häßlichkeit noch glänzender hervortrat. Mein Gefährte und ich hatten Kleider vom vorjährigen Schnitt, ſodaß wir unter ihnen eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielten. Als ich mich gegen meinen Cicerone über dieſen Luxus verwundert ausſprach, erwiderte er mir ſehr erſtaunt in gutmüthigem Tone:

„Aber, mein Herr, hier ſind nicht Arme, hier ſind nur Bettler.“

Nach der Meſſe beſtieg man die Fiacres, die vor der Kirche gewartet hatten, und fuhr nach dem Elyſée-Montmartre, wo ein reiches Mahl unſerer wartete. Jeder ſetzte ſich geräuſchvoll, die einen, wo ſie wollten, die andern, wo ſie konnten. Bei den erſten Gängen waren die Gäſte ziemlich anſtändig. Ich ſpreche nicht von ihrem Appetit; jeder aß nicht im beſten Stil, aber mit der größten Energie, ohne ſich und die andern durch Reden viel zu unterbrechen. Man bediente ſich nach Belieben, man nahm einander die Schüſſeln aus den Händen, tauchte die Finger in die Sauce, hob die Teller bis zum Mund und benutzte Meſſer und Gabeln ſo wenig als möglich.

Doch während des zweiten Ganges, nachdem der erſte Hunger geſtillt und der Wein die Geiſter belebt hatte, wurde das Mahl ungeregelter, und es dauerte nicht lange, ſo artete es in eine Orgie aus. Man ſchrie, man beglückwünſchte die Neuvermählten, die jeden der Gäſte mit Händedruck begrüßten; man rühmte die Großartigkeit des Feſtes, ſchlug mit den Meſ-

ſern auf den Tiſch, zerbrach Gläſer oder vergoß Saucen und erzählte laut ſkandalöſe Geſchichten, über welche dieſe Damen nicht einmal zu erröthen verſuchten. Ein Bajazzo carikirte Lafferrière und Théreſa unter dem ſtürmiſchen Beifallklatſchen der Blinden und Buckeligen, welche das „charmant" fanden.

Endlich verlangte man nach dem Orcheſter und der Ball begann. Das junge Paar eröffnete den Reigen mit einem Charaktertanz; man hätte ſie für zwei Hampelmänner halten können. Bald war der Wirrwarr ſo groß, das Chaos von Buckeln, ſchiefen Beinen und Armen in der Binde, die Verſchlingung von verkrüppelten Körpern, die convulſiviſch ineinander griffen, ſo undurchdringlich, daß ich mit meinem Begleiter die Flucht ergriff, entſetzt über dieſen Todtentanz, der mich verfolgte wie ein ſchreckliches Traumbild, in welchem alle Fratzen und Teufel phantaſtiſch durcheinander wirbelten. Wann das Feſt endete, weiß ich nicht; aber am nächſten Nachmittag fand ich die beiden Gatten bereits auf Poſten. Sie ſaßen zuſammengehockt, in elenden Lumpen auf ihren Schemeln und verzehrten die ihnen von ihrer Mutter eben gebrachte Suppe. Welch ein Fall aus den Himmeln des geſtrigen Feſtes und dennoch — welch eine Philoſophie! . . .

Dem Range nach am nächſten ſtehen den Bettlern die Lumpenſammler von Paris. Wenn man ſpät des Abends oder in der Frühe durch die Straßen geht, ſo ſieht man hier und da ein Licht blinken, das von einer Seite zur andern gleich einem Irrlicht geht. Tritt man näher, ſo erblickt man einen ſchlechtgekleideten Mann oder eine Frau, die, in der einen Hand eine Laterne, in der andern einen Hakenſtock, „Nummer Sieben" genannt (da er ungefähr dieſe Form hat: 7), aus dem Straßenkehricht alle Arten unförmlicher Gegenſtände aufpicken, um ſie über die Schulter in ihre Kiepe (sauvette) zu werfen. Seht da: Diogenes auf dem Straßenpflaſter von Paris! Wenn ſie nicht einen Menſchen ſuchen, wie der Cyniker von Athen, ſo ſuchen und finden ſie in den Ueberbleibſeln alles, was, nachdem es in dem pariſer Leben geglänzt oder eine Rolle geſpielt

hat, als unnütz auf die Straße geworfen wird. Eines Tags, als wir zu Mittag eine Gans hatten, die, da sie noch auf dem Markt paradirt, mehr versprochen hatte als sie jetzt, ihrem Geruch nach, zu halten im Stande war, ließen wir sie, in ein Papier gewickelt auf die Straße werfen für den Fall, daß ein Lumpensammler vorüberkäme. Nicht lange, so kam wirklich einer von dieser Zunft des Weges. Wir sahen vom Fenster aus, wie er das Papier aufwickelte und, die noch dampfende Gans entdeckend, vergnügt ausrief: „Welch ein Glück, da ich heute Besuch erwarte. Das wird ein Souper sein!"

Ein jüngerer findet einen verwelkten Blumenstrauß und nimmt ihn mit, indem er sich freudig erinnert: „Ei, das ist für Tifine's Geburtstag."

Und ein dritter durchsucht um die Neujahrszeit, wo es in Paris bekanntlich noch mehr als in Deutschland Sitte ist, sich Visitenkarten zuzuschicken, einen Haufen Kehricht mit den Worten: „Ich muß doch sehen, ob man nicht auch für mich hier Karten niedergelegt hat!"

Im übrigen läßt sich gegen die Lumpensammler nichts sagen. Sie bilden eine durchaus organisirte Corporation, wohnen im Quartier Mouffetard hinter dem Panthéon, und sind alles in allem ebenso ehrbare als lustige Leute, wiewol im Zweifel freilich immer mehr lustig als ehrbar. Sie halten das Band der Ehe für so heilig, daß sogar der Trunk, dem sie gemeinsam huldigen, es nicht zu lösen, sondern nur noch enger zu befestigen scheint.

Wie oft, in meiner Jugend goldenen Tagen, als ich noch im lateinischen Quartier wohnte, welches demjenigen der Lumpensammler benachbart ist, sah ich zärtliche Chiffonniers-Ehepaare die Straße herausstaumeln, Arm in Arm, und mit Gesang, die sauvette voll, ihrem Logis entgegensteuern, wie Leute, die ihr Brot für den Tag ehrlich verdient und — da das Brot trocken ist — es, wie man zu sagen pflegt, auch ehrlich „begossen" haben.

Das Quartier der Lumpensammler, nach seiner Hauptstraße „Quartier Mouffetard" genannt, liegt auf dem linken Seineufer, zwischen den Boulevards Saint-Michel und de l'Hôpital, im Arrondissement des Panthéon. Es ist eine dunkle,

räucherige Nachbarſchaft, in der man nicht die Wohlgerüche des Morgenlandes erwarten darf: die Zwiebeln und Lumpen haben dieſe Eigenthümlichkeit nicht an ſich. Doch iſt es auch wiederum eine intereſſante Gegend, in der ſich die Phantaſie der Romanſchreiber, die zuweilen in dieſen Tagen der „Aeſthetik des Häßlichen" huldigen, vielleicht berauſchen würde; ganz abgeſehen vom Alterthumsforſcher der hier ganz gewiß ſeine Rechnung fände. Die Häuſer ſtammen faſt durchweg aus dem 16. Jahrhundert und ſind außerordentlich pittoresk: die Wände mit ſeltſamen Sculpturen verziert, die Fenſter mit Lumpen ausgeſtopft, die Thüren halb verfault und alles zuſammen von Schmuz und Feuchtigkeit dampfend.

Das berühmteſte Cabaret dieſer Gegend (denn hier hören die Kaffeehäuſer auf — quo me, Bacche, rapis?) iſt das Cabaret des Chiffonniers in der Rue Neuve St.-Médard, die „Neue Straße" geheißen, obwol ſie ſo alt iſt wie Methuſalem und mit Beſtimmtheit ſich gar nicht ausrechnen läßt, wann ſie einmal jung geweſen. Dies Cabaret ſteht gleichſam im ungetheilten Eigenthum der „chiffonniers" oder „biſins", ſo genannt nach dem „doppelten Zweck" ihres Hakens, nämlich: als Handwerkszeug und Waffe — bei Prügeleien! Hier kann man ſie um lange Tiſche ſitzen und ungeheuere Quantitäten von Salat verzehren ſehen, welchen ſie ſtatt des Eſſigs und Oels mit „gelbem Spiritus" — „corrigiren", einer Art von Abſynth, noch einmal ſo giftig und unheilbringend als der Geiſt, der in den andern Gegenden von Paris ſein Weſen treibt. Alle die Cabarets in dieſen und den angrenzenden Quartieren heißen demnach in der populären Sprache nicht anders als die „Läden der Gelbhändler" (boutiques de jaunier) nach jenem gelben Gift, welches daſelbſt verkauft wird, wie die Schilder beſagen: „Friſch und feurig, für einen Sou das Glas." Hierher wagt ſich niemand, der nicht zur Zunft gehört; und da nicht anzunehmen, daß der Fremde eine Ausnahme von dieſer Regel machen wird, ſo legen wir ihm hier eine Frucht unſerer Ausflüge in jenen Regionen in Geſtalt eines Speiſezettels aus dem Quartier Mouffetard vor:

Flétry, Traiteur.

Rue des Amandiers-Sainte-Geneviève, 8.

	Frs. Cts.		Frs. Cts.
Bier, die Flaſche . . .	0, 10	Bohnen, die Portion .	0, 05
Id. Id. . . .	0, 15	Ragout	0, 10
Kaffee, die Taſſe „mit dem Gläschen" . .	0, 10	Rindfleiſch mit Speck .	0, 10
Bouillon	0, 05	Würſtchen	0, 05
Id.	0, 10	Id.	0, 10
Kohl, die Portion . .	0, 05	Deſſert.	
		Pflaumencompot . . .	0, 05

Zwiſchen dem Lumpenſammler und dem Bettler gibt es in Paris noch eine ganze Reihe kleiner „Métiers", deren Charakter etwas unbeſtimmt zwiſchen beiden ſchwankt, bald mehr dem einen, bald mehr dem andern verwandt. Dem Bettler am nächſten ſteht der ſogenante „Schutzengel" (l'ange gardien), der ſich überall in der Nähe der großen Wein- und Liqueurſchenken von Paris aufhält und deſſen Profeſſion darin beſteht, für ein Douceur die Betrunkenen nach Hauſe zu führen. Eine Seitenlinie der Lumpenſammlerfamilie iſt der Cigarrenſtummelſammler; es iſt kein übles Geſchäft in dieſer Stadt, wo täglich mindeſtens dreihunderttauſend Cigarren geraucht werden und aus den Reſten ſich ein Rauchtabak fabricirt, deſſen „mélée" ſicherlich nichts zu wünſchen übrigläßt. Ferner der Brotrindenſammler, welcher die weggeworfenen Kruſten und Krumen aufſucht, und zwar nicht für eigene Verwendung, ſondern bereits für ein zweites Métier, nämlich für die Kaninchenzüchter. Das Kaninchen, welches aus dieſen Brocken und Abfällen von der großen pariſer Tafel gefüttert wird, iſt wiederum ein ſehr beliebtes Gericht der Pariſer: man findet es auf einigen Speiſekarten der Boulevards und ganz allgemein in den Schenken der Barrièren, wo es jedoch nicht ſelten durch — Katzen erſetzt wird, von ſchlimmern Subſtituten gar nicht zu reden.

Wie vorhin bemerkt, ſtößt das Quartier des Lateiniſchen Landes dicht an das der Lumpenſammler: hier in der That iſt die Grenze, wo die pariſer „Zigeuner" von beiden Seiten

ſich unaufhörlich begegnen. Es iſt eine melancholiſche Nothwendigkeit, von den literariſchen Zigeunern zu ſprechen, welche gleichſam das attiſche Salz in dieſer unberechenbar gärenden Maſſe des Elends von Paris darſtellen. Doch haben dieſe Opfer der poetiſchen Manie oder praktiſchen Untauglichkeit für jede Art von Arbeit zum Glück aufgehört, die franzöſiſche Poeſie zu repräſentiren. Nicht länger inſpiriren ſie ſich an dem alten Dichter Villon, um ſich gleich Gérard de Nerval an einem Fenſterpfoſten in irgendeiner entlegenen Straße mit dem Band einer Küchenſchürze zu erhängen, oder im Hospital zu ſterben, wie Hegeſippe Moreau. Der vorübergehende Glanz der Miſère, wenn man ſo ſagen darf, welche Henri Murger gleich einen Märtyrerſchein um ſie verbreitet, iſt vorübergegangen, das Intereſſe für ſie hat aufgehört, und von Gegenſtänden der Sympathie für die Salons ſind ſie wieder in das traurige Niveau der Kneipen zurückgeſunken. Aber darum iſt die literariſche Bohème ſelbſt nicht verſchwunden, und heute noch, wie es ſie immer gegeben und auch immer noch geben wird, gibt es in Paris eine Menge von Schriftſtellern, deren Exiſtenz ein Räthſel iſt und die den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht in kleinen Kneipen des Quartier Breda oder der Barrière Pigale zubringen. Von allen Arten des Elends iſt das literariſche das größte, vielleicht mehr noch für den Beobachter als für denjenigen, der es erduldet; wenigſtens iſt es ſo in Paris, wo das „Zigeunerthum" etwas Faſcinirendes beſitzt, was ſehr bald das Gefühl der Schmach austilgt und der „Abs" (Abſynth) „à 1 sou par verre" den Reſt thut, dieſes Getränk, welches, wie kein zweites, auch den innern Menſchen vergiftet. Die literariſchen Zigeuner, heimatloſe Wanderer in dieſer großen Bohème von Paris gleich den andern, unterſcheiden ſich nur dadurch von ihnen, daß ſie eine Vergangenheit gehabt haben, zuweilen eine glänzende, von den erſten Strahlen des Ruhms beleuchtet, und daß ſie von einer Zukunft träumen, die ſie — niemals erreichen werden! Fragt man nach ihrer Beſchäftigung, ſo erhält man zur Antwort, daß der eine einen großen Roman ſchreibt, der andere einen Band Gedichte herausgeben wird, daß der dritte ein bedeutender Maler war ... vor dem Abſynth. Nichts iſt trauriger als dieſe

Männer, die so reich begabt, so witzig und in manchen Fällen auch so gelehrt sind, ihre Anwartschaft auf den Ruhm, ja nur auf die Achtung des Menschen im Trunk und Laster begraben und sie selbst noch eine Weile am Rande dieses Grabes taumeln zu sehen, die Schatten dessen, was sie gewesen. Nur einige Frauenzimmer pflegen ihnen treu zu bleiben. Ich kenne Bohèmiens, die kaum dreimal wöchentlich Mittag essen, und zwar, wenn sie einen Freund treffen, der sie einladet, oder eine ehemalige Geliebte, die mit ihnen alte Erinnerungen feiert. Indem sie nur vom Borgen leben, aus der Hand in den Mund, von Credit, niemals ihre Schulden bezahlen, und immer unterwegs sind, um einen Laertes zu suchen, der die Lehren des Polonius vergessen hat: verlieren sie zuletzt ganz das moralische Gefühl, sodaß man sie, ohne Uebertreibung, den Abenteurern und Betrügern gleichstellen kann.

Kürzlich arretirte die Polizei unter einer Menge von Taugenichtsen, die man in den Steinbrüchen fand, einen, der, etwas geistreicher als die andern, ein Literat zu sein erklärte. Als man ihn nach seiner Wohnung fragte oder wohin er geführt zu werden wünsche, antwortete er, wie Regulus: „Führt mich nach den Steinbrüchen zurück!"

Man wird sich nun überzeugt haben, daß die „Bohème de Paris" ein wirkliches, kein eingebildetes Land sei, nur in den Romanen zu finden und eigens für die Romanschriftsteller gemacht; ein Land vielmehr, welches geographisch begrenzt wie eine Provinz mitten in der großen Welt von Paris liegt und von einem Wanderstamme bewohnt, der unaufhörlich auf- und niedersteigt, der sich aus allen andern Theilen von Paris rekrutirt und in allen andern Theilen die Tradition seiner Angehörigen trägt. Wo wären die Spuren der Bohème nicht zu entdecken in Paris? Herr Rochefort hat uns neulich in seinem Buche „La grande Bohème" gesagt, daß ihre Fußpfade, zuweilen nur von sehr feinen Füßen getreten, in der That überall hinlaufen. Aber ihr Centralherd, ihre Wiege, ihre Heimat ist hier, in der Gegend, die wir beschrieben. Hier sind ihre wahren Versammlungsstätten, ihre Speisehäuser für acht Sous und ihre Trinkhäuser für sechs Sous. Hier werden ihnen Hekatomben von Ochsen, Kälbern und Schafen täglich geschlachtet

und gewaltige Speiseopfer gebracht in der Gestalt von Bohnen und Kartoffeln. Hier werden Fässer des „blauen" Weins und noch mehr jenes „gelben Geistes" von ihnen geleert, dem wir schon früher ein Wort der Anerkennung gezollt. Hier singen, trinken und tanzen sie; hier reden sie in ihrer eigenen Sprache, und hier sitzen zusammen die Malandrins, Francs-mitoux, Truands, Mercelots — sie alle Bürger dieser Bohème, welche für sie die verschiedensten Lose bereit hat. Welch ein Banket, das hier gefeiert wird von Tag zu Tag! Großer Durchgangspunkt des pariser Elends, aber mit einem solchen Reiz und trügerischen Schimmer des Abenteuerlichen bekleidet, des Ungewissen, des Unverhofften — dieser Irrlichter, welchen die Verirrten so gern folgen! Hazardspiel, in welchem jeder täglich um sich selbst würfelt; Rendezvous, welches der Leichtsinn dem Laster bewilligt, halb noch unentschlossen den Weg prüfend, in dessen Perspective das Gold und der Genuß winken, und vielleicht nur durch einen Zufall auf den andern gestoßen, der zum Schaffot führt; phantastisches Leben, welches, obwol es so dicht an das harte Tagewerk grenzt auf der einen, an das Verbrechen auf der andern Seite, doch so lärmend froh, so sorgenlos, so reich an Beispielen ist des Edelmuths, der Herzensgüte, der Hochsinnigkeit . . . „Chaos, das sich selbst nicht erkennen, Brausen und Branden, das sich selbst nicht verfolgen, aufsteigenden Dunst, der sich selbst nicht unterscheiden kann", — Welt, mit einem Worte, wo die Tugend, verzweiflungsvoll nach einem Ausweg ringend, Elnbogen an Elnbogen steht mit der Sünde, welche nur darnach zu ringen scheint, sobald als möglich in eigener Equipage durch das Bois de Boulogne zu kutschiren; Welt, in welcher die Schönheit und die fratzenhafte Häßlichkeit, der Glanz und die Lumpen, die Leidenschaft und die käufliche Gemeinheit in schwankenden Umrissen einander fortwährend berühren, und in deren rauschenden Versammlungen — sei es der Ball oder sei es das Cabaret — wir mit Bestimmtheit darauf rechnen können, diese drei Figuren wiederzufinden: unsern Freund vom Anfang dieses Kapitels, den Pfeifenanraucher, den Kutschenschlagöffner, den Gamin; seine Schwester, die Gamine, und — die Polizei!

Was den Gamin betrifft, so erinnern wir uns seiner Jugend. Wir haben gesehen, wie er sich damals, vor den Barrièren Fortillard oder Garoche in dem Schmuze einer Gosse wälzte.

Herangewachsen angesichts ehrloser Aeltern, die unfähig waren, ihn zu überwachen, ist er immer tiefer auf der Bahn der Schande gesunken und vollständig zum Voyou geworden. Eines Tags bei einem Diebstahl ertappt, wurde er in La Roquette, dem Gefängniß der jungen Verbrecher, eingesperrt. Dieses Gefängniß der jungen Verbrecher*) ist nicht zu verwechseln mit dem eigentlichen Gefängniß La Roquette, welchem es allerdings in derselben Straße schräg gegenüberliegt. In das erstgenannte Gefängniß, zugleich Straf- und Correctionshaus, zu kommen, war noch der glücklichste Fall für den Gamin. Hier wird der Versuch gemacht, ihn an Arbeit, Reinlichkeit und ein geregeltes Leben zu gewöhnen. In strengster Isolirhaft sieht er hier nur seinen Wärter und Sonntags den Prediger; er muß früh um sechs Uhr aufstehen, erhält um neun Uhr seine Suppe, um drei Uhr seinen Mittag, muß eine Stunde in freier Luft zubringen, wird die übrigen Stunden in seiner Zelle beschäftigt und geht um acht Uhr zu Bett. Hat er mehr als sechs Monate abzusitzen oder ist seine Correctionszeit länger, so wird er nach einer von den landwirthschaftlichen Colonien geschickt, deren wohlthätigen Zweck wir erwähnt haben.

Doch nein, er ist entwischt, um wieder in das Paris einzutreten, das ebenso gut das Paradies der Diebe wie das der klugen und reichen Leute ist. Hier traf er alle schlechten Subjecte wieder, die ihn in das Correctionshaus gebracht haben, und begann mit ihnen von neuem den Diebstahl und das ausschweifende Leben. Von der Polizei bewacht, wußte er sich ihr zu entziehen, indem er aus einem Stadttheil in den andern ging, sich während des Tags mit den herumkneipenden Handwerkern hielt oder sich in der Menge verlor, während er

*) Der Herausgeber hat hier und weiterhin abermals Veranlassung, dem Herrn Staatsanwalt a. D. Paul Wentzel in Paris für einige dem Text incorporirte Notizen über das pariser Gefängnißwesen zu danken.

die Nacht an entlegenen Orten oder in irgendeinem verdächtigen Hause zubrachte.

Der Krieg zwischen dem jungen Verbrecher und der Polizei hat sich nun erklärt: es ist ein Krieg auf Fangen und Entwischen zuerst, und wird ein Krieg werden auf Leben und Tod zuletzt.

Die pariser Polizei, diese große Macht, welche jener andern nicht minder großen Macht in Paris, dem Verbrechen, immer gewappnet gegenübersteht, ist so oft der Gegenstand haarsträubender Schilderungen gewesen, daß das Wort wirkt wie ein Schuß auf dem Theater. Allein nach Abzug dessen, was fabelhaft, abenteuerlich und romantisch ist, bleibt genug, um uns in Erstaunen zu setzen. Nicht den Schutzmann, Sergent de ville oder Agent, wie er neuerdings genannt wird, welcher für die Fremden von so großem Nutzen ist, welchen wir alle so wohl kennen und dem kein ehrlicher Mann das Zeugniß der Höflichkeit und Wohlanständigkeit versagen wird; nicht ihn meinen wir, der uns eine so willkommene Erscheinung ist, wenn er auf unsern Irrfahrten durch Paris, unsern stationirt vor dem Ausgang irgendeiner unsichern oder unbekannten Straße auftaucht in seinem schwarzen Rock à la française und dreieckigen Schauselhut (tricorne, nach welchem die Diebe ihm den Spottnamen „Hornvieh" gegeben haben): außer dieser sichtbaren gibt es noch eine unsichtbare, nämlich die geheime Polizei, welche die Obrigkeit zu ihrem Beistande unter den Wirthen der kleinen Weinschenken, der „guingettes", unter den Zimmervermietherinnen, den Contremarkenkäufern, den Hausirern und sogar — zuletzt, aber nicht am wenigsten — unter den Dieben selbst rekrutirt. Die Mitglieder der geheimen Polizei, welche ehemals Verbrecher gewesen und in der Gaunersprache Moutons heißen, sind es vornehmlich, welche das Spionirsystem der pariser Polizei zu einer Feinheit und man möchte sagen kunstmäßigen Vollendung ausgearbeitet haben, die niemals und nirgends übertroffen worden. Trauriges System, furchtbare Seite des gesetzlichen Organismus; aber vielleicht nothwendig in einer Stadt, wie diese, und gegenüber der compacten, unentwirrbaren Masse des Verbrechens in Paris.

Die Polizeimacht von Paris zerfällt in zwei große Corps, die administrative (Sergents de ville) und die gerichtliche, mit zusammen ungefähr 9000 Mannschaften. An der Spitze derselben steht der Polizeipräfect (gegenwärtig Herr Piétri, Nachfolger des zum Senator ernannten Herrn Boitelle), welcher von dem Ministerium des Innern ressortirt. Früher, in der Zeit des ersten Kaiserreichs, gab es einen eigenen Polizeiminister Wer kennt nicht den mit einer blutigen Glorie umgebenen Namen Fouché's? Als gute Polizeiseele diente er zuerst der Revolution, dann dem Kaiser, der ihn zum Herzog von Otranto machte, dann den Verbündeten, dann noch einmal während der Hundert Tage dem Kaiser und zuletzt Ludwig XVIII., welcher ihn zur Belohnung seiner mannichfaltigen Verdienste als Gesandten — nach Dresden schickte. Endlich fiel er doch in Ungnade und starb 1820 in jenem Lande der Exilirten, in Oesterreich, zu Triest.

Aus der Hand Fouché's erhielt die geheime Polizei („la haute" oder „la secrète police") ihre erste Form. Die Spionage ward damals in einem kaum glaublichen Umfang getrieben, und zwar meist in den höchsten Cirkeln der Gesellschaft, da Fouché die geheime Polizei namentlich zu politischen Zwecken brauchte. Die Salons waren damals gefüllt mit bezahlten Werkzeugen der „haute police" und noble Damen standen im Solde von Fouché. Ein Baron, Träger eines der stolzesten Namen von Frankreich, war mehr als verdächtig, ein Spion zu sein, und die Gäste einer gewissen Gräfin weigerten sich, ihren Soiréen länger beizuwohnen, wenn dieser Baron zu denselben Zutritt habe. Eines Abends, als er angemeldet wird, tritt die Gräfin ihm entgegen und wünscht ihn allein zu sprechen. „Ist es nicht unverantwortlich von Ihnen, mein Herr, diesen Salon zu betreten, behaftet mit dem Makel, ein Spion zu sein?" — „Ah, meine schöne Gräfin", erwidert der Baron, „es ist wahr, daß ich von der Polizei bezahlt werde; aber es ist ebenso wahr, daß an dem Tage, wo ich mein letztes Honorar empfing, auch Ihnen, Frau Gräfin, das Ihre behändigt worden ist! . . ."

Es ist bemerkenswerth, daß Napoleon, um vor seinem eigenen Polizeiminister sicher zu sein, eine Privat- oder sogenannte

„Gegenpolizei“ hielt, welche Fouché bewachte und den Kaiſer über alles unterrichtete, was jener that oder beabſichtigte.

Der Reſtauration jedoch war es vorbehalten, das größte Genie der geheimen Polizei erſtehen zu ſehen in Vidocq, deſſen Name nicht nur in den Polizeiannalen, ſondern auch in den Romanen Balzac's und den Erinnerungen Léon Gozlan's an beide: „Balzac et Vidocq“, fortleben wird. Balzac liebte die ſchauerlichen „Geſchichten“; und wer hätte ſie ihm beſſer erzählen können als Vidocq? Eines Tags hatten ſie ein Diner zuſammen mit Appert, Großalmoſenier der Königin Amélie, den ſein Beruf fortwährend in Verbindung mit den Gefängniſſen brachte, und Sanſon, dem damals noch lebenden Scharfrichter von Paris (dieſe Geſchichte findet ſich von einem Theilnehmer des Diners erzählt im „Cornhill-Magazine“, XI, 757). Es war ungefähr gegen Ende der dreißiger Jahre, 1836 oder 1837. Verſchiedene Herren, in der literariſchen Welt bekannt, waren anweſend. An keinem andern Platz, als Paris, hätte ſolch ein service de table ſein können. Die Geſellſchaft war um ſo merkwürdiger, als es das erſte mal war, daß Sanſon den Mann ſah, welcher ihm ſoviel Futter für die Guillotine geliefert hatte; während andererſeits ſie Vidocq Gelegenheit gab, viele Fragen zu ſtellen über das Benehmen berühmter Verbrecher in den letzten Augenblicken vor ihrem Tode ... Viele von den Geſchichten, welche Vidocq erzählte, finden ſich in den von ihm ſpäter herausgegebenen „Mémoires“; aber kein gedruckter Bericht könnte von der Fröhlichkeit einen Begriff geben, von dem Enthuſiasmus, ich möchte ſagen der Beredſamkeit, mit welcher er ſich über einige ſeiner beſondern Erfolge ausſprach. „Erinnern Sie ſich an den großen Einbruch zu Batignolles?“ ſagte er. „Es handelte ſich um ein Complot zu Raub und Mord in grandioſem Maßſtab. Es war bald, nachdem ich in den öffentlichen Dienſt getreten war, lange bevor es bekannt geworden, daß ich mit der Obrigkeit etwas zu thun habe. Ich ward in alle Vorbereitungen eingeweiht, welche getroffen waren, um in das Haus zu brechen, das geſtohlene Gut zu bergen und jede Perſon, die Widerſtand verſuchen ſollte, über Seite zu ſchaffen. Es war beſchloſſen, koſte es was es wolle, daß die Arbeit gethan würde. Die

Beute war beträchtlich, und ich ward zum Anführer der Expedition gewählt. Wir waren alle gut bewaffnet; die Arrangements waren von mir selbst gemacht worden, und sie waren perfect. Aber ich hatte mit der Polizei verabredet, daß ein Trupp von ihr in einem benachbarten Hause aufgestellt werde, welcher herausstürzen und uns alle ergreifen solle, in dem Augenblicke, wo ich aus einem vorher bezeichneten Fenster eine Pistole abfeuern würde. Der Einbruch wurde gemacht und ich war ebenso eifrig als alle übrigen, zu rauben und zu plündern. Ich machte mir Bahn zu dem Zimmer, aus welchen, wie verabredet worden, der Schuß fallen sollte. Die Polizei stürmte bei dem Signal die Thür, und die ganze Bande ward gefangen genommen, ich einbegriffen. Nicht einer von ihnen hatte die leiseste Idee, daß ich sie verrathen habe; aber ein Mord war verübt worden, bevor es zu der Verhaftung gekommen, und zwei von den Räubern waren zur Hinrichtung verurtheilt worden. Ich sah sie auf ihrem Wege zum Grêveplatz, als der Karren sie zum Schaffot fuhr. Sie erkannten mich in der Menge. Ich glaube, ich sah auf ihren Gesichtern die Kenntniß, daß ich es ihnen besorgt habe. Mein Zeugniß war zu ihrer Ueberführung nicht nothwendig gewesen. Sagen Sie mir, Herr Sanson, erinnern Sie sie sich des Umstandes? Wie starben sie?" Sanson erwiderte: „Sie starben, indem sie ihrem Verräther fluchten. . . ."

Nachdem er alle Tiefen des Verbrechens durchmessen und alle Gefängnisse von Paris als Insasse kennen gelernt, schwang sich Vidocq, zuerst im Sold der geheimen Polizei, als „Mouton", endlich zu ihrem höchsten Posten empor: er ward ihr Chef. Seine Frau war eine ehemalige Verbrecherin, und er hatte das Liebesverhältniß mit ihr im Gefängniß, von Zelle zu Zelle und unter unsaglichen Schwierigkeiten angeknüpft. Sie kannten sich übrigens schon; sie waren beide Berühmtheiten der Verbrecherwelt, und sie hatten manche kühne That des Betrugs und der Gewalt zusammen ausgeführt, bevor sie sich hier wiederfanden. Die „Achtung" ging der Liebe voraus und die

Berechnung folgte. Sie ſagten ſich, daß es vielleicht weiſer, beſſer und — vortheilhafter ſei, die Gehülfen und Werkzeuge des Geſetzes zu ſein, als ſeine Feinde und Opfer. Darauf hin, als ſie beide frei gekommen, heiratheten ſie ſich, und ſie ſollten ſich in ihrer Vorausſicht nicht getäuſcht haben. Niemals waren Organiſation und Thaten der geheimen Polizei von Paris feiner, überraſchender, künſtleriſcher könnte man ſagen, als in den Jahren, wo an der Spitze derſelben dieſes würdige Ehepaar ſtand, deſſen Herzen verbunden wurden durch die Leidenſchaft der Spionage, welches die Diebe verfolgte und den Mördern nachſtellte im Intereſſe ſeiner Liebe.

Der Nachfolger Vidocq's als Chef der Sicherheitsbrigade war Canler, ein Mann, nicht weniger geſchickt als der andere, wiewol der beſſere von beiden. Wenn die Noth Vidocq zum Spion gemacht, ſo war Canler dazu geboren: er war es aus Inſtinct. Eines Tags, als er durch die Rue St.-Sebaſtien ging, bemerkte er einen Haufen Menſchen vor einem Hauſe derſelben. Ein Miether hatte einen Dieb in ſeinem Zimmer entdeckt, welcher ihn mit einem furchtbaren Meſſer bedrohte, worauf der Miether entfloh und die Thür hinter ſich doppelt abſchloß. Der Räuber war gefangen. Aber was mit ihm beginnen? Canler war damals fünfundzwanzig Jahre alt, abgedankter Soldat, ohne Gewerbe, ohne Sou in der Taſche und verheirathet mit der Tochter eines Eierhändlers. Dieſer Moment entſchied über ſeine Zukunft: „der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme". Er trat in das Haus, ging die Treppe hinauf, legte ſein Ohr an die Thür, um zu lauſchen. Er hörte nichts. Er öffnete die Thür: der Käfig war leer, der Vogel offenbar entflohen. Aber wohin, da das Fenſter bewacht und die Thür verſchloſſen geweſen? Da gab es ihm der Moment ein, an den Kamin zu denken: er ließ Feuer anlegen und ſiehe da! der aufſteigende Rauch trieb den Verbrecher, der ſich wirklich darin verborgen gehalten, herab. Sieben Jahre Zwangsarbeit für den Einbrecher und eine glänzende Laufbahn für Canler waren das Reſultat dieſes Augenblicks. Canler bekleidete ſein einflußreiches Amt zweiundzwanzig Jahre lang, und er benutzte die Ruhe nach der Niederlegung deſſelben, um der Welt ſeine „Mémoires" zu geben (Paris 1862), in denen

er die werthvollsten und unschätzbarsten Einblicke in das Verbrecherleben der großen Stadt gewährt.

Nach den Enthüllungen, die er macht, auf so lange und intime Kenntniß gestützt, zerfallen die Diebe von Paris in zwölf Kategorien. Die erste derselben, ihre Aristokratie, „la haute pègre" genannt, zählt nur sehr wenige Mitglieder, — natürlich, es ist die Pairskammer des Verbrechens, und Canler sagt, daß er nie mehr als etwa zwanzig gekannt habe, die dazu gehörten. Sie stehlen nur zwei- oder dreimal des Jahres, aber dann gewaltig! Die Juwelierläden und die Geldschränke der Bankhäuser sind das vorzugsweise Feld ihrer Thätigkeit. Ein „Korinther" (das ist ein anderer Name für den hohen Adel in der Verbrecherwelt) ist ein eleganter junger Mann, hat niemals einen Complicen und weiß in der Regel auch Mittel und Wege, um sich den Händen der Gerechtigkeit lange zu entziehen. Eins der hervorragendsten Mitglieder dieses Standes, unter dem Namen „Schwarzfuß" (Piednoir) bekannt, war zweimal hintereinander zu zwanzig Jahren harter Arbeit verurtheilt, ohne daß er auch nur einen Tag davon wirklich abgesessen hätte. Die folgenden zehn Klassen bilden ebenso viele Abstufungen in Rang und Umfang des Verbrechens, von den sogenannten „Scionneurs" oder „Escarpes", dem Urbild des englischen Garotters, bis zu dem entferntern Anhang der Diebesbanden und den Hehlerwirthschaften, welche — wir bedauern es zu sagen — meistens von Juden betrieben werden. Doch wollen wir auch nicht vergessen, hinzuzufügen, was der ehemalige Chef der Sicherheitspolizei zu ihrer Ehre sagt, daß sie niemals ihre Spießgesellen verrathen oder die Denuncianten machen. Die zwölfte Klasse, welche den Pöbel des Verbrechens, „la basse pègre", umfaßt, ist unberechenbar, sowol in ihrer Zahl als in ihren Tendenzen. Sie hat keine Specialität; sie ist zu allem fähig und thut alles. Doch kehren innerhalb dieser im ganzen unbestimmbaren Masse gewisse Typen mit Regelmäßigkeit wieder: der Ueberzieherdieb, der seinen schlechten Rock in einer Restauration, einem Café, einem Billardzimmer gegen den besten vertauscht, der nur irgend an dem Kleiderhaken hängt. Auch der Schusterwachsdieb ist eine stehende Figur in dieser Kategorie, — wir sollten sagen: eine sitzende;

denn ſein Geſchäft beſteht darin, ſich in irgendeinem Reſtaurant ein Diner geben zu laſſen und zwiſchen dem Deſſert und der Rechnung einen ſilbernen Löffel mit Wachs unter dem Tiſch feſtzukleben (grinchir à la cire). Après lui le déluge — er geht, ein Verbündeter kommt, ſetzt ſich auf ſeinen Platz und löſt den Artikel ab, den ſein Vorgänger auf ſo geiſtreiche Weiſe dem Inventar des Hauſes „entfremdet" hat. Uebrigens gibt es noch eine ganze Anzahl ähnlich vollführter Diebſtähle: à la limonade, à la desserte, au voisin u. ſ. w.

Um den Leſer nun auch keinen Augenblick über die Zahl der Verbrecher in Ungewißheit zu laſſen, nachdem wir ihn mit der Klaſſifikation derſelben vertraut gemacht, wollen wir folgende nicht ſehr beruhigende Daten aus der Statiſtik hinzuſetzen; nämlich:

Sechstauſend Mann ſind immer bereit, dem geneigten Leſer ſeine Börſe zu nehmen, ſei es aus ſeinem Schranke oder von ſeinem Tiſche, in der Theaterloge und dem Kaffeehauſe.

Dreitauſend würden ſich zu dieſem Zwecke nicht beſinnen, in ſeine Taſche zu greifen — ohne daß er es merkt.

Zweitauſend würden ſich kein Gewiſſen daraus machen, wenn es nicht anders geſchehen kann, ſeine Thür zu erbrechen.

Tauſend bis zwölfhundert würden ſich ſogar nicht geniren, den Leſer, wenn ſie es einmal auf ihn abgeſehen, in ſeiner nächtlichen Ruhe zu ſtören, indem ſie entweder durch das Fenſter einſteigen oder ſonſt einen ungewöhnlichen Weg des Eintritts ſuchen.

Dagegen wären nun ſechshundert bereit, ihn — zu ermorden, wenn er es ſich etwa beikommen läßt, Widerſtand zu leiſten, oder Miene machte, durch Schreien ſich zu retten und ſie zu verrathen.

Das ſind die beiden Mächte, die ſich in Paris immer bald in einem offenen, bald in einem geheimen Kriege gegeneinander befinden: 10000 Verbrecher und etwa 9500 Polizeimannſchaften. Man ſieht, die Zahlen ſind ungefähr gleich; und das Deficit wird auf der einen und der andern Seite, ſowol zum Angriff als zur Abwehr, durch das feinſte Raffinement der Liſt und Schlauheit erſetzt. Wenn nur halb ſo viel Scharfſinn im Dienſte der Tugend aufgewendet würde, als hier im

Dienſt und Intereſſe des Laſters: wie viel beſſer müßte es dann um die Welt ſtehen!

Das große Wort Talleyrand's von dem Nutzen der Sprache, um die Gedanken zu verbergen, ſcheint von keiner Klaſſe der Menſchen mehr gewürdigt und begriffen worden zu ſein, als von den Spitzbuben. Zu ihrem Unglück hat nur die Sprachforſchung in neuerer Zeit ſolche Fortſchritte gemacht, daß das Lexikon der „Langue verte" oder Gaunerſprache längſt nicht mehr ihr Eigenthum iſt, ſondern ebenſo gut von der Polizei und jedem verſtanden wird, der Vergnügen daran findet. Hat es doch ſogar einen ebenſo gründlichen als geiſtreichen Herausgeber gefunden in Alfred Delvau, deſſen „Dictionnaire de la langue verte, argots parisiens comparés" (2. Aufl., Paris 1867) wir in der That die ſchätzbarſten Beiträge verdanken für das Studium des Gegenſtandes, welcher uns beſchäftigt. Hier eine kleine Blumenleſe daraus:

faire suer le chène,	einen Menſchen tödten,
la Sorbonne ou la coloquinte,	der Kopf,
avoir le taf,	Angſt haben,
écorner les boucards,	die Läden erbrechen,
la sorgue,	die Nacht,
carouble,	Nachſchlüſſel,
grinchir,	ſtehlen,
grinche (de la haute pègre),	ein Dieb im großen,
jouer du violon,	ſeine Feſſeln durchſägen,
se cavaler,	entſpringen,
coqueur,	Denunciant,
les marchands de lacets,	die Gensdarmen,
du raisiné,	Blut,
refroidir,	tödten,
escarpe,	Mörder,
balancer le chiffon rouge,	die Zunge viel bewegen, viel ſprechen,
la placarde,	der Richtplatz,
charlot,	der Henker,
la carline,	der Tod.

Das reichſte Feld der Thätigkeit für die Polizei in ihrer Jagd auf dieſe Verbrecher ſind die ſogenannten „Mauſefallen“ oder „souricières“; ſo nennt man nämlich gewiſſe öffentliche Etabliſſements, Wein- oder Liqueurläden, meiſt „Guingettes“, Kneipen des niedrigſten Ranges, welche das Privileg haben, über die Polizeiſtunde offen zu bleiben, und in welchen vice versa die Polizei ſich die Freiheit nimmt, von Zeit zu Zeit eine große Razzia zu halten. Regelmäßig ſind die Inhaber dieſer Kneipen im Sold und Vertrauen der Polizei. Zwei von den berühmteſten dieſer Mauſefallen ſind vor wenigen Jahren den Neubauten von Paris zum Opfer gefallen: das „Weiße Kaninchen“ in der „Bohnenſtraße“ (Rue aux fèves), dem Juſtizpalaſt auf der Seine-Inſel gegenüber, und „Vater Niquet“, in der Nähe der ehemaligen Hallen auf dem „Markt der Unſchuldigen“, gleich mancher andern Localität im alten Paris ſo genannt, um das Gegentheil auszudrücken. Das Lapin blanc oder Weiße Kaninchen verdankt ſeinen Weltruhm der Schilderung in Eugen Sue's „Mystères de Paris“. Das größte Geheimniß ſollte kommen, lange nachdem dieſes Werk geſchrieben und ſein Verfaſſer geſtorben: als man nämlich das Haus und die Straße niederriß, um Raum für den offenen Platz zu gewinnen, auf welchem ſich jetzt das Handelstribunal erhebt, da fand man in den Kellern des Weißen Kaninchen, nahe einer alten zerfallenen Kirche, die an das Cabaret ſtieß, tief verſcharrt dreizehn Leichen, die meiſten davon Frauenleichen, in einem mehr oder weniger vorgeſchrittenen Zuſtande der Verweſung, von einigen nur noch die Gerippe. Das Aufſehen in Paris war ungeheuer und peinlich; aber die Spur des Verbrechens war verloren.

Paul Niquet ruht jetzt auf dem Kirchhof Montmartre, nachdem das Local, in welchem er ſein unruhiges Leben verbrachte, erſt vor wenigen Jahren geſchloſſen worden. Am Ende eines dunkeln Ganges trat man in einen ſchlecht erleuchteten Saal, mit Bluſenmännern und zerlumpten Kerlen angefüllt, welche auf der mit Flieſen bedeckten Erde lagen oder um den Ladentiſch herumſtanden. Man ſpendirte ihnen einige Gläſer Schnaps und hatte dafür die Annehmlichkeit, ſich mit einigen der ausgewählteſten Schurken der Hauptſtadt zu unterhalten, die entweder zu

einem Verbrechen gingen oder von einem Verbrechen kamen. Ich erinnere mich noch sehr wohl des transparenten Kneipenschilds, welches während der Nacht illuminirt folgende trostreiche Inschrift weithin leuchten ließ:

> On promet à tous les Messieurs et autres, qui entreront ici, de les rendre morts-ivres pour 4 sous. Ils sont prévenus qu'il y a de la paille toute fraîche dans la cave.

Außer dem „ganz frischen Stroh", welches dieser Ausbund von Gastfreundschaft seinen betrunkenen Kunden zum Ausschlafen ihres Rausches verhieß, hatte Vater Niquet aber eine andere noch sinnreichere Vorrichtung, um sie nüchtern zu machen, wenn es ihm zu viel ward: er öffnete die Schläuche der Wasserleitung und ließ den Strömen derselben in Laden und Flur freien Lauf. Das pflegte sein Etablissement gründlich rein zu waschen, sowol vom „frischen Stroh" als von denen, die darauf lagen.

Die „débits de consolations", wie die Kneipen im Diebesjargon auch heißen, waren früher nirgends häufiger zu treffen, als in der Cité; doch seitdem gerade in diesem Theil der Stadt die Spitzart, dieser „Pionnier der Civilisation" in Paris, mehr gearbeitet hat als in irgendeinem andern, sind diese Häuser verschwunden und hinausgerückt nach den Barrièren. Aber ihre Kundschaft ist ihnen treu geblieben, und die Polizei gleichfalls. Hier und dort gibt es auch noch im Quartier latin solche Mausefallen, z. B. in der Rue Droyſin eine, deren Schild die für uns Deutsche besonders schmeichelhafte Inschrift hat: „Zum Heidelberger Faß".

Doch die Hauptmausefalle, die „souricière" par excellence liegt funfzehn Fuß unter der Erde, im Kellergeschoß der Conciergerie, am Quai de l'Horloge. Diese Mausefalle ist das Gefängniß, welches diejenigen aufnimmt, die in den andern Mausefallen attrapirt worden sind; ein furchtbares Gefängniß übrigens, „das Vorzimmer der Guillotine" genannt, in welchem sie bleiben, während ihr Proceß instruirt wird, und aus welchem sie darauf in die andern Gefängnisse von Paris wandern. Dies ist die erste, oder, um ganz genau zu sein, schon die zweite Station jedes Missethäters; denn von der Straße kommen sie zunächst in das sogenannte „Depot", welches sich in der dicht an den

Justizpalast stoßenden Polizeipräfectur befindet. Dieses Depot enthält Personen, die, aus welchem Grunde es auch sein mag, arretirt sind und aus allen Wachen von Paris zusammengeführt werden. Beim Eintritt müssen sie ihre Schuhe oder Stiefeln ausziehen, man nimmt ihnen ihr Geld oder ihre Schmucksachen fort, und die Unglücklichen bleiben da pêle-mêle, doch die Frauen von den Männern getrennt, bis man die Ursache ihrer Verhaftung examinirt hat. Es kann also jedem vorkommen, daß er aus Irrthum arretirt wird und so vierundzwanzig Stunden in Gemeinschaft mit der Hefe der Gesellschaft zubringen muß. Man rechnet, daß gewöhnlich 120—150 Personen in diesem Depot beisammen sind. Von dieser Zahl gehören durchschnittlich hundert sicher der Welt der Verbrecher an; den Rest bilden Trunkenbolde, die sich der Polizei widersetzt oder sie angegriffen haben, verdächtige Frauenzimmer und — Unschuldige.

Wenn die Sonderung geschehen und die Unschuldigen entlassen worden sind, so führt man die gefährlichsten von den Verbrechern in die Souricière des Justizpalastes, d. h. in die Conciergerie, und hier werden wir gewiß eines Tags unsern Gamin wiederfinden, nachdem er auf der Stufenleiter des Verbrechens immer tiefer herabgesunken ist, vom „Voyou" zum „Grinche" und „Escarpe".

Die verdächtigen Frauenzimmer werden nach St.-Lazare gebracht. — Das Gefängniß von St.-Lazare (Rue du Faubourg St.-Dénis, Nr. 107) war im 14. Jahrhundert ein Krankenhaus für die Heilung der Aussätzigen bestimmt, und daher unter den Schutz des heiligen Ladre, oder Lazarus, der Aussätzige aus dem Evangelium, gestellt. Im Jahr 1632 stiftete hier St.-Vincent de Paul die Verbrüderung der Missionen und starb daselbst; 1789 wurde das Haus von St.-Lazare geplündert und verwüstet und darauf zu einem Gefängniß gemacht. Der Dichter André Chénier und der Deputirte Roucher wurden hier festgehalten, bevor sie das Schaffot bestiegen.

Endlich wurde St.-Lazare in ein Gefängniß für Frauen von schlechten Sitten und für Diebinnen verwandelt, die man früher in den Madelonettes, einem alten Kloster der heiligen Magdalene, einsperrte. St.-Lazare ist zugleich Gefängniß, Correctionsanstalt und Hospital für die liederlichen Dirnen,

und man findet dort, in drei Sectionen streng geschieden, die wegen Schulden Verhafteten, die Courtisanen, die Diebinnen, die von ihren Männern denuncirten Ehebrecherinnen und die kranken Freudenmädchen. Eine höchst humane Einrichtung ist die Fürsorge für die schwangern Frauenzimmer und diejenigen, welche kleine Kinder haben. Während z. B. in Preußen Weibspersonen, die ihrer Niederkunft entgegensehen, auch wenn sie zur Zuchthausstrafe verurtheilt sind, zur Abbüßung der Haft gar nicht angenommen werden, und meistens in gemeinschädlicher Weise, durch die Noth auch oft dazu gezwungen, von der Begehung neuer Diebstähle leben, sorgt in Frankreich der Staat für die Entbindung eines jeden Frauenzimmers, welches er in ein Gefängniß angenommen hat, und dehnt diese Sorge in liberaler Weise auch auf die neugeborenen Kinder aus. In großen und luftigen Räumen sind derartige Personen nebst ihren Kindern gemeinschaftlich untergebracht. Für die Kranken gibt es eigene Bäder, Küchen und Pharmacien, und für jede der drei Sectionen eine besondere Kapelle. Als wir St.-Lazare besuchten (Februar 1867) belief sich der Präsenzstand auf 8—900. Die Gesunden von den in diesem Frauengefängniß Detinirten sind mit verschiedenen Arbeiten (meist Stricken und Nähen) in großen Ateliers beschäftigt, und erhalten die Hälfte des von einem Gewerbtreibenden, welcher die gesunden Arbeitskräfte in Entreprise genommen hat, zu zahlenden Lohnes. Ein Theil wird ihnen sofort ausgehändigt, der andere bei ihrer Entlassung, sodaß sie dann wenigstens etwas haben, um einen bessern Weg einzuschlagen, — wenn sie wollen!

Dort, in St.-Lazare, würden wir ohne Zweifel die Schwester unsers Diebes wiederfinden, die, nachdem sie in dem Laster mitten unter der Bevölkerung der Barrière debutirt hatte, nachdem sie von der Polizei in die Zahl der geduldeten Frauenzimmer eingetragen, und auf den Boulevards, in den Kaffeehäusern oder Restaurationen der Boulevards unter den Cocottes, den Loretten und den Dames du Lac geglänzt, endlich arretirt worden ist unter der Beschuldigung, das Reglement der Polizei übertreten zu haben.

Was wird aus ihr bei ihrer Entlassung aus St.-Lazare? Im besten Fall gelingt es ihr, nach zweijähriger guter Führung aus den Registern der Polizei gestrichen und Arbeiterin

oder Dienstbote zu werden, vielleicht auch einen ehrlichen Handwerker zu heirathen. Gewöhnlich sinkt sie aber immer tiefer, wird Hehlerin, Kupplerin, Wiederverkäuferin im Temple oder auf der Straße, wenn sie nicht in einem Krankenhause endet.

Die Männer werden je nach dem Grade der ihnen zudictirten Strafe aus der Conciergerie nach dem Zellengefängniß von Mazas in Paris, oder auf die Galeren nach Toulon und Brest, oder nach Cayenne transportirt; und wenn wir einen von jenen düstern, geschlossenen Wagen sehen, der uns im fröhlichen Gedränge von Paris so oft begegnet, so können wir sicher sein, daß ein Verbrecher darin sitzt, welcher den trostlosen Weg in den Kerker macht. Man weiß, daß unter dem zweiten Kaiserreich Mazas oft auch als Gefängniß für die Eigensinnigen gedient hat, welche die Vergangenheit betrauern oder auf die Zukunft hoffen!...

Die zum Tode Verurtheilten werden nach dem Gefängniß von La Roquette geführt; das ist nicht mehr „der Vorhof der Guillotine", das ist die Guillotine selbst!

Wenn man nach dem Père-Lachaise fährt, so erblickt man dieses Gefängniß linker Hand. Von allen pariser Gefängnissen ist es das traurigste. Düster und trostlos steht es auf einer freien Fläche mitten im Faubourg St.-Antoine, festungsartig von einer gelblichen Mauer umschlossen, welche so hoch ist, daß man darüber nur das oberste Stockwerk des steinernen Baues und die kleinen viereckigen Fenster sehen kann. Im Innern befindet sich ein großer Hof für die Promenade der Gefangenen, welche graue Jacken tragen, während die zu Zwangsarbeit auf Zeit Verurtheilten roth und die zu lebenswieriger Verurtheilten grün gekleidet sind. Man beschäftigt die Gefangenen in großen Sälen mit Schlosser-, Tischler-, Papp- und Schmiedearbeit, je nach ihrer Befähigung und physischen Kraft; einige sind Schneider, andere machen Schuhe.

Zur Erholung werden ihnen außerdem Bücher bewilligt. Jedes Gefängniß von Paris hat seine Bibliothek; die von Mazas ist besonders reichhaltig, indem sich dort außer französischer auch deutsche und englische Lektüre findet. Von deutschen Büchern sahen wir dort Hauff's und Hackländer's, von englischen Dickens' und Walter Scott's Werke.

In einem Seitenflügel von La Roquette liegen vier geräumige Zellen abgesondert, die einen unheimlichen Eindruck machen: es sind die Zellen, in denen die zum Tod Verurtheilten die letzte Nacht zubringen.

Der zum Tod Verurtheilte hat ein besseres Bett und größere Bequemlichkeit als die übrigen Gefangenen, mit denen er während seines Aufenthalts in La Roquette niemals zusammenkommt. Er hat zu seiner Promenade einen eigenen Hof und in der Kapelle seine eigene Tribüne, vergittert und von einem Kreuz überragt. Man behandelt ihn mit der größten Rücksicht, obwol er scharf bewacht wird: auf einer Bank, dem Bett gegenüber, halten ein Soldat, aber ohne Waffen, und ein Criminalwärter Wache. Man läßt ihn in der letzten Nacht schlafen, bis zu dem Augenblick, wo der Henker, „Monsieur de Paris", im Gefängniß angekommen ist mit seinen beiden Henkersknechten, „Soubrettes de Charlot" genannt. Einer von diesen beiden trägt einen Sack unter dem Arm; darin befindet sich eine Schere und zwei Stricke. Sobald der Henker in die Mauern des Gefängnisses eingetreten, wird das Sterbeglöcklein geläutet. Der Director von La Roquette erscheint in der Zelle des Verurtheilten, um ihm anzukündigen, daß alles zu seinem letzten Gang bereit sei. Nun kleidet er sich wieder in den Anzug, den er trug, als er in La Roquette eingeliefert wurde und welchen man ihn damals abgenommen. Aus seiner Zelle führt man ihn zuerst in ein Gemach, wo die Soubrettes de Charlot seine „Toilette" machen, indem sie mit der Schere ihm seine Haare und das Hemd bis zur Schulter abschneiden; von da wird er zu kurzem Gottesdienst in die Kapelle, von da in einen Gang geführt, durch welchen er unmittelbar ins Freie hinaustritt, wo er plötzlich der gräßlichen Menge gegenübersteht, welche schreiend, pfeifend und obscöne Lieder singend den Platz von La Roquette belagert. Aber diese letzte Qual ist nur kurz.

Früher war der Ort für Hinrichtungen der Grèveplatz, unter Ludwig Philipp bei der Barrière St.-Jacques, und seit zwölf Jahren ist er vor La Roquette. Hier auf dem freien Platz unter den Gefängnißmauern, der Eingangspforte gegenüber, auf den vier Steinen, welche das Carré bezeichnen, er-

richtet man während der Nacht, als ob man sich dessen schäme, das Todeswerkzeug, und guillotinirt bei Anbruch des Tags.

Das hindert die Menge nicht, oft sogar mehrere Nächte lang, da die Hinrichtungen immer geheim gehalten werden, des Augenblicks zu harren, wo die Todesqual und der letzte Moment des dem Henker Verfallenen ihren Augen und Seelen ein gräßliches Schauspiel bieten wird; besonders strömen Frauen diesem Schauspiel zu, und unter ihnen vor allen die galanten Damen, die, nachdem sie die Nacht bei einem vergnügten Souper im Café du Helder oder im Café de Paris zugebracht, nachdem sie manchen Champagnerpfropfen springen gelassen, sich daran weiden, einen Kopf springen zu sehen.

Ach, vielleicht sehen wir die beiden Kinder, den Gamin und die Gamine, die wir am Anfang unserer Erzählung im Straßenschmuz erblickten, denen wir auf dem Wege des Lasters und der Ausschweifungen gefolgt sind, hier einander gegenüberstehen, den Bruder auf dem Schaffot und die Schwester in der Menge. Wer von beiden ist am meisten zu beklagen?

VI.

Zur Kritik des öffentlichen Lebens in Paris.

Von

H. B. Oppenheim.

Paris war seit jeher die Stadt der blutigsten Revolutionen und des raffinirtesten Luxus. Dieser scheinbare Gegensatz ist in der That keiner: man braucht nicht bis in das alte Rom oder Byzanz zurückzugehen, um immer wieder die Analogie derselben Erscheinungen und auch den Zusammenhang zwischen Cäsarismus und Demagogie zu finden. Jedenfalls hängt die weltgeschichtliche Bedeutung und die Größe von Paris auch mit den Ursachen seines Verfalls zusammen. Ja, seines Verfalls! Die Zeit liegt weit hinter uns, wo nicht blos Genüßlinge, Junker und Modistinnen nach der Seinestadt wallfahrteten, sondern auch die politischen Idealisten, die sich am frischen Quell der Freiheit laben wollten. Wie hat den deutschen Kleinstädter der Anblick eines großartigen öffentlichen Lebens erquickt, wie erhaben fand der gedrückte Spießbürger irgendeines reichsmittelbaren oder standesherrlichen Marktfleckens die allgemeine Gleichberechtigung der Citoyens français! Wie erfüllen uns noch heute Börne's und selbst Heine's pariser Briefe mit einer weh-

müthigen Stimmung, als ob es ſich um verſunkene Jugendträume handle!

Wie die reformatoriſchen Bewegungen des Mittelalters erſt eine allgemeine hiſtoriſche Tragweite gewannen, als ſie auf germaniſchem Boden Wurzel ſchlugen, ſo mußten die politiſchen Erhebungen, welche die Staatseinheit und die Rechtsgleichheit zum Zwecke hatten, für den europäiſchen Continent von Frankreich ausgehen. Auch für 1848 gab Frankreich noch das Signal; allein die ganze Initiative von 1848 gehörte nicht mehr den Franzoſen: die Schweiz, Polen, Italien hatten präludirt. Solange es blos gegolten hatte, die Principien der bürgerlichen Gleichheit durchzuführen, ſtand Frankreich an der Spitze. Da ſich aber das Recht der freien Individualität zum Bewußtſein ſelbſtändiger Nationalitäten entfaltete, gerieth die an den Gedanken ihrer Suprematie gewöhnte „große Nation" in Widerſpruch mit ihrer vermeintlichen revolutionären Miſſion. So geſchah es, daß Frankreich ſich aus dem Programm der bürgerlichen Freiheit an das Experiment ſocialiſtiſcher Folgerungen verlor — Frankreich, das heißt Paris!

In der Juniſchlacht unterlag Paris und die Provinz triumphirte. Der Einfluß des Klerus und die Verblendung Napoleoniſcher Traditionen führten die Demokratie des allgemeinen Stimmrechts ad absurdum. Eine harte Schule war noch durchzumachen, bis Frankreich den ihm von Paris vorgezeichneten Beruf erfüllen konnte, und es fand ſich auch der prädeſtinirte Schulmeiſter!

Die Träger einer demagogiſchen Autokratie müſſen zwar in der Menge wurzeln, und namentlich den Vorurtheilen und ſchlechten Neigungen derſelben ſchmeicheln; aber ſie müſſen dennoch durch Intelligenz und Aufklärung über die Maſſe hervorragen. Ein Heinrich V. braucht weder das eine noch das andere; bei ihm genügt die Mühe, legitim geboren zu ſein. Auch ein conſtitutioneller König hat es an ſich ſchon leichter: er kann die Maſchine, wenn ſie nur erſt einmal gut geſchmiert iſt, für ſich arbeiten laſſen. Aber die ganze Regierungsepoche Ludwig Napoleon's geht an der ſauern Sorge hin, ſich zu erhalten und ſeine Dynaſtie zu begründen. Die Parteien auf-

lösen, die Klassen auseinanderhalten, aber jede einzelne für die Dynastie gewinnen, die Nation beschäftigen, dem Pöbel panem et circenses hinwerfen, die alten Regierungswerkzeuge zerstören und neue schaffen, — welche Aufgabe, welche Arbeit!

Eine gescheiterte Revolution läßt immer einen starken Bodensatz von Corruption und Demoralisation zurück: da ist eine Menschenklasse, welche an nichts glaubt als an den Erfolg, eine Jugend, welche an den Idealen achselzuckend vorübereilt, eine Bande Abenteurer, welche das Gesetz verachten und nur zu gut gelernt haben, wie man mit der Legalität umspringen kann. Noch dazu fiel das neue Kaiserthum mit einem durch die Erfindungen und Entdeckungen der Naturwissenschaft vorbereiteten und beschleunigten, industriellen Aufschwung sondergleichen zusammen, demgemäß sich die Mehrzahl der strebsamen Köpfe den realen Fächern zuwandte. Wenn Guizot in der letzten und schlechtesten Epoche des Bürgerkönigthums seinen Deputirten, den Vertretern der höchstbesteuerten Klasse, zugerufen hatte: „Enrichissez-vous", so kam nun die Nutzanwendung dazu uud die thatsächliche Durchführung dieser hochsinnigen Moral.

Wir dürfen hier nicht die Geschichte des zweiten Kaiserthums schreiben, wir können nur kurz andeuten, wie die gegenwärtigen Zustände geworden sind. Napoleon's III. Regierung hatte niemals ein bestimmtes Programm, war nie die Verwirklichung eines festen Princips, sie wurde erbaut auf der Auflösung aller Principien. Aber weil sie auch mit den gebildeten Klassen zu rechnen hatte, weil sie die Fortschrittsparteien ihrer Stichwörter berauben wollte, darum wurde sie vielfach in eine Bahn gedrängt, wo jene Kraft sogar, von der Mephistopheles spricht, „das Gute schafft"; so verdankt man ihr z. B. die Einführung des Freihandels, die Zerstörung der Heiligen Allianz, die Beseitigung der weltlichen Herrschaft des Papstthums, — und jetzt hält sie an der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Aber Principien werden nur durch Principien überwunden; die alten Parteien bestehen noch, theilweise sogar mit geläuterten Programmen, freilich durchweg mit einer sehr geringen populären Wirksamkeit. Wenn behauptet worden ist, daß der

Bonapartismus in der Masse des französischen Volks Wurzel gefaßt habe, so kann man diese Thatsache in einem gewissen Sinne zugeben, und doch über die politische Nutzanwendung derselben verschiedener Meinung sein. Eine solche Masse, mag sie durch ihre Zahl augenblicklich noch so stark imponiren, ist doch zu sehr der Gefahr ausgesetzt, in der Krisis zusammenhangslos auseinanderzufallen, wenn sie nur durch Interessen, nicht durch die moralische Macht einer Idee zusammengehalten worden. Setzt man ein bindendes Princip von dieser Art als ihr eigentliches Merkmal voraus, so kann man nicht von einer Partei des Bonapartismus reden; er hat nur persönliche Anhänger.

Die Anhänger des Kaisers zerfallen in verschiedene Kategorien. Da sind

1) die alten Getreuen, die Exil und Abenteuer mit ihm getheilt haben, deren Namen schon aus den Gerichtsverhandlungen über die Putsche von Strasburg und Boulogne bekannt waren, die Fialin de Persigny, Mocquard, Conneau u. a., meistens Emporkömmlinge aus niederm Stande.

2) Diejenigen, welche sich erst im Jahre 1848 oder auch nur vor dem Staatsstreiche an ihn angeschlossen haben, darunter zuerst seine Blutsverwandten, einige Bonapartes, die bis dahin mit der republikanischen Partei kokettirt hatten, und die gleichfalls nahe verwandten Murat, Morny und Walewski, von denen die beiden letztern unter Ludwig Philipp, der erste eine parlamentarische, der andere eine diplomatische Stellung bekleidet hatten.

Bekanntlich hatte es die Juliregierung thörichterweise geliebt, napoleonistische Namen in ihren Dienst zu ziehen, und selbst ein Las Cases (der Jüngere) spielte unter ihr eine Rolle als Deputirter. Die Bonapartisten dieses Schlags hatten natürlich ihren Napoleonscultus auch damals weiter geübt, und zwar nicht blos in der Stille. Ludwig Napoleon fand hier die fertigen Cadres vor.

Zu den Anhängern zweiten Grades gehören aber auch die Generale Leroy de St.-Arnaud, Canrobert, Pélissier, Magnan u. a.; aus dem Civildienst die Troplong, Baroche, Maupas,

Achille Fould u. a., welche alle erſt vor oder kurz nach dem Staatsſtreiche für die neue Aera ge—wonnen wurden.

Dieſe beiden Klaſſen von Anhängern enthalten alle diejenigen, welche die Brücken hinter ſich abgebrochen und ſich unbedingt mit ihren Intereſſen dem Kaiſerthum verpfändet haben. Bekanntlich hat der Tod die Reihen der Hervorragenden unter ihnen in den letzten Jahren bedenklich gelichtet.

3) Eine fernere Kategorie bildet die große Zahl derer, welche *jeder* Regierung dienen, angeblich weil der Staat nicht untergeht, oder auch, damit er nicht untergehe. Wie Talleyrand's vierzehn Eide, ſo war Dupin's Wetterwendiſchkeit in dieſer Beziehung ſprichwörtlich geworden. Die Rechtsgelehrten haben ja überhaupt zu ſolchen Zwecken ganz beſondere ſtaats- und völkerrechtliche Theorien bei der Hand, und der große Juriſt Dupin, der ein hohes Staatsamt (als Generalprocurator am kaiſerlichen Caſſationshofe) annahm, kurz nachdem er als orleaniſtiſcher Teſtamentsexecutor gegen die Confiscation der orleaniſtiſchen Güter proteſtirt hatte, bildet den Prototyp und Führer dieſer Menſchenſorte. Solche Leute verſchlucken *eine* bittere Pille, ſie machen gleichſam Rabelais' böſes Viertelſtündchen durch, aber nachher gedeiht's ihnen, und auch die Welt vergißt allmählich.

Wollen wir weiter greifen, ſo müſſen wir

4) die indifferente Menge nennen, welche jeder beſtehenden Regierung anhängt und keine wankende ſtützt. Es ſind das vorzugsweiſe die kleinen Rentenbeſitzer, deren es nirgends ſo viele gibt als in Frankreich. Nirgends vertheilt ſich die Staatsrente, wie der Grundbeſitz, unter eine ſo zahlreiche und geſinnungsloſe „kleine Bourgeoiſie". Wie gut Napoleon III. dieſes Verhältniß und den daraus zu ziehenden Vortheil begriff, das beweiſen ſeine großen Anleihen durch Nationalſubſcriptionen — ein Verfahren, das er mit dem glänzenden Namen der „Demokratiſirung des Credits" verbrämte.

Auch das große Kapital hatte anfangs auf einen ſoliden Frieden mit der neuen Macht gehofft, aber es konnte und wollte nicht Schritt halten mit der wilden Speculation, die den verwirrenden Abſichten des Kaiſerthums beſſer diente, beſonders indem ſie die zu belohnenden perſönlichen Anhänger — durch

Concessionen und Privilegien — rasch bereicherte, und die abgestandenen Saint-Simonisten und Fourieristen, welche sich gegen jede äußere Regierungsform für gleichgültig erklärten, in ebenso viele Höflinge und Finanzfürsten oder Börsenschwindler verwandelte. Die Namen Pereire, Salvador, d'Eichthal, Enfantin, Olinde Rodrigues u. a., welche jeder kleine Stockjobber der letzten Jahre auf seinem Carnet las, gehörten einst dem Versuchsfelde neuer oder aufzufrischender alter Religionen an und waren mit der Emancipation des Weibes und der Reorganisation der Gesellschaft eng verknüpft.

Auch außerdem pflegt ja überall der Cäsarismus nahe Beziehungen zum Socialismus. Ob es wahr ist, daß die Bonapartisten in den tragischen Junitagen (1848) hinter den Barrikaden thätig waren, ist von den Geschichtschreibern noch nicht ganz unzweifelhaft festgestellt. Jedenfalls aber versuchte der Kaiser, das über Gebühr verrufene „droit au travail" praktisch zu machen, d. h. die Massen durch öffentliche Bauten zu beschäftigen und zu befriedigen. Die gesunde Volkswirthschaft feierte den traurigen Triumph, daß dieses Unternehmen an seiner innern Unmöglichkeit scheiterte, als der Finanzruin des Staats drohend von da herausschaute, während der Präfect Baron Haußmann, der Unter-Cäsar der Stadt Paris, diese mit einer Milliarde Schulden belastete. Zwar ist Paris nun demolirt, gelüftet und macadamisirt, geschmacklos modernisirt und seines historischen Charakters entkleidet, es wird von großen, durch befestigte Kasernen beherrschten Linien durchschnitten und die Barrikade ist künftig darin unmöglich; auch sind die Arbeiterquartiere weit, weit hinausgeschoben. Aber die eine kleine Verkürzung des Luxembourg-Gartens hat mehr böses Blut gemacht, als alle diese Anstrengungen werth waren.

Wie dem auch sei, der hohe Patient, der Socialismus, ist unter der Operation gestorben, und man hat darauf verzichtet, ihn neu zu beleben.

Auch von seinen Feinden wird das Kaiserthum bedient. Wie Ludwig Philipp von Bonapartisten, so Ludwig Napoleon von Orleanisten, Fusionisten und Legitimisten, welche fortfahren, ihre Parole aus Claremont oder Froschdorf zu beziehen, und die beim ersten Anzug des Gewitters sich aus dem Schiff zu

retten ſuchen werden. Es war ſchon die Rede davon, daß ſogar Thiers ein Portefeuille annehmen wollte; Guizot's Sohn hat eine Profeſſur, und möglicherweiſe war ihm dabei nicht blos der Name, ſondern auch der Einfluß des Vaters förderlich; denn zumal in den gelehrten Anſtalten ſitzen die „alten Parteien" feſt, wie bei uns die Gothaer. Nur die Republikaner haben nicht transigirt, wenn ſie nicht — ganz und gar überliefen. Die Legitimiſten gehen mit Vorliebe an den Hof, ſie ſind der Weg zu den Fleiſchtöpfen der Tuilerien von Alters her gewöhnt und glauben ſich bei dem „Uſurpator" weniger zu vergeben, als wenn der Bürgerkönig, Philipp Egalité's Sohn oder Enkel, darin ſäße.

Parteien, die ſolche Stellungen einnehmen, können gefährlich ſein, aber reſpectabel ſind ſie nicht. Niemals trat die Oppoſition ſchwächlicher auf, und doch wurde niemals die Oppoſition ſo ſehr von oben gefürchtet. Denn Napoleon begreift ſeine Stellung derartig, daß er ſtets das Prävenire ſpielen muß und nicht auf dem Boden der freien Debatte mit den Parteien ebenbürtig und gleichmäßig kämpfen darf. Er verſpricht die „Krönung des Gebäudes" für den niemals eintretenden Zeitpunkt, daß ſeine Dynaſtie nicht mehr in Frage geſtellt werde. Man könnte ſagen, daß die Conſequenz jenes bekannten, von Montalembert gegen ihn gebrauchten Citats — das urſprünglich gegen Cromwell gemünzt war — ihn ſogar dahin geführt habe, ſich ſelbſt allein Oppoſition zu machen; denn er will in allen Fragen die Initiative ergreifen, und manche falſche, noch mehr richtige Entwürfe hat er ſelbſt wieder zurückgeſtellt, um der Oppoſition zuvorzukommen. Dieſes Syſtem iſt ſo weit getrieben, daß die verſchiedenſten, ja die entgegengeſetzten Anſichten aus dem geheimen Quell der officiöſen Publiciſtik ſubventionirt werden. Es gibt kaum ein größeres Blatt, das nicht wenigſtens in der auswärtigen Politik an irgendeinem Zipfel mit dem Gouvernement zuſammenhinge, und mancher glaubt z. B. ſeit Jahren ein orleaniſtiſches Blatt zu leſen, der alle Morgen das feine Gift des Bonapartismus einſaugt. Aber der Rauch, der keinen Schornſtein findet, dringt bekanntlich zum Fenſter hinaus, und die Oppoſition, die ihre Grundſätze nicht offen bekennen darf, wird zur Oppoſition

der Anſpielungen („opposition allusionelle"). Und alles wird zuletzt zur Anſpielung: der ungleiche Kampf wird von einem Gebiete auf das andere übertragen, in den Tagesklatſch, in die Chanſons der Studenten, in die demonſtrativen Vorgänge des Jockey-Clubs, in die Theaterkritik, vor allen Dingen aber in die hiſtoriſchen Rückblicke und Parallelen; daher die verbreitete Controverſe über den Cäſarismus, in welche Troplong, der berühmte Juriſt und Senats-Präſident, zuerſt mit einer Apologie der Staatsſtreiche eintrat; daher die veränderte Behandlung der Geſchichte des erſten Kaiſerthums, beſonders der Epopöe von Waterloo, wobei der republikaniſche Oberſt Charras, vom Exil aus, den erſten Angriff leitete.

Die Traditionen der Richelieu'ſchen Politik, die Theorie der natürlichen Grenzen, das Verhältniß zu den deutſchen Großmächten, alles gerieth in dieſes Triebrad contradictoriſcher Beziehungen. Die Franzoſen lernten viel Geſchichte bei dieſer Gelegenheit; unter anderm lernten ſie auch die bedenklichen Seiten der Gloire kennen, auf deren Traditionen ja die neue Staatsreligion errichtet war und deren Cultus ſie ſo unvernünftig betrieben hatten, ſolange in Ludwig Philipp eine verſtändige Friedensliebe zur Herrſchaft gekommen war.

Es iſt oft behauptet worden, daß der Preßzwang dem Stil zugute komme, daß eine gewaltſame Einſchränkung des Gedankens wenigſtens auch die Form vor willkürlichen Ausſchreitungen bewahre. Wie dem auch ſei, die gemäßigte Atmoſphäre der Juliregierung hat denn doch in Poeſie und Proſa ganz andere Blüten getrieben; im günſtigſten Falle zehrt Frankreich heute vom ſchlaffern Nachwuchs jener Epoche. Keinenfalls aber gewinnt der Stil bei der ſolchergeſtalt empfohlenen Pferdecur ſo viel, als der Charakter dabei verliert. Wir haben ja auch in Deutſchland hierüber wunderliche Erfahrungen gemacht. Die Cenſur verdarb nicht ſo viel an des Schriftſtellers Kopf, als an ſeinem Herzen; eine ſtrenge Juſtiz dagegen ſtählt den Charakter und ſchadet darum auch der Freiheit des Denkens wenig. Allein das moderne, echt franzöſiſche Syſtem der mittelbaren moraliſchen Einwirkungen — ein Syſtem, welches von Madrid bis Konſtantinopel die eifrigſte Nachahmung fand — verdirbt Kopf und Herz, Denken und Fühlen.

Da wird der Geist durch das Kapital gebändigt, der Muth der Idee wird gelähmt durch die Aengstlichkeit des Besitzes. Die Verantwortlichkeit der Eigenthümer, Drucker, Colporteure u. s. w. tödtet die ganze freie Bewegung des Autors. Auch abgesehen von dieser scheinbar juristischen Verantwortlichkeit, ist jede Zeitung bisjetzt unter das absolute Belieben der Verwaltung gestellt, und es ist, mit directen und indirecten administrativen Mitteln, auf kurzem Umwege dahin gebracht worden, daß die Regierung die Mehrzahl der Redacteure selbst ernennt, nicht blos bei Bewilligung der ersten Concession, sondern auch bei den spätern Redactionswechseln.

Von der Finanz-Journalistik, deren Organe alle im Solde dieser oder jener Financiers oder im Dienste gewisser Speculationen stehen, will ich hier gar nicht einmal reden, ebenso wenig von der sogenannten „kleinen Presse". Behandeln derartige Blätter auch keine politischen Stoffe, ihr Ueberwuchern selbst ist ein politisches Moment und eine Signatur der Zeit. Während der „Salon" der guten Gesellschaft und die alten sogenannten „Bureaux d'esprit", einst die Stätten des echt französischen Geistes, unaufhaltsam untergingen und, trotz aller Galvanisirungsversuche, nicht wieder aufleben wollen, vermehren sich diese Echos der Demi-Monde fortwährend; sie stimmen den herrschenden Ton immer tiefer herab und verfälschen sogar die Gesellschaftssprache mit dem Kauderwelsch (argot) der pariser Tanzböden. Ein Franzose aber, der die Reinheit und Eleganz seiner Sprache vernachlässigt, steht, nach den Anschauungen seiner eigenen Landsleute, im Begriff, moralisch zu sinken. Wer die ästhetische Form preisgibt, der gibt auch den sittlichen Gehalt leichten Kaufs. Und wo immer die Summe der moralischen Ideen in einer Nation abnimmt, da verfällt auch der Geschmack.

Das moderne Frankreich macht keine Ausnahme von dieser Regel. Wurde in alter Zeit vielfach über die starre Herrschaft der akademischen Regeln geklagt, so ist jetzt vielmehr die Zerfahrenheit des französischen Geistes und Geschmacks zu bedauern. Die meisten Theater wetteifern in der Ausstellung von Nuditäten, und selbst manche Bühne, wo sonst noch manchmal Racine's Alexandriner ertönten, wird jetzt von zwei-

deutigen Possen überschwemmt. Von einer andern Seite dringen, namentlich vom Hofe protegirt, die Freuden und Sitten und Unsitten des Turf und Sport ein, aber ohne die gymnastische Ausbildung der Jugend wesentlich zu fördern; ja es ist Gefahr vorhanden, daß die spanischen Stiergefechte, mit denen im Süden Frankreichs längst schon der Anfang gemacht ist, sich auch weiter nordwärts einbürgern. Einstweilen pflegt man, statt das britische Selfgovernment, nur die Ascot- und Epsom-Rennen, mit dem ganzen Unfug des Wettens, nachzuahmen. Daß der „Gladiateur", ein zwar englischer Vollbluthengst, aber aus französischem Stalle, bei einigen Wettrennen diesseits und jenseits des Kanals die mit englischem Hafer gefütterten Pferde um etliche Nasenlängen geschlagen, dieser nationale Triumph über das immer noch „perfide Albion" konnte mit aller Anstrengung nicht zu einem solchen Freudenrausch aufgebauscht werden, daß darüber die mexicanischen Verlegenheiten und Demüthigungen ganz vergessen worden wären.

Ja, panem et circenses! Aber wo bleibt das panis? — Ob wirklich aus den Thatsachen, daß die Bevölkerung kaum zunimmt, und daß das Rekrutenmaß von Zeit zu Zeit herabgesetzt wird, auf eine allgemeine physische Erschlaffung geschlossen werden muß, ist schwer zu ermitteln; aber für die moralische und politische Erschlaffung sind die Symptome untrüglich. Von geheimen Gesellschaften ist, seit dem Untergang der an sich schon unbedeutenden „Marianne", nicht mehr die Spur zu finden, und was die öffentliche Opposition leistet, das sehen wir ja. Zwar mögen die Orleanisten sich für den entscheidenden Augenblick rüsten, da selbst Heinrich V. sich schon in einem Manifest bereit erklärt, die Erbschaft anzutreten; aber dieses Rüsten der alten royalistischen Parteien berührt die Massen kaum. Wohl mögen dabei die Generale im Preis steigen, — es handelt sich um Staatsstreiche, nicht um Revolutionen!

Die Kammeropposition der „Fünfe", die allmählich zu „Funfzehn" heranwuchs, geht noch sehr im alten Gleise. Weder neue Ideen, noch neue Menschen traten bisher auf. Die Depositare des Radicalismus ließen sich sogar zeitweise des ultramontanen Montalembert und des in allen seinen Anschauungen völlig veralteten Thiers compromittirende Bundesgenossenschaft

gefallen. Thiers gemahnt heute den unbefangenen Beobachter wie das abschreckende Beispiel der systematischen Opposition jener parlamentarischen Epoche, in welcher für liberal galt, wer das Ministerium befehdete, und wenn er auch seine Fehde im Namen des Schutzzollsystems gegen die Handelsfreiheit oder im Namen des europäischen Gleichgewichts gegen die Befreiung der Nationalitäten führte. Garnier-Pagès II., Mitglied der provisorischen Regierung und Finanzminister der Republik von 1848, Mitglied des Corps Legislatif erst seit 1864, hat niemals die Bedeutung erreicht, welche man seinem schon 1841 gestorbenen Stiefbruder als Haupt der demokratischen Partei zugestand. Seine Uhr ist vor neunzehn Jahren stehen geblieben, sie zeigt immer noch auf den Februar 1848. Seine Phrase rollt noch so voll- und hohltönend dahin, als ob das souveräne Volk in seiner vielgepriesenen Vollkommenheit und Allweisheit niemals die Männer des allgemeinen Stimmrechts im Stich gelassen hätte. Aber der alte Herr ist dabei ein gar braves Mitglied jener leider aussterbenden Schule der „humanitären" oder „kosmopolitischen" Demokratie. Jules Favre, der unter Ledru-Rollin eine republikanische Rolle gespielt, einer der größten Redner Frankreichs, und Picard, der einer etwas jüngern Generation angehört, sind Advocaten ihrer ganzen Natur nach, französische Advocaten, d. h. Advocaten auf der zweiten Potenz. Doch ist in Picard mehr demokratische Consequenz, als in seinem ältern Collegen, und hat er sich neuerdings, namentlich durch Kritik der pariser Stadtverwaltung, positive Verdienste erworben. Havin und Guéroult sind charakterisirt, wenn man die ihnen zugehörigen Zeitungen, den „Siècle" und die „Opinion nationale", nennt. Dann kommt Jules Simon, Professor der Philosophie bis zum Staatsstreich, Victor Cousin's Nachfolger als Haupt der eklektischen Schule, beredt und flach, auch bekannt durch Schriften über Arbeiterverhältnisse und Volksschulwesen; als Eklektiker ist er natürlich auch in der Politik kein Cato. Den Ruhm eines Cato ambitionirt eher sein College Eugène Pelletan, ein Protestant von althugenottischem Wesen, dabei von literarischem Talent, und zwar als Moralprediger gewandt genug, um die Leser durch Schilderung der sündigen Welt anzuziehen. Alle diese Männer haben in der Politik etwas

Dilettantiſches. Bekanntlich wurde von Emile Ollivier, einem ehrgeizigen und begabten Advocaten von ſüdfranzöſiſchem Typus, in den letzten Seſſionen der Verſuch gemacht, eine ſogenannte loyale Oppoſition zu bilden und, wie es ausgedrückt ward, „das Gute zu nehmen, wo man es fände". Ollivier wurde dabei von Darimon, dem frühern Unter-Redacteur Girardin's und einem abſoluten Freihändler und „Nichts-als-Freihändler", unterſtützt. Aber dieſe Herren waren raſch discreditirt und verloren auch durch den Mangel des Entgegenkommens von der Regierungsſeite allen Boden. Doch hat ſich die „loyale Oppoſition" bei einigen Anläſſen bis zu 44 oder 46 Stimmen geſteigert, und ſoll in den Tuilerien mehr Erbitterung erregt haben, als die radicale Oppoſition jener erſten heiligen Schar.

Von einer Oppoſition im Senat iſt ſeit dem Tode des „verrückten" Marquis de Boiſſy, des großen Anglophoben, nicht mehr die Rede. Der heutige Senat iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter als die gleichnamige Inſtitution des erſten Kaiſerreichs: eine Geſellſchaft höchſter Würdenträger, die für Luxus, Repräſentation und „Geſinnungstüchtigkeit" glänzend honorirt werden.

Wie wird nun die franzöſiſche Jugend vom Staate erzogen, um den Stoff zum Senator zu liefern? Die Antwort auf dieſe Frage liegt darin, daß die ganze Erziehung im Geiſte der adminiſtrativen Centraliſation geſtaltet iſt. Was dem Fremden zunächſt auffällt, das iſt die Uniformirung des Collégien. In der Regel wird dieſe Einrichtung, wie manche andere, welche der freien Entfaltung des individuellen Lebens entgegentritt, auf das Princip der demokratiſchen Gleichheit zurückgeführt; in der That aber liegt in dem ganzen Schulleben ſchon der Vorgeſchmack des Beamtenthums. Die jährlichen Concurſe mit öffentlichen Preisvertheilungen, wo den beſten Schülern — das ſind ſelten die geiſtvollſten und gemüthreichſten — ſehr beſtimmte Vortheile (unentgeltlicher Eintritt in gewiſſe Staatsanſtalten) in Ausſicht ſtehen, enthalten eine viel ſchärfere Dreſſur, als ſelbſt die dreifachen preußiſchen Staatsprüfungen, welche doch erſt den fertigen Menſchen treffen, wenn ſie freilich auch ſchon indirect auf den unfertigen wirken. Von frühauf wird der franzöſiſche Knabe der militäriſchen Dis-

ciplin größerer Penſionate unterworfen, und das Familienleben tritt ihm alsbald in den Hintergrund. Seine Jugenderinnerungen ſind anderer Art als die unſerigen: da iſt weniger träumeriſches Feld- und Waldleben, aber die ſocialen Beziehungen, welche bis ins Alter dauern, werden früher angeknüpft. Das Ideal des franzöſiſchen Jünglings iſt die Staatscarrière. Die Franzoſen aller Lebenskreiſe, auch der induſtriellen, ſind daran gewöhnt, überall die Bevormundung des Staats zu erdulden, bei jeder Widerwärtigkeit den Schutz des Staats anzurufen. Darum ſteht auch der Franzoſe hinter allen germaniſchen Raſſen an Unternehmungsgeiſt, Auswanderungs- und Coloniſationstrieb zurück.

Das große Princip der Staatseinheit, vielleicht das fruchtbringendſte Princip der ganzen Neuzeit, hat in ſeiner extremen Ausbildung zu dieſem Zerrbild adminiſtrativer Centraliſation geführt, unter welcher die freie Individualität, das Aſſociationsweſen und ſelbſt das Communalleben nicht aufkommen können. Die Folge iſt, daß ſelbſt die Garantien der Freiheit in Werkzeuge des Drucks ausarten. Allein die traurigen Erfahrungen dieſer Reſultate haben theilweiſe doch eine gewiſſe Vertiefung der politiſchen Gedanken veranlaßt, indem die wenigen unabhängigen Denker gründlicher als die frühern Anglomanen, die Zuſtände des Auslandes vergleichend ſtudirten, ſodaß ſelbſt Deutſchland, beſonders ſeit Königgrätz, dabei zu Ehren kam.

Das „Programm von Nancy" für Decentraliſation, das vor etwa zwei Jahren aufgeſtellt worden iſt, faßt die Frage allerdings noch ſehr unreif und einſeitig auf, was ſich ſchon daraus erklärt, daß es die Frucht eines Coalitionsprogramms ſehr heterogener und darunter auch reactionärer Elemente war. Anfangs hatte ja ſelbſt der Kaiſer in ſeinen Verheißungen des Jahres 1852 von Decentraliſation geſprochen; er wollte damit das Uebergewicht der Provinz über Paris beſtätigen und die Eiferſucht derſelben, die ſich ſchon unter den Orleans, namentlich in den ultramontanen Schichten, gezeigt hatte, für das Empire ausbeuten. Natürlich beſchränkte ſich ſein Decentraliſiren darauf, den Präfecten einige miniſterielle Functionen zu übertragen. Denn die Centraliſation iſt eine Waffe,

deren Heft der jedesmalige Herrscher in Händen hat und auch klüglich darin festhält.

Was Gemeindefreiheit und Associationswesen sind, das lernt sich nur in der Praxis, und also haben beim besten Willen die Franzosen keinen Begriff davon. Doch sind einige schwache Anfänge für das Studium der friedlichen Selbsthülfe gemacht. Zunächst werden unsere Genossenschaften copirt und Schulze-Delitzsch's Meisterschaft darin neidlos anerkannt — nachdem sich die von der Regierung gestifteten und geleiteten gegenseitigen Hülfsgesellschaften, sowie die Arbeiterkasernirung als höchst ungenügend erwiesen haben. Auch auf dem Gebiet der allgemeinen Bildung wird mit freien Vorträgen (conférences) in das System des staatlich patentirten Unterrichts eine Bresche gebrochen.

Somit wachsen die freiheitlichen Kräfte gerade auf dem Felde, wo sie bisher am meisten brach lagen, nämlich dem der geistigen Selbstbestimmung und der Selbsterkenntniß. Aber die bescheidene Selbsterkenntniß ist auf gallischem Boden noch eine zarte Pflanze, welche schonender Pflege bedarf. Allzu früh ist sie durch Preußens rasche Erhebung im vorigen Jahr auf eine schwere Probe gestellt worden. Es ist natürlich viel leichter, den ewigen Frieden zu predigen und eine Aera der humanen Demokratie zu verkündigen, wenn man dennoch für das erste Kriegsvolk der Welt gilt, als wenn man in Gefahr geräth, einen Frieden einhalten zu müssen, den man nicht selbst dictirt hat, und eine Friedensliebe zu bekennen, die mit Schwäche verwechselt werden könnte. Der Chauvinismus erhob wieder sein Haupt und zeigte das alte bekannte, halb lächerliche, halb bedrohliche Gesicht, die Theorie der „natürlichen Grenzen" wurde von neuem auf die Tagesordnung gestellt, und selbst ein Louis Blanc schien in der Verbannung die neue Wendung der Dinge schmerzlicher zu empfinden, als der Imperator auf seinem Throne. Nun waren zwar endlich die verrufenen „Verträge von 1815" gründlich beseitigt, aber leider nicht durch Frankreichs Initiative und nicht zu Frankreichs unmittelbarem Vortheil. In allen Ländern gibt es ja so superkluge Leute, welche nicht aufhören, mit der Weltgeschichte zu schmollen, wenn es derselben nicht beliebt, den von

ihnen vorgezeichneten Weg genau einzuhalten. Die Orleaniſten und die mit ihnen coaliſirten Demokraten (letztere z. B. im „Temps") ſchürten aus Leibeskräften an der allgemeinen Unzufriedenheit, weil ſie es dem Kaiſer nicht verzeihen konnten, daß er ihnen nicht den Gefallen gethan, ſich in einen europäiſchen Krieg zu ſtürzen, der wahrſcheinlich ſeine Dynaſtie an den Rand des Abgrunds gebracht und ihnen vielleicht die Gelegenheit geboten hätte, in Frankreich die Fahne der Revolution aufzupflanzen.

Die diplomatiſchen Miserfolge hatten ſich allerdings in letzter Zeit dergeſtalt gehäuft, daß ſie ſelbſt von den Regierungsorganen kaum mehr abgeleugnet werden konnten. In einem Lande aber, wo die Regierung ſelbſt für Miserndten und Ueberſchwemmungen verantwortlich gemacht wird, muß ein Selbſtherrſcher ſtets „eine glückliche Hand" haben. Das perſönliche Regiment darf ſich über ſolche Ungerechtigkeit nicht beklagen, es hat es nicht anders gewollt. Es mochte nicht discutirt ſein, es wuchs zu einer Art Vorſehung heran, — nun wohlan, ſo ſoll es auch die Dienſte der Vorſehung verrichten! Die Widerlegung liegt in der Sache ſelbſt. Bei jeder großen Calamität wird in homöopathiſchen Doſen etwas Freiheit zugelaſſen, gleichſam um die Wagſchale, in welcher die Verantwortlichkeit laſtet, emporzuſchnellen; und der Schein-Conſtitutionalismus ſcheint ausdrücklich nur dafür erfunden zu ſein, um im Nothfall die leeren Cadres des Verfaſſungsweſens ausfüllen zu können. Darum wurde neuerdings eine ganz kleine Rednertribüne wieder aufgerichtet, nicht von echtem Marmor, wie die alte, ſondern von marmorirt angeſtrichenem Holz, hoch genug, um den kleinen Thiers zu „ſchützen", nicht feſt genug, um einem demokratiſchen Fauſtſchlag zu trotzen. Etwas Interpellationsrecht, wohl verclauſulirt, ſoll über die Abſchaffung der Adreßdebatte täuſchen, und gleich dazu werden die Befugniſſe des Senats erweitert. — ER hatte auch hier keine „glückliche Hand"; das Volk verlangt nicht gar zu viel Freiheit, aber die Portion, welche es erhält, ſoll aus wirklicher Freiheitsſubſtanz beſtehen. Unter dieſen Umſtänden konnte, Frühjahr 1867, Emile de Girardin's an ſich unbedeutender Zeitungsartikel, ſelbſt vor der ungeſchickten Verfolgung deſſelben,

Epoche machen, weil viele seit 1848 an Girardin's historisch-politischen Instinct glauben und ihn als eine Art weissagenden Todtenvogels für die Regierungen betrachten.

Frankreich ist das Land der plötzlichen Wendungen, der raschen Uebergänge, der unberechenbaren Impromptus; das französische Volk ist, nach Tocqueville, „ein Volk, das, wenn man es sich selbst überläßt, mehr als alle andern an seiner Scholle und seinen alten Gewohnheiten klebt und, wenn man es einmal dem allen entrissen hat, gleich bereit ist, bis ans Ende der Welt die äußersten Wagnisse zu treiben; ungelehrig von Natur, widerspenstig und doch unterwürfiger gegen die selbst gewaltsame Willkürherrschaft des Einzelnen, als gegen die freie und regelmäßige Regierung der ersten Bürger, heute der erklärte Feind jedes Gehorsams, morgen dienstbar mit Leidenschaft und serviler als die ans Dienen gewöhnten Völker, geführt an einem Fädchen, solange niemand widersteht, unmöglich zu regieren, sobald das Beispiel des Widerstandes einmal gegeben ist; es täuscht stets seine Herren, die es bald zu wenig, bald zu viel fürchten; nie so frei, daß man daran verzweifeln müßte, es zu unterwerfen, nie so unterworfen, daß es nicht noch sein Joch abschütteln könnte; voll Anbetung für den Erfolg, den Zufall, die Kraft, befähigter zum Heldenmuth als zur Tugend." Einige Jahre vor der Julirevolution nannte Paul Louis Courier seine Landsleute ein „Bedientenvolk"; leider traf eines Fanatikers Mordwaffe seine Brust, ehe er sein Urtheil zurücknehmen konnte. Uns und unsern Lesern wird es hoffentlich zutheil werden, manches harte Urtheil, welches das Studium der gegenwärtigen Zustände dem Kritiker aufnöthigte, bald zurücknehmen zu dürfen; und mit welcher Freude werden wir es thun! Denn die Freiheit in Frankreich, das ist die Freiheit der Welt und ist der Welt Friede!

VII.

Die pariser Journale: wer sie macht und wer sie liest.

Von

Arthur Levysohn.

Die schönen Tage der französischen Journalistik sind seit langem vorüber, und mit ihnen Ueberzeugungstreue, berechtigter Ehrgeiz und redliches Streben in den Reihen der Journalisten.

Vielleicht hieße es zu streng urtheilen, wenn man die Preßgesetzgebung des Jahres 1852 allein verantwortlich machen wollte dafür, daß aus der freien Kunst ein Metier geworden, und ebenso wenig kann es hier meines Amts sein, zu Gericht zu sitzen, und mit überzeugungstreuer Feder gegen alle diejenigen zu wüthen, die mit gleicher . . . Unerschrockenheit vorgestern den Orleans, gestern der Republik und heute dem Kaiserreich gedient haben, um vielleicht morgen oder übermorgen mit demselben Geschick den Kreislauf von vorn zu beginnen. Aber geleugnet kann nicht werden, daß die Geschäftsmäßigkeit des Standes und die bis zur Virtuosität getriebene Gesinnungslosigkeit der meisten seiner Vertreter die beiden großen Merkmale der französischen Tagespresse von heute sind. Ich spreche

hier nur im allgemeinen; daß es ſehr ehrenwerthe Ausnahmen gibt, werde ich im Verlauf dieſer Studie mit Genugthuung conſtatiren.

Bei den kaufmänniſchen Regeln, die ſonſt im Großen und Ganzen gerade in dieſer Beziehung gäng und gebe ſind, fällt dem an deutſche Verhältniſſe gewöhnten Leſer zunächſt die anſcheinend wenig entwickelte Induſtrie des Annoncenweſens auf. Freilich, die vierte Seite der geleſenen oder auch blos der einſt geleſen geweſenen Journale iſt faſt immer mit Anzeigen gefüllt; aber bei näherer Prüfung ergibt ſich, daß die Zahl der Inſerenten allüberall auffallend gering iſt, und daß die Namen der Betreffenden in ewigem Einerlei ſtets wiederkehren.

Es exiſtirt nämlich eine aus etwa zehn Aſſociés gebildete Geſellſchaft, welche durch Verträge mit einzelnen Zeitungsbeſitzern die vierte Seite von zehn verſchiedenen Journalen derart an ſich gebracht hat, daß ſie den Eigenthümern eine jährliche Pauſchalſumme als Ertrag dieſes mit Inſeraten zu füllenden Theils ihres Blattes garantirt, ſich ſelbſt aber dann vorbehält, die Einrückungsgebühren nach eigenem Ermeſſen feſtzuſetzen. Dieſe Geſellſchaft, bekannt unter der Firma: Faucher, Laffitte, Bullier & Cie., brachte auf dieſe Weiſe die geſammte Anzeigenpublicität der ſogenannten „zehn großen Journale“: „Le Siècle“, „L'Opinion nationale“, „Le Temps“, „La France“, „La Patrie“, „Le Conſtitutionnel“, „Le Pays“, „Les Débats“, „La Preſſe“ und „L'Union“, in ihren Beſitz, indem ſie beiſpielsweiſe dem Eigenthümer des geleſenſten dieſer Blätter, des „Siècle“, die Summe von 500000 Frs. gewährleiſteten; der „Patrie“ garantirte man 300000 Frs., dem „Temps“ 250000 Frs. und ſo fort, nach Maßgabe der Abonnentenzahl der Zeitungen. Auf dieſe Weiſe ſchuf ſich die Geſellſchaft ein Monopol der Publicität, wie es vorher noch nie exiſtirt hat, und einen willkürlichen Tarifſatz von abſchreckender Höhe.

Die weiter entwickelte Induſtrie aber begnügte ſich mit der einfachen Anzeige im Annoncentheil des Blattes nicht. Die Lorbern Barnum's ließen Paris nicht ſchlafen und man erfand die Reclame, d. i. eine Anzeige, welche die Außen-

ſeite vom üblichen Zeitungsſtil borgt, die aber mit dem Inhalt des Journals natürlich nichts weiter gemein hat. Ihr Platz iſt gleich nach dem redactionellen Theil des Blattes, um dort weniger leicht überſehen zu werden, wird aber dafür auch im „Siècle" mit 6 Frs. per Zeile bezahlt. Nicht zufrieden mit den Wirkungen der Reclame hat ſich die nimmermüde moderne Speculation auch noch weiterhin in den Text der Zeitungen hin Bahn gebrochen, und ſo kann denn jeder Parfumerie-fabrikant, Malzextract-Brauer und Geheimmittel-Pharmaceut ſeine Seifen, Haarmittel, Bruſtmalzbonbons und Mundwaſſer mitten unter den herzbrechendſten Räubergeſchichten, verlaſſenen Kindern, Meuchelmördern u. ſ. w., das iſt: den „Faits divers" zur Anzeige bringen und im „Siècle" dafür die Kleinigkeit von 10 Frs. pro Zeile bezahlen. Die andern Zeitungen haben natürlich den Unterſchied zwiſchen Annonce, Reclame und Fait divers gleichfalls eingeführt; da ſie aber nicht die 42—45000 Abonnenten des Havin'ſchen Blattes beſitzen, mußten ſie ſich auf die beſcheidenere Stufenleiter von 1 Fr. 50 Cts. (pro Inſeratenzeile), 4 Frs. (Reclame) und 7 Frs. (Fait divers) beſchränken.

Wenden wir uns von der vierten Seite des pariſer Blattes zur erſten. — Man iſt in Deutſchland ſeit undenklichen Zeiten übereingekommen, das Dogma von der Oberflächlichkeit franzöſiſcher Journaliſten für unumſtößlich zu halten.

Aber wenn wir ſelbſt nicht in den Fehler der Oberflächlichkeit verfallen wollen, ſo wird ſich uns bei näherer Prüfung ergeben, daß trotz allem Mangel an allgemeiner Bildung tagtäglich eine Summe von Kenntniſſen und Lebenserfahrung in der franzöſiſchen Tagespreſſe ſich offenbart, die unſer gerechtes Erſtaunen herausfordert. Denn ebenſo, wie man das Umfaſſende, das Humaniſtiſche unſerer deutſchen Bildung vernachläſſigt, ebenſo ſehr läßt man ſich auch mit ſehr ſicherm praktiſchen Blick die Pflege der Specialitäten angelegen ſein, und das iſt es, worin die Franzoſen ihresgleichen ſuchen.

Da hat jedes nur einigermaßen gut beſetzte politiſche Blatt ſeine zwei, drei oder auch mehr politiſchen Publiciſten, die ſich in der Abfaſſung der Tagesüberſicht („Bulletin") ablöſen und deren jeder ſich mit einer beſondern politiſchen Staatengruppe

näher beschäftigt, um, je nach Bedarf, die sie betreffenden Vorgänge in leitenden Artikeln zu erläutern. Da gibt es Specialisten für die algerischen Fragen und die Angelegenheiten, welche ins Bereich der Nationalökonomie gehören, ein vierter beschäftigt sich nur mit kirchlichen, ein fünfter einzig mit ethnographischen Studien, während, wie sich von selbst versteht, literarische, dramatische und musikalische Kritik, ebenso wie die geistreich-plaudernde Chronik der Tagesereignisse aus dem Leben und der Gesellschaft, durchaus verschiedene Fächer bilden, die gleichfalls verschiedene Persönlichkeiten zu Vertretern haben. Ueber dem Ganzen aber schwebt als belebendes Princip der Redacteur en chef, dessen Hauptkunst einzig darin liegt, die ihm zu Gebote stehenden Kräfte am richtigen Platze, d. h. in ihrer Specialität, zu verwenden.

In auswärtigen Angelegenheiten allerdings ließen sich die Franzosen nicht selten größere oder kleinere Schnitzer zu Schulden kommen, und namentlich die Geographie Deutschlands — in den Tagen des sechsunddreißigfachen Vaterlandes — wollte nicht recht in ihr Gedächtniß. Allein wir haben ja neuerdings selbst dazu beigetragen, diese mnemotechnische Schwierigkeit in etwas zu beseitigen.

In frühern Zeiten war das bei uns in Deutschland, ganz besonders aber in England so sehr ausgebildete System der Originalcorrespondenzen aus fremden Ländern und Städten arg vernachlässigt. Alle Welt behalf sich mit den sehr wenig originalen Mittheilungen und Briefen, welche die für telegraphische Depeschen und politische Berichterstattung allein monopolisirte Agentur Havas den Zeitungen autographirt und frei ins Haus zu liefern pflegte. Außer der „Times" und etwa einem turiner oder madrider Blatte ward damals auf einem pariser Redactionsbureau kaum ein auswärtiges Blatt gefunden. Herr Havas schrieb alles, übersetzte alles, kurz lieferte alles .... was dem Gouvernement angenehm war. Die Welt hätte können aus ihren Fugen gehen, und kein pariser Publicist erfuhr etwas davon, — wenn die Agentur Havas es für gesinnungstüchtig erachtete, das Ereigniß ihren Abonnenten zu verschweigen. Telegraph, Uebersetzer und die Correspondenten aus der verschiedensten Herren Länder, die

meiſt wohlbehalten und bei kärglichem Lohn ihr Daſein in Paris ſelbſt friſteten, mochten ſie ihre Briefe aus Peking oder Neuyork, Konſtantinopel oder Altona datiren, alles, alles machte in kaiſerlich privilegirter bonapartiſtiſcher Geſinnung, und die gemeinſchaftliche Quelle von allem, was ſich auf Politik bezog, waren die „blauen Havas'ſchen Blätter".

Das iſt nun auch etwas anders und beſſer geworden. Seit dem italieniſchen, mehr aber noch ſeit dem ſchleswig-holſteiniſchen und deutſchen Kriege iſt der alleinſeligmachenden Gewalt der monopoliſirten Agentur bedeutend Abbruch geſchehen. Faſt jedes der hervorragendern Organe der politiſchen Tagespreſſe hat ſeine eigenen Berichterſtatter in Rom oder Florenz, in Madrid oder Barcelona, London, Wien und ganz beſonders jetzt in Berlin, deſſen hervorragende Wichtigkeit als künftige Capitale des geeinigten Deutſchland ſelbſt von Herrn Veuillot nicht mehr in Abrede geſtellt wird.

Neben dem Chefredacteur, welcher alle hierhergehörigen Angelegenheiten regelt und den geſammten Inhalt des Blatts leitet, beſchäftigt ſich der „Directeur" einzig mit dem Betriebe des Journals, indeß der „Gerant" als der dem Geſetz allein Verantwortliche die Stellung der Zeitung den Behörden gegenüber vertritt. Um Gerant zu ſein, brauchte man das Pulver nicht erfunden zu haben. Die Regierung autoriſirte den, deſſen „gute Geſinnung" ſich fleckenlos präſentiren konnte. So kam es, daß z. B. der frühere Gerant der „Patrie" den Stand der Unſchuld ſo weit trieb, mit den zur Unterzeichnung ſeines Namens nothwendigen kabbaliſtiſchen Schriftzeichen niemals auch nur den geringſten vertrauten Umgang gepflogen zu haben. Der damalige Beſitzer der „Patrie", der durch ſeine ſpiritiſtiſchen Schrullen bekannte Herr Delamarre, hatte ob dieſer Unwiſſenheit doch eines Tags Gewiſſensbiſſe, und ſo ließ er denn Freund Garat in eins der kleinen Bureaux der Redaction mit einer Fünfhundertfrancnote und der Weiſung einſperren, die auf derſelben befindliche Unterſchrift des Bankdirectors Garat ſo lange nachzumalen, bis die Züge ſich dem Gedächtniß des Geranten der „Patrie" unverlöſchlich eingegraben. — Vierzehntägige mühevolle Arbeit! — Darauf Befreiung aus der Clauſur und die traurige

Gewißheit, daß der Gerant in dieser Zeit statt seines Namens sich den — des andern Bankdirectors, Soleil, genau genug eingeprägt, um ihn mit unverkennbarer Mühe aus dem Gedächtniß nachzuschreiben!!

Verantwortlich der Behörde gegenüber sind in Frankreich außer dem Geranten auch noch der Drucker und die Verfasser der einzelnen Artikel, weshalb das Gesetz deren Namensunterschrift am Fuß jedes Aufsatzes erheischt. Für gewisse Fälle, in denen die Gesammtredaction die Vertretung der betreffenden Mittheilungen zu übernehmen gewillt ist, hat man die Unterzeichnung derselben durch den „Secretär der Redaction" eingeführt; meistentheils eine mythische Persönlichkeit, die dem Geschlecht der obengedachten Garats gewöhnlich sehr nahe verwandt ist.

Man kennt bei uns in Deutschland die sogenannten „Prämien" als Reiz- und Lockmittel für Abonnenten nur bei Blättern belletristischen Inhalts, und auch da nur bei denen untergeordnetern Ranges; hier in Paris ist die Sitte allgemein, sowol für die großen Revuen als auch für die großen politischen Zeitungen. Die Prämien variiren in den mannichfachsten Abarten und fangen mit ramponirten Exemplaren Doré'scher Illustrationswerke an, um über mehr oder weniger romantischem Lesefutter aus Michel Lévy's Romanbibliothek bis zur Gratislieferung noch eines andern Journals, oder zu der von Leinen-, Baumwollen- und Wollenwaaren zu gelangen, und endlich gar mit Kistchen voll halbvertrockneter Orangen zu enden.

Die Prämie, welche Alexander Dumas Vater beispielsweise in diesem Jahre gab, war einer seiner alten Romane mit — einer eigenhändigen Dedication an die betreffenden Abonnenten seines „Mousquetaire".

A tout seigneur tout honneur! Beginnen wir unsere Rundschau mit den beiden „Moniteurs", von denen der ältere des Morgens, der nachgeborene des Abends erscheint, und welche noch ganz und gar die Stellung jener mit Privilegien überbürdeten Seigneurs einnehmen, denen für alle übrigen Gebiete des Staatslebens durch das reinigende Ge-

witter des Jahres 1789 der Garaus gemacht worden. Aber dieſes Jahr, ſo gefährlich für die andern, war es, welches dem officiellſten aller officiellen Organe das Leben gab. Am 24. Nov. 1789 erſchien es zum erſten mal als „La Gazette nationale ou le Moniteur universel", und ſeit dieſer Zeit, obgleich immer Privateigenthum, iſt es doch ſtets das bevorzugte Organ aller der verſchiedenen Regierungen geblieben, welche Frankreich ſeit den Tagen der großen Revolution bis heute von ſich Beſitz ergreifen ſah.

Der Morgen- wie der Abendmoniteur, Eigenthum des Herrn Dalloz, ſind — noch niemand hat erfahren, mit welchem Schein des Rechts — von der Verpflichtung befreit, ſich als politiſche Blätter dem Stempel zu unterwerfen. Ein Jahresabonnement auf den großen Moniteur koſtet 40, ein ſolches für den kleinen nur 15 Frs. Der letztere aber iſt namentlich für den Einzelverkauf in Paris à 5 Cts. die Nummer berechnet, weshalb er nie verfehlt, auf der vierten Seite ein vollſtändiges Theaterverzeichniß u. ſ. w. zu veröffentlichen. Des Stempels wegen (ich ſchreibe das im Februar 1867 und vor der Debatte über den neuen Preßentwurf, der übrigens im großen und ganzen wenig zum Guten verändern wird) iſt es den andern politiſchen Blättern — da derſelbe ſich allein ſchon auf 6 Cts. beläuft — völlig unmöglich, mit dieſem Regierungsjournal zu concurriren. Der „Moniteur" zerfällt in zwei Theile, den officiellen und nichtofficiellen. Der erſtere enthält alle Decrete, Ernennungen und alle jene Briefe des Kaiſers an ſeine Miniſter und ſeiner Miniſter an ihn, welche in neuigkeitsarmer Zeit federkauenden Journaliſten Stoff in Hülle und Fülle für ſeitenlange Artikel und Correſpondenzen zu liefern pflegen. Der nichtofficielle Theil wird gewöhnlich zu kleinern Entrefilets benutzt, durch welche das Publikum in mehr oder weniger aphoriſtiſcher Form über gewiſſe Ab- und Anſichten der Regierung aufzuklären iſt. Darauf folgt dann das „Bulletin", das in ſorgfältiger Sichtung eine Aneinanderreihung des Zuverläſſigſten bringt, was die Havas'ſche Depeſchenanſtalt in den letzten 24 Stunden der ſtaunenden Welt kund und zu wiſſen gethan. Hieran ſchließen ſich nicht ſelten auch Originalmittheilungen, die, Geſandtſchaftsberichten entnom-

men, nicht Stoff genug darboten, um zu längern Correſpondenzen ausgeſponnen zu werden. Man kann im allgemeinen annehmen, daß, was das Moniteur-Bulletin enthält, als thatſächlich richtig anzuſehen iſt. Nach dem Bulletin, das der Abendmoniteur gewöhnlich auszugsweiſe wiedergibt und das nur Mittwochs in ihm durch einen längern orientirenden Artikel über den Stand der auswärtigen Politik erſetzt wird, den die Redaction direct aus dem Miniſterium des Aeußern empfängt, nach dem Bulletin veröffentlicht der „Moniteur" noch eine große Anzahl ſogenannter Originalcorreſpondenzen, die, obwol ſie faſt alle — die florentiner Briefe ſind z. B. ausgenommen — in Paris angefertigt werden, eine ungemeine Fülle des Wiſſenswertheſten aus dem Gebiet der Volkswirthſchaft, Statiſtik u. ſ. w. über die Länder, die ſie behandeln, enthalten, da ihren Verfaſſern die geſammte eingehende Conſular- und Geſandtſchaftscorreſpondenz, ſobald ſie zur Veröffentlichung geeignete Gegenſtände behandelt, zur Verfügung geſtellt wird. Durch das in dieſen Briefen zuſammengetragene Material wird der „Moniteur" unſtreitig eins der intereſſanteſten Journale, dem aber namentlich in Deutſchland in dieſer Beziehung noch bei weitem nicht die rechte Würdigung zutheil geworden. Die literariſche, dramatiſche und Kunſtkritik des Morgen-Moniteur liefert in wöchentlichen, gewöhnlich Montags erſcheinenden Artikeln, Théophile Gautier. Es muß eine eigene Sache ſein, um die officielle Kritik! Jedenfalls iſt Gautier's „Milde" ſprichwörtlich geworden, und ein beiſpielsweiſe ſelbſt von ihm nicht gelobtes Stück (zum wirklichen Tadel bringt er es ſelten) iſt ſicher ſchon am erſten Abend ſeiner Aufführung durchgefallen!

Die Chefredaction des „Moniteur" liegt ſeit einiger Zeit in den Händen des von der Regierung Herrn Dalloz octroyirten Advocaten Norbert Billiart, eines Mannes, der ſich bisher nur als Herausgeber eines monatlich erſcheinenden gerichtlichen Anekdoten- und Plauderalmanachs, der „Monde juſticiaire", bekannt gemacht hat.

Den beiden Moniteurs am nächſten im Vertrauen des Gouvernements und vornehmlich zu geheimnißvollen Offenbarungen benutzt ſind die Geſchwiſterjournale „Conſtitutionnel" und „Pays". Letzteres, auch „Journal de l'Empire" ge-

tauft, hat in der neueſten Zeit freilich viel von ſeinem frühern hochofficiöſen Charakter verloren — wurde es doch eine Zeit lang, am Ende der funfziger Jahre, von Drouyn de Lhuys höchſteigenhändig redigirt —, und dient jetzt dazu, der Welt zu zeigen, wie ſich die kaiſerliche Politik im Gehirn der Ergebenſten der Ergebenen, der bonapartiſtiſchſten Bonapartiſten widerſpiegelt, die in dem Führer der äußerſten Rechten der allergetreuſten Majorität des Geſetzgebenden Körpers, Herrn Granier aus Caſſagnac (oder de Caſſagnac, wie er ſich verſchämt zu nennen liebt) ihren treffendſten Repräſentanten gefunden haben. Der „Conſtitutionnel" gehört zuſammen mit dem „Pays" einer Actiengeſellſchaft an, die ſeit mehr als drei Jahren ſchon unter Sequeſter ſteht und aus den Tagen von Mirès und Grandguillot noch die ſchmachvollſten Erinnerungen journaliſtiſch-ſpeculativer Tripotage mit ſich herumſchleppt. Redacteur en chef dieſes Regierungsorgans par préférence iſt der Typus eines officiellen Journaliſten, Herr Paulin Limeyrac, ein Meiſter im Erfinden lobender Phraſen und Schlagwörter, ein Mann der aller Welt nacheinander — ich meine natürlich hier nur Leute aus der napoleoniſchen Welt — Schmeichelhaftes zu ſagen verſtand, und der in ſeiner Jugend goldenen Tagen liberal, ja mehr als das geweſen, bis er mit kühnem Sprung von der damals Girardin'ſchen „Preſſe" über die „Patrie" hinweg ſich zum vergoldeten Ruheſeſſel des „Conſtitutionnel" hinüberſchwang, von dem ihn nur die längſterſehnte Ernennung zum Staatsrath oder gar zum Senator befreit, für welch letztere Würde ihm das Schickſal ſeines glücklichern Collegen Laguerronnière als noch immer unerreichtes Ideal vor Augen ſchwebt. Die Wahrheit zu ſagen, iſt Herr Limeyrac ein ſehr talentvoller Schriftſteller, ja ſelbſt ein höchſt begabter und tiefgebildeter Mann, deſſen Fähigkeiten aber im Joch officiöſer Publiciſtik und leiſetretenden, feierlichen Orakeltones nach und nach zu verkümmern drohen.

Und in der That, Herr Limeyrac empfängt Orakel, und hat er ſie empfangen, dann werden ſie in zwanzig- und mehrzeilige Artikel umgeſetzt und auf der erſten Seite des Blattes in durchſchoſſenen, halbfetten Lettern zum Abdruck gebracht. Iſt aber der Herr Chefredacteur einmal übler Laune, oder

paßt es ihm nicht, seine wichtige Unterschrift für Offenbarungen geringern Grades oder zweifelhaftern Werthes herzugeben, so setzt er, wie noch neulich, entweder den Orakelspruch selbst an Stelle eines daraus zu spinnenden Artikels in seiner ursprünglichen und abgerissen-delphischen Form auf die erste Seite des Blattes, gewöhnlich zum Entsetzen aufmerksamer und zeichenkundiger Börsenmänner, oder er beruft seinen Untergott, Herrn Boniface, und der muß dann zeichnen.

Herr Boniface ist der Alterspräsident der pariser Journalistik, der, da er den „Constitutionnel" nie verlassen, in zwei Jahren sein funfzigjähriges Jubiläum in dessen Bureaux feiern wird. Gewöhnlich besorgt er die „Küche" des Journals, vertheilt den Stoff, plündert die Provinz- und auswärtigen Journale, setzt die „Faits divers" zusammen und ist durch diese vielseitige Thätigkeit als „chef de cuisine" dergestalt ein Prototyp geworden, daß im journalistischen Jargon ein „Boniface" eine Person bedeutet, welche die gedachten Obliegenheiten erfüllt und die natürlich für jede Zeitung durchaus unentbehrlich ist. Herr Boniface gehört nicht zu den bevorzugten Geistern, aber er darf sicher sein, seinen Namen so der Nachwelt überliefert zu sehen. Er also unterzeichnet die fertig vorliegenden Orakel zweiten Grades, die zwar auch sehr zuverlässig, aber noch bei weitem mysteriöser gehalten sind als die Offenbarungen Limeyrac's. Sie verhalten sich zueinander etwa wie das Rauschen des heiligen Hains zu Dodona zum hysterisch abgebrochenen Schrei der delphischen Jungfrau. Seit neuerer Zeit taucht hier und da noch ein Prophet gar dritten Ranges auf, Herr C. Piel, der aber im Grunde ebenso wenig zu sagen weiß, als zu sagen hat.

Das politische Bulletin des „Constitutionnel" wird abwechselnd von den Herren Simon, Chauveau und Joncières geschrieben. Als dreimonatlicher Secretär Kaiser Maximilian's I., dem er nach Mexico gefolgt war, ist Herr Chauveau namentlich in transatlantischen Dingen zu Hause, während Herr Eduard Simon, ein geborener Berliner und ehemaliger Mitarbeiter der „Nationalzeitung", als jetzt naturalisirter Franzose namentlich die deutschen und österreichischen Angelegenheiten, letztere besonders mit großem Glück, behandelt.

Das kritiſche Feuilleton des beſprochenen Journals ſchreibt der anekdotenreiche Neſtor Roqueplan, ehemals Director der großen Oper, eine der bekannteſten Perſönlichkeiten des leichtlebigen, journaliſtiſchen Paris. Einen beſondern Glanz verſchafften aber dem ſonſt im ganzen recht inhaltsleeren halbofficiellen Organ die „literariſchen Montagsbriefe" des mit Recht gefeierten Akademikers und Senators Sainte-Beuve, der als der Großmeiſter der modernen franzöſiſchen Kritik betrachtet werden muß. Die Schärfe ſeines Urtheils iſt ebenſo bewundernswerth als die Feinheit ſeiner Ausdrucksweiſe und die Anmuth ſeines Stils, die zuſammen von einer maßvollen und dennoch energiſch Partei ergreifenden Anſchauung getragen werden.

Ueber die Geſammthaltung des Blattes läßt ſich nur ſagen, daß es abhängig iſt und allüberall der Windroſe der kaiſerlichen Staatskunſt folgt; nur will man in den deutſchen Angelegenheiten ſeit längerer Zeit eine Hinneigung zu depoſſedirten Fürſten bemerkt haben, die nicht ganz im Einklang ſteht mit der officiellen Politik. . . .

Wie ſchon erwähnt, hat das „Pays" unter Herrn Granier de Caſſagnac viel von ſeiner officiöſen Bedeutung und noch mehr von ſeinen Abonnenten verloren. Während der „Conſtitutionnel" von ſeinen frühern 22000 Abnehmern doch noch an 10000 zu erhalten wußte, beſitzt das „Pays", die Gratisexemplare miteingerechnet, deren kaum noch 1200. Auch Zahlen haben ihre Beredſamkeit. Herr Granier ergreift nur ſelten das Wort, deſto vorlauter iſt ſein Sohn Paul de Caſſagnac, der aus lauter Wonne, endlich ein Journal zu ſeiner Verfügung zu haben, nicht aufhört, literariſche Purzelbäume zu ſchlagen und recht in ſeinem Herrn vergnügt, aber in wenig gehobelter Weiſe, rechts und links anzuſtoßen. Der junge Mann nimmt Grobheit für Kraft, Ungeberdigkeit für Würde und tolles Schreien für das Kennzeichen eines moraliſchen Standpunkts; kurz durch ihn wurde dem Journal der Charakter eines Skandalblattes in optima forma aufgedrückt. Seine und ſeines würdigen Genoſſen Ulyſſe Pic traurige Polemik gegen Belgien iſt auch in Deutſchland bekannt, bekannter ſelbſt als ſie es verdient. Endlich zeichnete ſich auch in der Luxemburger Frage dieſes Blatt durch ein Betragen

aus, welches die franzöſiſche Regierung zwang, es förmlich — zu desavouiren.

Eine der bevorzugteſten Zeitungen, das eigentliche Nachrichtenblatt iſt die „Patrie“, deren durchaus gouvernementale Geſinnung ſich nur äußerſt ſelten zu einem leiſen Schmollen herbeiläßt, obgleich ihr Redacteur en chef in jeder Polemik es ſich höflichſt, aber entſchieden verbittet, als „Officiöſer“ behandelt zu werden. Dieſer Mann, Erneſt Dréolle, verdankt ſeine Stellung der Kritik, die er als Herausgeber eines kleinen Provinzblattes in St.-Quentin über eins der chauviniſtiſchen Spectakeldramen des verſtorbenen Cabinetsſecretärs des Kaiſers, Mocquard, geſchrieben. Auch hatte er in jener Stadt das Kaiſerreich — wenigſtens im Theater — ſchon vor dem 2. December proclamiren laſſen. Dergleichen Großthaten durften nicht unbelohnt bleiben, und ſo kam Herr Dréolle nach Paris. Erſt vor kurzer Zeit iſt die „Patrie“ von ihrem bisherigen Beſitzer Delamarre, der ſie im Jahre 1846 für 1500 Frs. erſtanden, an den Crédit foncier für 1,500000 Frs. verkauft worden. So bewährte ſich an Herrn Delamarre, dem Spiritiſten, das nicht vorhergeſehene Wort der Schrift: „Etliches trug tauſendfältige Frucht.“

Ich nannte die „Patrie“ das Nachrichtenblatt par excellence, und in Wahrheit, ſie beſitzt die ausgezeichnetſten Verbindungen in den hohen und höchſten Regionen. Zunächſt ſteht ſie noch aus den Zeiten Mocquard's her in lebhaftem Zuſammenhang mit dem Privatcabinet des Kaiſers; ſodann wird ihr Chefredacteur Herr Dréolle faſt allmorgendlich vom Staatsminiſter Rouher, dem Großvezier Frankreichs, in beſonderer Audienz empfangen und in eingehendem Geſpräch über alle Fluctuationen der innern wie äußern Politik auf dem Laufenden erhalten. Ferner iſt einer der Redacteure, Herr Outrebon, tagtäglich ein Gaſt des Auswärtigen Amts, wo er das zur Veröffentlichung beſtimmte Material dieſes Departements in Empfang nimmt, während der ehrwürdige Père Launoy die Miniſterien des Kriegs und der Marine abgraſen und dort von den wichtigſten eingehenden Schriftſtücken Copie nehmen darf. Schließlich aber läßt der Chef des Crédit foncier, Herr Fremy, in allen finanziellen Fragen ſeinem Blatt die nöthigen In-

formationen natürlich zuerſt zugehen. Die „Patrie“ vertritt mit ihren 18000 Abonnenten den Standpunkt des friedliebenden, gemäßigt chauviniſtiſchen Bourgeois, der das Kaiſerthum gern acceptirt, weil es ihm Ruhe und Ordnung gebracht hat. Das Feuilleton leitet Eduard Fournier, ein gewiſſenhafter Mann, der namentlich genauer Kenner der Geſchichte von Paris (eines ſeiner Werke: „Chronique et légendes des rues de Paris“ wurde öfters in dieſem Buche erwähnt), übrigens auch Verfaſſer mehrerer von der Akademie preisgekrönter Schriften iſt, die vielleicht nur darum wenig gekannt werden. Eine Specialität der „Patrie“ ſind die wiſſenſchaftlichen Cauſerien von „Sam“, die allwöchentlich in ſehr geiſtreicher Weiſe Mannichfaltiges aus techniſchem und ſcientifiſchem Gebiet beſprechen.

Dieſem Regierungsorgan ſehr nahe ſteht der jugendliche „Etendard“, der, obwol zur Zeit das einzige politiſche Blatt, deſſen Einzelnummer nur 10 Cts. koſtet, dennoch danach ſtrebt, ein gut kaiſerliches „Journal des Débats“ zu werden und mithin ſeine Leſer in den höhern Schichten der Geſellſchaft ſucht. Des „Etendard“ beſte Verbindung dürfte im Miniſterium des Innern zu ſuchen ſein, von welchem das Blatt, wie behauptet wird, dieſelbe Summe als Unterſtützung bezieht, die vorher der „Revue Contemporaine“ aus Staatsmitteln gewährt geweſen ſein ſoll. Die journaliſtiſch geſchickte Leitung des Herrn Vitu, der ſich in ſeinen Mußeſtunden, außer mit der Herausgabe eines einträglichen Finanzjournals, auch noch mit einer auf die Quellen baſirten „Geſchichte der franzöſiſchen Heeresentwickelung“ beſchäftigt, hat dem „Etendard“ bereits zu 6500 Abonnenten verholfen, unter denen ſich, wie neulich eine pomphafte Annonce beſagte, 9 Monarchen, 27 Miniſter und 30 Geſandte befinden, eine Ankündigung, die bei den zumeiſt inſerirenden Apothekern und Geheimmittelfabrikanten nur eine ſehr mittelmäßige Anerkennung fand.

Eine Nuance weiter nach links, das richtige Blatt der Mitte, iſt das patentirte, ſeinbehandſchuhte Hofjournal „La France“, das Journal der „Impuissants“, deſſen Oppoſition — wenn ſie überhaupt kundgegeben wird — nur in dem Misvergnügen wurzelt, ſeine Patrone nicht eben als active Theilhaber der Gewalt im Rathe des Kaiſers zu ſehen. Der

unſichtbare Chefredacteur des Blattes iſt der Senator Laguerronnière, der durch die ihm vom Kaiſer dictirte Broſchüre: „Le Pape et le Congrès" (1860) zu Ruhm und Anſehen gekommen. In neuerer Zeit iſt der Redaction als ſtändiges Mitglied der bekannte däniſche Preßagent Hanſen beigetreten, der bei den ausgeſprochen öſterreichiſchen Tendenzen des Blattes die 8300 Abonnenten zuweilen durch eine preußiſch gefärbte Nachricht nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Die Theaterkritik dieſes eckenloſen oder nach dem Ausdruck des Prinzen Napoleon: „enguirlandirten" Journals liefert der bekannte erſte pariſer Correſpondent der „Indépendanc belge" und Schwager Victor Hugo's, Paul Foucher, ein Mann, der keiner Fliege etwas zu Leide thun, aber der für eine „gute Nachricht" ſeinen eigenen Bruder verkaufen würde. Die „France" ſtellt ſich gern als das Lieblingsorgan der Kaiſerin und der ihr anhängenden Kreiſe hin, und es iſt nicht zu leugnen, daß dies Blatt in jenen Regionen eines Anſehens genießt, das nicht ſelten auch ſehr vortheilhaft auf die ihm zugehenden Informationen zurückwirkt.

Einer ganz anderen Gattung der Journaliſtik gehört das in literariſcher Beziehung am höchſten ſtehende politiſche Blatt Frankreichs, das „Journal des Débats" an. Man könnte ſagen, es ſei das akademiſchſte Journal Frankreichs. Obwol ſein Chefredacteur Bertin, der Enkel des Gründers, es ſelbſt ein „Journal des principes" getauft, obgleich es ſeiner Anſicht nach nur für 500 Perſonen in Europa geſchrieben wird, ſo hat doch dies frühere Hauptorgan des Orleanismus ſich äußerlich wenigſtens zum Kaiſerthum bekannt und ſich auf einer Abonnentenhöhe von etwa 8000 zu erhalten gewußt. Seine Redacteure, durchgängig Zöglinge der Ecole normale und mit wenigen Ausnahmen Profeſſoren der Univerſität, ſind meiſt individuell ausgeprägte Charaktere und daher ſchwer unter Einen Hut zu bringen. Man darf deshalb hier nicht jene Einheit des redactionellen Gedankens ſuchen, die für andere Zeitungen Lebensbedingung zu ſein pflegt. So kann man mit Leichtigkeit unter den ſtändigen Mitarbeitern des Blattes vier verſchiedene politiſche Gruppen unterſcheiden. Zunächſt ſind da die Imperialiſten, mit liberal-parlamentariſchem Anſtrich; zu ihnen gehören die Herren Bertin, Sylveſtre de Sacy, jetzt

kaiserlicher Senator, Baudrillart, Dottain und Albert Petit. Ihnen folgen die Orleanisten, als: St.-Marc Girardin, nebenbei begeisterter Philhellene, Eugène Yung, und Prevost Paradol, die gefürchtetste Feder der Julidynastie, dessen parlamentarische Ansichten nach englischem Muster dem Kaiserthum so gefährlich erscheinen, daß es ihm das Wort abschneidet, wo es kann; wurde doch seinetwegen der „Courier du Dimanche" unterdrückt. Prevost Paradol, der jugendliche Akademiker, ist eine der elegantesten Federn des jetzigen Frankreich; er hört sich gern den modernen Juvenal nennen und hat allerdings bei scheinbarer Mäßigung dem herrschenden Régime weit tödlichere Wunden beizubringen gewußt, als die turbulentesten und rothesten Schreier. Als Quasi-Demokraten der alten Schule gelten der aus dem „Charivari" übergetretene Caraguel, der gewöhnlich das Bulletin schreibt, welches gerade bei den „Débats" am meisten individuelle Färbung zeigt, und Edouard Laboulaye, der auch in Deutschland berühmte Verfasser von „Paris en Amérique", einer vernichtenden Darstellung der heutigen Zustände der Capitale von Frankreich. Eine vierte Gruppe endlich bilden die Nationalökonomen, die sich entweder wie John Lemoinne mit vielem Geist in politischen Sachen stets auf den Nützlichkeitsstandpunkt stellen, einen Horizont, den sich auch Xavier Raymond zu eigen gemacht, oder die, wie der Senator Michel Chevalier, die großen volkswirthschaftlichen Fragen behandelnd, vor allem das in Frankreich noch viel angefochtene Banner des Freihandels hochhalten und in dieser Beziehung wiederum mit dem Kaiser selbst und mit Rouher an einem Strange ziehen. Von Zeit zu Zeit finden auch diplomatische Briefe über auswärtige Angelegenheiten durch die „Débats" Veröffentlichung, die dann meist auf Grund inedirter Actenstücke verfaßt wurden. Ihre gewöhnlichen Autoren sind Herr Génie, ein ehemaliger Secretär Guizot's und der preußische Consul Dr. Bamberg, welch letzterer namentlich seit Jahren auf diese Weise nicht wenig zur rechten Würdigung deutscher Angelegenheiten beigetragen hat. Außerdem bringt diese Zeitung fast täglich literarisch-kritische Aufsätze von bleibendem Werth, während der alte König des Feuilletons, Jules Janin, die dramatische Kritik in einer Weise handhabt, die, seit ihn die Lust angewan-

delt, Akademiker zu werden, in ſehr augenſcheinlicher Form mit einem aufdringlichem Claſſicismus kokettirt, welcher dem einſt ſo leichtfüßigen und geiſtſprühenden Feuilletoniſten ziemlich ſchlecht zu Geſicht ſteht.

Bei weitem dynaſtiſcher, aber mit kohlſchwarz ultramontaner Farbe iſt die jetzt dem viel verleumdeten Speculanten Mirès gehörige „Preſſe", deren Chefredacteur Herr Cucheval-Clarigny es verſtanden, ſie von 22000 auf wenig über 9000 Abnehmer herunterzuredigiren. In der That iſt die „Preſſe" mit ihren Redacteuren de la Ponterie und Baragnon zur Zeit eins der langweiligſten Journale von Paris. Die finanziellen Renſeignements der „Preſſe" ſind ſtets nur mit höchſter Vorſicht aufzunehmen. Den Glanzpunkt bilden dagegen die theatraliſchen Kritiken Paul de Saint-Victor's, der noch aus der frühern Girardin'ſchen Periode des Blattes demſelben treu geblieben iſt.

In demſelben Hauſe mit der „Preſſe" hat ihr früherer Eigenthümer Emile de Girardin, jetzt Herausgeber der „Liberté", ſein Quartier aufgeſchlagen. Wie Girardin einer der eigenthümlichſten Charaktere unſerer Zeit, ſo iſt auch die „Liberté" eines der ſeltſamſten journaliſtiſchen Erzeugniſſe der Gegenwart. Der Glückliche, der eine Zeit lang ſeine Leſer täglich mit einer „Idee" zu überraſchen vermochte, die gewöhnlich durch eine zu weit getriebene Conſequenz paradox und ſomit unpraktiſch wurde, wollte in der „Liberté" ſein Ideal eines modernen Journals verwirklichen und ſuchte daſſelbe in einer Verſchmelzung des ſogenannten „kleinen, literariſchen, oder unpolitiſchen" Journals mit einer politiſchen Zeitung zu erreichen. Mit jener raſtloſen Energie, die Girardin kennzeichnet und die, wie die Kraft ſeiner Initiative, von ſeinen Landsleuten, denen er nicht in die Chablone paßt, faſt niemals entſprechend gewürdigt worden, ging er ans Werk. So theilte er ſein Blatt in unzählige Unterabtheilungen, die, mit möglichſt pikanten Ueberſchriften verſehen — wobei etwas Bänkelſängerton gern mitunterlief —, die Leſer orientiren und ihre Aufmerkſamkeit feſſeln ſollten. So beſteht denn ſein Blatt aus den „Questions du jour" und einer Anzahl von „Mondes", die von der Monde politique, commercial, financier, religieux, scolaire, théâtral, scientifique u. ſ. w. bis zur Monde gastronomique reichen,

in welcher der famoſe Baron de Briſſe tagtäglich einen Küchenzettel ſervirt, der den Appetit reizt, wie Caviar. Heute energiſcher Freund des Friedens à la Elihu Burrit, iſt Emile de Girardin morgen mit gleichem Aplomb der Verfechter des Kriegs, natürlich nur um dem Kriege den Krieg zu erklären, „la guerre à la guerre", und ſo das Princip durch deſſen Verleugnung zu retten. Die „Liberté", welche, ſolange ſie zu 10 Cts. pro Nummer verkauft wurde, einen Leſerkreis von faſt 40000 beſaß, iſt jetzt bei dem Preiſe von 3 Sous (15 Cts.) auf den Stand von 13500 Exemplaren herabgeſunken. Girardin, der „der Actualitiät" wegen die Montagskritiken unterdrückt hat, läßt jetzt Theater- und Muſikberichte gleich am Tage nach den betreffenden Aufführungen veröffentlichen. Sein dramatiſcher Referent, Caſtagnany, iſt ein etwas ſtelzbeiniger Geſell, und ſein Muſikkritiker, der feurige Gasperini, einer der wenigen pariſer Wagnerianer „aus Ueberzeugung".

Der unabhängig-liberalen Färbung der „Liberté" am nächſten ſteht der „Temps", ein wirklich freiſinniges Blatt, für welches das Bankhaus Erlanger gemeinſam mit den mühlhauſer Induſtriellen Dollfuß und Koechlin das Grundkapital hergegeben, dem aber ſpäter, wie man ſagt, auch durch orleaniſtiſches Geld unter die Arme gegriffen worden iſt. Feſtgeſtellt ſcheint es, daß der „Temps" bisjetzt ſchon ein Kapital von 900000 Frs. verſchlungen und noch heute trotz ſeiner 7800 Abonnenten und der bekannten Inſeratenerträge kaum die Koſten deckt. Dies Journal muß ſeiner unbeſtrittenen politiſchen Ehrenhaftigkeit und Ueberzeugungstreue wegen an die Spitze der pariſer Preſſe geſtellt werden, wiewol es jetzt in deutſchen Angelegenheiten kaum für zurechnungsfähig gelten darf. Der Chefredacteur Neffzer, ein Elſaſſer, hat dem Blatt jene eigentlich deutſche Gediegenheit zu verleihen gewußt, die freilich oft gegenüber franzöſiſcher Elaſticität ſich wie doctrinäre Schwerfälligkeit ausnimmt. Die religiöſen und literariſchen Fragen in dieſem Blatt behandelt mit Würde und ſelbſt einem faſt hofräthlichen Tone, doch ſtets mit Talent und Sachkenntniß, Herr Scherer, ehemals Profeſſor an der proteſtantiſchen Facultät in Genf. Louis Ulbach, der ſogenannten Victor Hugo'ſchen Coterie angehörend, behandelt nach dem Loſungs-

wort dieser literarischen Gruppe die neuere dramatische Literatur in einem etwas sehr behäbigen Tone, dem sein musikalischer College, Weber, noch ein mürrisches Ingrediens hinzufügt, das seine Referate wenig genießbar und wenig beliebt macht. Allsonnabendlich dagegen taucht im Erdgeschoß des „Temps" ein lebhafteres Element auf, wenn August Villemot unter dem Titel „La Comédie contemporaine" die Ereignisse der Woche im Geiste eines voltairianischen Bourgeois bespricht, während die geistvollen, wenn auch etwas einseitigen Briefe Louis Blanc's über englische Verhältnisse dieselben zuerst in Frankreich ziemlich vorurtheilsfrei beurtheilen gelehrt haben.

Das eigentliche und vielgelesenste Volksblatt Frankreichs ist der imperial-demokratische „Siècle" des Herrn Havin, der es für seine 42000 Leser nie vergißt, daß die starken Farben der trägen Phantasie des Volks von nöthen sind. Das imperialistische Element herrscht innerhalb der demokratischen Neigungen dieses Journals dergestalt vor, daß es sich wohl hütet, in wichtigen Fragen dem Kaiserthum irgendeine unbequeme Opposition zu machen. Dies zeigte sich ebenso wie bei den Abstimmungen des Herrn Havin als Deputirter in der Kammer, der sich dort nie scheut, bei solchen Angelegenheiten die Reihen seiner Freunde von der wirklichen Opposition zu verlassen und mit der Regierungsmajorität zu stimmen; dies zeigte sich namentlich, als durch die Coalition von Nancy im Jahre 1865 sich Orleanisten, Legitimisten, Ultramontane, Republikaner und Demokraten von reinstem Wasser über ein Programm der Decentralisation einigten, das der Regierung die größten Verlegenheiten bereitete. Der „Siècle", leise unterstützt von der „Opinion nationale", war damals das einzige der sogenannten unabhängigen Organe, welches energisch gegen diese gefährliche Verbrüderung Front machte und das noch heute in allen ähnlichen Fällen die gleiche Richtung verfolgt. Dies zeigte sich ebenso noch im vergangenen Sommer, als das Blatt seine bisherige chauvinistische, Rheinufer-lüsterne Haltung sogar aufgab, um gegenüber dem Kriegsgeschrei der orleanistischen Journale die Regierung in ihrer dem Werk deutscher Einigung nicht feindlichen und jedenfalls ausgesprochen friedlichen Politik nach Kräften zu unterstützen. Herr Havin, der behäbige Volks-

mann, pflegt in den Bureaux ſeines Journals als unumſchränkter Autokrat zu herrſchen. Nur ſelten ergreift er die Feder, um mit gewichtiger Miene feierliche Trivialitäten der ringsaufhorchenden Abonnentenſchar zu verkünden; ſo erſt neuerdings, als er für die Errichtung eines Nationaldenkmals für Voltaire das Wort nahm und zu dieſem Zweck den Philoſophen von Ferney zu einem „Mann des Volks" machte! In politiſcher Beziehung ſtreng imperialiſtiſch, gehört dieſes populärſte Organ der franzöſiſchen Journaliſtik in kirchlicher zu der „alleräußerſten Fortſchrittspartei"; es beſitzt in der Perſon des Herrn Louis Jourdan, der ein ſonſt ehrenwerther, aber im Punkte des literariſchen Eigenthums nicht gerade zu ſcrupulöſer Mann iſt, einen Redacteur, deſſen einziges Geſchäft es iſt, früh, mittags und abends einen Jeſuiten, Prieſter oder ſonſt mit Rom in Verbindung Stehenden, roh oder am Spieß gebraten, zu verzehren.

Die elegantere Ausgabe des „Siècle", auf Velinpapier gleichſam, findet ſich in der „Opinion nationale" verkörpert, deren talentvoller Haupttredacteur, Adolphe Guéroult, ein ehemaliger St.-Simoniſt, die große Trommel zu rühren verſteht, wie kaum ſonſt einer. Dies Journal, anfänglich vom Bankhauſe Audiffret zur Bekämpfung des Crédit mobilier ins Leben gerufen, wußte ſich ſpäter der Unterſtützung des Prinzen Jerôme zu erfreuen, eine Erbſchaft, die der gegenwärtige Prinz Napoleon getroſten Muthes angetreten. Die „Opinion nationale" folgt in großen Zügen derſelben Richtung wie der „Siècle", enthuſiasmirt ſich leicht für „unterdrückte Völkerſchaften", ſpeit Feuer und Flamme gegen jegliche Prieſterwirthſchaft, eine Specialität, die hier Herrn Sauveſtre, einem frühern Schullehrer, zugefallen, beſchäftigt ſich durch Herrn Labbé mit der Arbeiterfrage, aber vorſichtig und mehr phraſenreich als wirklich eingehend, und iſt endlich Freund des Fortſchritts in jeglicher Geſtalt, weshalb ſie Herrn Alexander Bonneau, den Entdecker der von den Franzoſen gewonnenen Schlacht bei Leipzig, namentlich für die indiſche Leichenverbrennung energiſch Propaganda machen läßt. Der Meiſter ſelbſt, Herr Guéroult, intimer Freund des Prinzen Napoleon, weiß vorzüglich Senſationsartikel im Sinne der Hofdemagogie des Palais-Royal zu ſchreiben, die durch inneres

Feuer kräftig zu packen verstehen, sich aber nie über die Doctrinen jenes seichten Demokratismus hinauswagen, wie er seit 1789 patentirtes Eigenthum des revolutionsbegnadigten, freidenkerischen französischen Bürgers geworden. Ernste volkswirthschaftliche Artikel von Werth schreibt der „Opinion nationale" sehr häufig der Nationalökonom Ducoing; das Feuilleton über das Theater liefert Sarcey, oft scherzhaft „la bordure d'About" genannt, ein heller Kopf und scharfer Beurtheiler, auch als „Conférencier" des „Athenée" ausgezeichnet, während der schwarzgallichte Azevedo zur Verzweiflung strebsamer Musiker mit unerbittlicher Launenhaftigkeit und großem Geschick, wenn auch ohne tiefere musikalische Bildung, alldienstäglich darin die Opern- und Concertreferate publicirt. Die „Opinione nationale" hat jetzt 14000 Abonnenten.

Den Standpunkt endlich der reinen, fleckenlosen, unduldsamen Demokratie, des modernen Jakobinismus, vertritt das Organ des Comptoir d'Escompte, das „Avenir national", dessen Chefredacteur Peyrat, wie Robespierre, aus einem Priesterseminar hervorgegangen ist, während ein anderer seiner Redacteure, Gaïffe, sich aus einem Mitglied der „Gesellschaft des 10. December", die bekanntlich kaiserlicher war als das Kaiserthum, zu einem ganz angemessenen Aspiranten eines künftigen Clubs der Cordeliers umgewandelt hat. Der ehemalige Postdirector der Republik, Etienne Arago, handhabt die Theaterkritik in einem zuweilen etwas weinerlichen Tone, der ihn nicht verhindert neben Ulbach als eins der tönendsten Mundstücke der Victor Hugo'schen Literatur-Clique zu glänzen. Dem „Avenir national" verleihen seine spanischen, mexicanischen und holländischen Correspondenzen, die meistens den tendenziös gefärbten Mittheilungen des Comptoir d'Escompte entnommen sind, einen gewissen Werth; auch sind die Tageschroniken von Jules Claretie mit feinem Humor und nur selten allzu überströmender Sentimentalität geschrieben. Die im „Avenir national" erscheinenden volkswirthschaftlichen Artikel des Deutsch-Ungarn J. E. Horn erfreuen sich mit gutem Grund der anerkennendsten Beachtung der Fachkreise, wenn sie auch nicht von allen den 7500 Lesern des Blattes nach Verdienst gewürdigt werden.

Einen vielleicht noch unversöhnlichern Gegner als das Blatt

der revolutionären Demokratie beſitzt die kaiſerliche Regierung in dem älteſten Journal von Paris, der „Gazette de France", deren mit liberalen Spitzen verbrämte legitimiſtiſche Principien das an der Spitze des Blattes ſtehende Motto: „Tout pour le peuple et par le peuple" nur als eine grobe Ironie erſcheinen laſſen. Ihre Anſtrengungen für den Enkel Karl's X. werden vielleicht auch ſchon von den Redacteuren in ihrer Fruchtloſigkeit erkannt, aber ſie halten es trotz alledem und alledem für Ehrenpflicht, dem Sohne des heiligen Ludwig wenigſtens im Journalismus bis an ſein Lebensende ein Plätzchen offen zu halten. Die „Gazette" zählt, namentlich im Faubourg St.-Germain, noch viele hoffnungsſelige, der Heimkehr des Legitimen harrende Leſer, etwa 5000 an der Zahl. Sie iſt mit viel publiciſtiſcher Gewandtheit redigirt, und die literariſchen Kritiken, welche Herr de Pontmartin in der „Gazette" veröffentlicht, finden trotz ihrer oft beißenden Schärfe und trotz der Fülle ariſtokratiſcher Vorurtheile, die ihnen anhaften, in allen Lagern, namentlich ihres feinen Taktes und ihrer anmuthreichen Form wegen, die lebhafteſte Anerkennung.

Dieſes ein wenig liberaliſirende legitimiſtiſche Blatt, dem natürlich auch die ultramontane Sache warm am Herzen liegt, wird in dieſer Beziehung erſt recht ergänzt durch den offen-reactionär-klerikalen „Monde", der aus dem vom Gouvernement unterdrückten „Univers" hervorgegangen. Durch dieſe Maßregel wurde die ultraklerikale Partei Frankreichs einer ihrer tapferſten Federn beraubt, da es dem Chefredacteur, dem ebenſo geiſt- und kenntnißreichen als cyniſchen Louis Veuillot, von da an unmöglich gemacht war, ſeine modernen Kreuzzüge im Kapuzinerton gegen die civiliſatoriſchen Errungenſchaften der Gegenwart noch fernerhin fortzuſetzen. Er wird es aber, unter dem Schutze des neuen Preßgeſetzes, zur Erbauung aller Gläubigen und zum Amuſement aller Ungläubigen wol bald wieder aufs neue beginnen. Der „Monde", ein von faſt ſämmtlichen Pfarrern Frankreichs geleſenes Blatt, erſcheint in zwei Ausgaben, von denen die eine täglich, die andere nur dreimal wöchentlich den etwa 10000 Leſern der Zeitung zugeſandt wird, um ſie mit den Weltereigniſſen, ſoweit ſie ſich auf Rom und den Klerus beziehen laſſen, vertraut zu halten. Dies Blatt beſaß außer

seinen gutunterrichteten römischen und syrischen Correspondenzen, für welche nicht selten auch die päpstliche Nuntiatur in Paris den Stoff liefert, auch noch in Berlin einen Berichterstatter in der Person eines Herrn Hermann Kuhn, der die staatlichen, moralischen und kirchlichen Zustände Norddeutschlands in so geschickter Verzerrung darzustellen verstand, daß man ihn in gerechter Anerkennung seiner Verdienste vor kurzem — seine Pässe gegeben hat. Er lebt jetzt in Paris.

Zwischen dem „Monde" endlich und der „Gazette de France" steht noch die „Union", welche das ultramontane Programm der erstern Zeitung und die reactionären Grundsätze der letztern mit einem noch viel strengern Legitimismus versetzt hat und sich dabei aber doch etwas weltlicher gibt, als der ausschließlich-kirchliche „Monde". Diese drei Journale bilden mit dem „Avenir national" den Hauptherd der antidynastischen Opposition, soweit eine solche sich unter dem gegenwärtigen Preßrégime überhaupt an das Tageslicht wagen mag. Die 7500 Abonnenten der „Union" sind ausschließlich in klerikalen und aristokratischen Kreisen zu suchen; einer ihrer Hauptcorrespondenten lebt in — Graz. Der Chefredacteur der „Union" Herr de Riancey, ist ein besonders in der Führung einschneidender Polemik sehr gewandter Publicist, der den Priesterfressern vom „Siècle" und der „Opinion nationale", die seiner feinen Dialektik bei weitem nicht gewachsen sind, das Leben sauer genug macht.

Wir haben von dem Baron Brisse gesprochen, dem genialen Erfinder der „Speisezettel". Da die Presse von Paris einen solchen Kenner zu ihren Mitgliedern zählt, so würde es gegen den Geist derselben verstoßen, wollten wir mit einem so schwer verdaulichen Gericht schließen, als wir zuletzt genannt haben.

Hier unser Dessert.

Als vor etwa fünf Jahren, bald nach den ersten Erfolgen der berühmten Novemberdecrete, ein frischer geistiger Zugwind die erschlafften Geistesfacultäten der französischen Gesellschaft etwas aufzurütteln begann, traf sich's zufällig, daß ein Kind

des Glücks, ein Heros der Börſe und ein Mann ingeniöſer Einfälle zum dritten mal aus einem Krösus ein Bettler geworden war. Der bankrotte Börſenfürſt Millaud, „Polydore" Millaud, ein Sohn des Volks, ſah ſich kaum wieder am Bettelſtabe, als er aus deſſen Berührung, wie der Rieſe in der Fabel, wenn er im Kampfe mit höhern Gewalten die Erde, ſeine Heimat, wiederberührte, neue Kraft, neue Ideen ſchöpfte. Herr Millaud war, ehe er Bankier und Speculant geworden, unter anderm auch einmal — ich glaube in Bordeaux — Journaliſt geweſen. Es iſt indeß möglich, daß ich mich hierbei eines vielleicht zu euphemiſtiſchen Ausdrucks bediene, da ich eigentlich nur behaupten kann, daß er ſich durch die Feder ſeinen Lebensunterhalt verdiente.

Damals gründete er ein kleines Journal, in welchem er mit einer, wie ſich erwies, ſehr glücklichen Idee debutirte. Er veröffentlichte nämlich darin regelmäßig nach Art der kleinen deutſchen Wochen- und Kreisblätter eine wöchentliche Liſte der Geſtorbenen der Stadt und verfehlte nie, gewiſſenhaft den Namen des Arztes hinzuzuſetzen, welcher dem verſchiedenen Erdenbürger zur Reiſe ins beſſere Jenſeits verholfen. Es war natürlich, daß bald jeder der prakticirenden Jünger Aesculap's von dieſer Liſte geſtrichen werden wollte, eine Begünſtigung, die der ſpeculative Publiciſt ſich ebenſo natürlich theuer bezahlen ließ.

Als er ſich daher von der treuloſen Göttin des Börſenſpiels zum andern mal verlaſſen ſah, erinnerte er ſich ſeiner journaliſtiſchen Jugend, und beſchloß abermals ein publiciſtiſches Unternehmen. Mit dem ſichern Blick, der ihm in ſolchen Dingen eigen, hatte er bald erkannt, daß die durch Stempel und Cautionen arg belaſtete politiſche Preſſe dem immer mehr zu Tage tretenden Leſebedürfniſſe des Volks, eben des hohen Preiſes wegen, der ſie unzugänglich machte, nicht zu genügen vermöge. Gleichzeitig aber ſah er ein, daß ein billiges unpolitiſches Blatt, ſobald es einen großen Leſerkreis ſich errungen, in den Augen der Regierung ſehr wohlgefällig erſcheinen müßte. Millaud alſo machte eine Entdeckung à deux mains. Den Volksmännern durfte er ſagen: Unterſtützt mich, denn ich wirke mit der billigen Lektüre civiliſatoriſch für die Veredlung der Maſſen! Der Regierung aber flüſterte er zu:

Unterstütze mich, denn ich halte Tausende und Abertausende ab, politische Blätter zu lesen!

Und so geschah es. Millaud fand in beiden Lagern bereitwilligstes Entgegenkommen, als er am 1. Febr. 1862 mit der ersten Nummer seines „Petit-Journal" vor die Oeffentlichkeit trat.

Nicht als ob nicht auch schon vorher unpolitische oder, wie die Franzosen uneigentlich sagen, „literarische" Journale bestanden hätten; aber diese Blätter, wie der damalige „Figaro", der „Nain jaune" u. s. w. waren vermöge ihres Preises auch mehr für die begüterten Klassen der Gesellschaft berechnet. Sie lieferten Marzipan und literarisches Zuckerwerk — Millaud's „Petit-Journal" à 5 Cts. oder 1 Sou sollte dafür Kleienbrot darbieten.

Das war der Unterschied; aber es war ein großer. Das „Petit-Journal" war auch bald nicht nur von der Regierung (in Bezug auf den Postversandt), sondern auch vom Glück so sehr begünstigt, daß sein Unternehmer zunächst einen Palast, Place St.-George, beziehen konnte, mit vergoldeten Gittern und vergoldetem Dach, in welchen „Polydore" Millaud gegenwärtig von Gold ißt, aus Gold trinkt und — in Gold schläft.

Aber trotz Glück und Regierung war und blieb die Hauptursache des Erfolgs doch außer der zeitgemäßen Idee des Eigenthümers, die für den Leserkreis des Blattes, der bald auf 60000, auf 100000, auf 200000, ja zuletzt auf 300000 Abnehmer anwuchs, geschickt zugestutzte Redaction. Freilich sollte man Herrn Millaud glauben, wenn er, mit vier bis fünf goldenen Uhrketten geschmückt, seinem Redactionspersonal lehrreiche Vorträge hält über die Kunst zu reussiren, so wäre der Erfolg einzig und allein den genialen Annoncen und Placaten zuzuschreiben, deren unbestritten alleiniger Autor der ci-devant Publicist von Bordeaux selbst ist. In der That, diese Inserate und Affichen leisten das Unglaubliche im grobkörnigen Humbug; aber ihr Verfasser ist so verwachsen mit seinem „eigensten Werke", daß er selbst alles glaubt, was er verspricht — und das ist wahrhaftig nicht wenig.

Der Kaiser und König für die gegenwärtig (Februar 1867)

etwa 260000 Abonnenten des „Petit-Journal", der Plauderer und „Chroniqueur", wie der Kunſtausdruck lautet, par excellence iſt Thimothée Trimm, der berühmte, der unter dieſem populären Pſeudonym ſeinen wahren Namen Leo Lespès verbirgt. Ihm gehört die erſte Seite dieſes Volksblattes im weiteſten Sinne des Wortes, die er Tag für Tag mit Hülfe eines guten Converſations-Lexikons, gegen ein Honorar von jährlich 36000 Frs., ſehr geſchickt zu füllen verſteht. Herr Thimothée, der früher als Leo Lespès einer der tüchtigſten Mitarbeiter des „Figaro" war, beſitzt die Kunſt, nach dem Herzen des niedern franzöſiſchen Volks klar und verſtändlich zu ſchreiben, und wird darin von keinem ſeiner Collegen erreicht. Was ihm dabei an abſolutem Unſinn, an Gemeinplätzen, Plagiaten u. ſ. w. durch die Feder läuft, iſt nicht auf Dächern zu beſchreiben; zu welch niedriger Schmeichelei er den Leſern gegenüber nur zu oft ſeine Zuflucht nimmt, überſteigt alles Dageweſene, und trotz alledem und alledem iſt ihm eine geiſtige Beweglichkeit, eine ſich ſelten verleugnende ſpirituelle Eleganz und ſelbſt Anmuth derart eigen, daß einzelne ſeiner von heute auf morgen geſchriebenen Plaudereien wahre Kleinode in ihrer Gattung ſind. Ein anderer hätte ſich bei dieſem Metier ſchon längſt aus- und abgeſchrieben — Thimothée iſt heute noch derſelbe, der er vor fünf Jahren geweſen. Und wie er im Leben noch immer, wie einſt als Zuave, die grellen und brennenden Farben liebt, wie er ſich von Anfang an bis auf den heutigen Tag durch ſeine Vorliebe für großcarrirte Weſten und koloſſale Buſennadeln ausgezeichnet, ſo iſt er auch auf ſeiner literariſchen Domäne ganz der alte, geſundheitſtrotzende, rothbäckige und doch ſentimental-ſammtpfotige Publiciſt geblieben, der es allmonatlich ſeinen Leſern ins Gedächtniß zurückruft, daß er nie im „Petit-Journal" jemand wiſſentlich zu nahe getreten. Sein Programm handelt natürlich de omnibus rebus et quibusdam aliis, und mit demſelben heitern Ernſt, mit dem er geſtern die Bereitung der Limburgerkäſe dem Verſtändniß ſeiner Bewunderer nahe geführt, mit derſelben hüpfenden Feierlichkeit weiht er heute ſie ein in die Geheimniſſe der preußiſchen Heeresorganiſation, fordert er ſie morgen auf, ſich bei der Subſcription auf das Voltaire-Denkmal, Kopf für

Kopf 50 Cts., zu betheiligen, wobei er es nie unterläßt, ihnen die Worte: Civiliſation, Gleichheit, Brüderlichkeit und dergleichen mehr, wohlemballirt an den Kopf zu werfen — kurz, er iſt „le grand propagateur des lumières", wie ihn Sarcey jüngſt in einer ſeiner „Conférences" ſpöttiſch, aber richtig bezeichnet hat. Im übrigen iſt das Blatt, das auf der vierten Seite eine Börſenüberſicht gibt, nur noch mit „Faits divers", jenem „Mannichfaltigen" angefüllt, das die innere Geſchichte der Weltſtadt, nach der Seite der Theater- und Eheſkandale, Mordthaten, Unglücksfälle u. ſ. w. hin zur Darſtellung bringt, wobei ſchließlich noch den Gerichtsverhandlungen, die meiſt recht pikant vorgeführt werden, ein bedeutender Raum zur Verfügung gelaſſen wird.

Ein anderer und vielleicht nebſt Thimothée Trimm der Hauptfactor für das raſche Emporblühen des „Petit-Journal" war der Feuilletonroman, welcher hier in den Erzeugniſſen des Vicomte Ponſon du Terrail verkörpert erſchien.

Der Roman, wie er namentlich ſich in dem nie endenden Lebensgange des berüchtigten Roccambole darſtellt, war eine Aneinanderreihung des Undenkbarſten, was je das fiebernde Gehirn eines phantaſtiſchen Romantikers ausgeheckt. Der Vicomte, der ſeine Leſer zu packen und zu feſſeln verſteht wie keiner ſeiner Mitſtrebenden, weiß genau, was er dem Straußenmagen derſelben bieten muß, um ihn in angenehme Erregung zu verſetzen, und ſo macht er denn, gleichzeitig mit beiden Händen ſchreibend, in allen möglichen und unmöglichen romantiſchen Verſchlingungen, in nie dageweſenen Todesarten und Wiederbelebungsverſuchen mit einer glücklichen Seelenruhe, die alltäglich gerade da abzubrechen verſteht, wo „es" eben erſt recht intereſſant zu werden anfängt.

Zuerſt „zog" der „Roccambole" nicht recht, und Monſieur Millaud — wir haben dieſe Nachricht aus erſter Hand — ſchickte einen Abgeſandten an den Vicomte mit dem Auftrag, er möge ſich beeilen, ſeinen „Roccambole" abzuthun, das Publikum ſei desſelben müde. Geſagt, gethan: „Roccambole" war todt. Aber die Art, wie er ſtarb, machte ſolch koloſſale Senſation, daß die Haufen, die ſich allabendlich um die Zeitungsſtunde um das Verkaufsfenſter des „Petit-Journal" auf dem Boulevard

Montmartre (neben dem Aquarium des Bouillon-Duval) ſammelten, mit gewaltiger Stimme ſchrien: „Roccambole! Roccambole!" Monſieur Millaud war in Verzweiflung; wieder ging ein Abgeſandter an den Vicomte mit dem Auftrag: der Roman müſſe fortgeſetzt werden.

„Aber wie? Der Held iſt todt!"

„So laſſen Sie ihn wieder aufleben!"

Geſagt gethan: der Held lebte wieder auf, am dritten Morgen erſchien im „Petit-Journal": „die Wiederauferſtehung Roccambole's" (La résurrection du Roccambole).

Das war die Zeit der höchſten Vogue für das „kleine Journal". Aber ein harter Schlag war es für Herrn Millaud, als Roccambole ihm eines Tags doch untreu wurde! Roccambole war todt gemacht, Roccambole war wieder auferſtanden im „Petit-Journal"; aber Roccambole hatte noch ein letztes Wort zu ſagen: „Le dernier mot de Roccambole", und dieſes Wort ſagte er in einem Concurrenzblatt: der „Petite Preſſe". An jenem Unglückstage hatte der Verkauf des „Petit-Journal" um wenigſtens 80000 Exemplare abgenommen; ja die „Petite Preſſe", die bis dahin als „Preſſe illuſtrée" ein klägliches Daſein gefriſtet und vermöge ihrer Illuſtrirung à 1 Sou die Nummer, binnen vier Monaten ein Kapital von 450000 Frs. verſchlungen hatte, brachte es nun bald auf 120000 Abnehmer!

Aber auch hinter mir ſehe ich — nicht Herrn Millaud, ſondern den Herausgeber dieſes Buchs ſtehen und mich um mein letztes Wort bitten!

Und wie viel hätte ich noch zu ſagen; denn die „Journale von Paris" — gibt es ein unerſchöpflicheres Thema? Greifen wir zum Schluß noch dasjenige Blatt heraus, welches als Zeichner des pariſer Lebens „von Tag zu Tag" ſich durch eine Fülle von Geiſt und Witz vor ſeinen Concurrenten auf dieſem Gebiet auszeichnet, wiewol es ihre Sünden treulich theilt: den „Figaro" der Herren Villemeſſant und Jouvin. Denn auch in ihm, wie in dieſer ganzen Literatur, ſpielt die höhere Demi-Monde in Wort und Witz eine ſo überaus große Rolle, daß

dadurch nothwendigerweise das Prestige dieser Welt weit über Gebühr erhöht wird, obgleich sie im „pariser Leben" schon an und für sich einen räumlich ziemlich bedeutenden Platz beanspruchen darf.

In Plaudereien, mögen sie sich nun „Gazette de Paris" oder „Figaro çi — Figaro là" oder sonst irgendwie betiteln, werden die flüchtigen Tagesereignisse zu geistreichem Schaum geschlagen und mit mehr oder minder ironischer Zuthat der harrenden Abonnentenzahl credenzt. Hier tummelt sich vor allem ein Landsmann von uns, der Kölner Albert Wolff, der Erfinder der „Müller- und Schultze"-Reiseliteratur, der, seit 1857 in Paris, durch Alexander Dumas Père in die französische leichte Literatur eingeführt, sich in dieser Gattung so hervorgethan hat, daß man seine Verdienste seitdem durch ein fixes Jahrgehalt von 24000 Frs. belohnt hat. Unter der Rubrik „Hier — Aujourd'hui — Demain" sammelt Georges Maillard die tausendundein Gerüchte und Nachrichten des Tages; eine andere Rubrik „Au jour le jour", die sich in den andern Blättern zu gleichem Preise als der „Esprit du voisin", oder als „Echo de partout" u. s. w. wiederfindet, liefert eine geschmackvolle Auswahl des Lesenswertheſten und Pikanteſten der übrigen pariser Journale, soweit es in den Rahmen des Blattes paßt. Criminalberichte und Theater- und Coulissenplaudereien, in denen die Reclame heimisch, bilden den Rest, während ein spannender Feuilletonroman, der vor keiner Unwahrscheinlichkeit zurückschreckt, die Abonnentenwelt in einträglicher Aufregung erhält. In Deutschland wäre ein Organ, wie dieser „Figaro" mit seinen 55000 Abonnenten, der natürlich auch Theater- und Musikkritiken bringt, eine Unmöglichkeit, weil dort noch immer jener Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens fehlt, welcher Paris eben für ganz Frankreich seit Jahrhunderten ist. Auf diese Weise hat man im „Figaro" ein Register, ein vollständiges Register des gesammten nichtpolitischen Tageslebens von Paris, das selbst von den bedeutendsten Männern mit ängstlicher Sorgfalt durchflogen wird, um gegen etwaige Angriffe oder ungenaue Angaben u. s. w. sofort in den Spalten desselben zu repliciren; woraus wiederum dem Villemessant'schen Organ eine

Lebendigkeit und ein Intereſſe erwächſt, das den meiſten der Concurrenzjournale völlig abgeht.

Doch nun wirklich mein letztes Wort.

Wie in der „großen" ſo in der „kleinen Preſſe" von Paris wird eine Summe von Geſchicklichkeit, ſprühendem Witz und zündendem Geiſt verbraucht, von denen einige Funken den Federn, welche viel beſſer und ehrenwerther ſind als die franzöſiſchen, nichts ſchaden könnten; und alles zuſammen bietet der franzöſiſche Journalismus, trotz ſeiner Abhängigkeit vom Kapital und Geldmarkt, von Regierungsgewalt und hartem Preßrégime, dennoch eine Fülle der verſchiedenſten Eigenthümlichkeiten und Individualitäten dar, wie ſie das Kaleidoſkop der öffentlichen Meinung anderer Länder nicht bunter, lebhafter, leichtbeweglicher widerſpiegeln könnte.

Nachwort beim Leſen der Correctur.

Ach, hier ſind' ich viele Lücken —
Manches, ach, erkenn' ich kaum! —
Doch der Autor muß ſich ſchicken
In des Buches knappen Raum.
Was da alles fehlt am Bilde,
Namen, Zahlen, — ich beſchwör's,
Würgte mitleidlos der wilde
Rothſtift meines Redacteurs!

A. L.

VIII.

Das pariser Feuilleton.

Von

Eugène Laur.

Dies sind die Tage des Feuilletons. — Vor einem Jahrhundert hätte man diejenige Gattung der Literatur, welche zunächst nur auf die Unterhaltung des Lesers berechnet ist, einfach als „schöne" Literatur bezeichnet; aber der Name ist so wenig genau wie der des schönen oder des schwachen Geschlechts. Auch leichte, Unterhaltungs-, Roman-Literatur läßt sich nicht wol sagen, weil die Lektüre oft schwer, langweilig ist, und namentlich der Deutsche mit dem Wort Roman einen erhabenern Begriff verbindet. Dagegen paßt die Verbindung mit Feuilleton ganz vortrefflich, denn es gibt — mit den allerseltensten und überdies unfreiwilligen Ausnahmen — kein einziges erzählendes Buch, das nicht aus der untern Hälfte eines Journals oder den Spalten einer Revue abgedruckt wäre. Hat man sich doch seit einigen Jahren genöthigt gesehen, für die Schriften, welche noch nicht als Feuilleton erschienen waren, bevor sie in den Buchhandel kamen, das lockende Beiwort „inédit" auf den Titel zu setzen! Mit dieser Gewohnheit, die

ſchriftſtelleriſchen Arbeiten jeder Art, wiſſenſchaftliche wie nicht-wiſſenſchaftliche, zuerſt für periodiſche Blätter zu benutzen und zu verwerthen, hängt es zuſammen, daß die franzöſiſchen Bücher, abgeſehen davon, daß ihr Markt*) größer iſt als der deutſche, im Vergleich zu unſerer heimiſchen Literatur ſo wohlfeil ſind. Ein irgendwie leſenswerther Roman wird zunächſt an eine pariſer Zeitung verkauft, geht von dort in die Feuilletons der Provinz-Journale, die belgiſchen miteingeſchloſſen, kommt dann als Buch à 3 Frs. in den Buchhandel, wird noch einmal durch rein-belletriſtiſche Sou-Blätter, deren es wol 40 gibt, in den Volkskreiſen verbreitet, wieder in weniger eleganter Ausſtattung als Band à 1 Fr. feilgeboten, und verkauft ſich ſchließlich in großem Format mit Illuſtrationen, die nicht gerade von illuſtren Zeichnern herrühren, zu noch wohlfeilerm Preiſe. Unter ſolchen Umſtänden können Verleger wie Schriftſteller mit geringerm Nutzen an dem einzelnen Exemplar ſich begnügen, und haben doch im ganzen beträchtlichen Gewinn. Der Bedarf an Unterhaltungsliteratur hat ſolch eine enorme Höhe erreicht, daß die Qualität nothwendig darunter leiden muß. Man könnte faſt von allen Arten geiſtigen und künſtleriſchen Schaffens ſagen, was Herr Joubert von den pariſer Neubauten geſagt: „Wir haben gute Maurermeiſter, aber uns fehlen die guten Architekten.“ Mag das zweite Kaiſerreich in nationalökonomiſcher Hinſicht die großartigſten Erfolge erzielt haben — wie den Tuilerien nicht gelungen iſt, neue Menſchen für ihre Politik zu gewinnen, ebenſo wenig hat die Literatur um große Namen ſich bereichert. Die bedeutendern ſind alt und die neuern ſind nicht bedeutend; für die abſterbenden zeigt ſich nirgends Erſatz.

Trotz alledem läßt ſich nicht leugnen, daß die Feuilleton-Literatur noch immer ein weſentliches Moment in der geiſtigen Strömung des pariſer Lebens bildet und ſelbſt weit über die

*) Uns liegt ein officieller Bericht vor, dem wir entnehmen, daß der Export franzöſiſcher Bücher nach dem Auslande beſtändig im Zunehmen begriffen iſt. In den drei Monaten Januar bis April 1861 betrug er: 4,577785 Frs., in derſelben Zeit 1862: 4,653546 Frs. und 1863 in denſelben drei Monaten: 5,324076 Frs.

Grenzen Frankreichs hinaus wirkt. Denn heute wie seit einer langen, langen Reihe von Jahren geht die Sonne der Mode am Strande der Seine auf, und schickt von hier aus ihre Boten in die andern Länder und Erdtheile. Wer dagegen, wenigstens was die Belletristik betrifft, Zweifel erheben wollte, braucht nur auf die deutschen Zeitungen gewiesen zu werden. Mit welcher Emsigkeit raffen sie die Notizen über das bevorstehende Erscheinen eines neuen Romans von Flaubert oder Feydeau auf, wie suchen sie einander den Rang abzulaufen mit feuilletonistischen Artikeln über ein neues Buch von Alexandre Dumas Fils oder Arsène Houssaye, ganz abgesehen von den Uebersetzungsfabriken, die in Wien, in Berlin, in Pesth, in Leipzig, in Stuttgart — kurz „so weit die deutsche Zunge klingt", thätig sind! Nun wird niemand mehr den Zufall den Vater der Mode nennen; sie ist ein Kind, so legitim wie irgendein anderes, hat unbestreitbar logischen Grund der Existenz und Recht des Bestehens, wie andere Thatsachen. Es muß sich also ermitteln lassen, weshalb Frankreich, trotz alles Tadels, den die hiesigen Producte erfahren, so ungeheuere Quantitäten der Romanwaare consumirt und exportirt, daß man des Sprichworts sich erinnert: Je mehr man dem Fuchse flucht, desto besser gedeiht er.

Klänge es nicht gar zu altmodisch, so wäre zu sagen, daß schon Goethe über diese Erscheinung und deren Ursachen sich vollkommen klar gewesen ist. Die französische Literatur trennt sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität. Hier herrscht nicht der Unterschied zwischen Studirstube und Plauderstube oder öffentlichem Leben wie anderwärts, die Romane spiegeln die wirkliche Gegenwart ab; ungeachtet aller einstigen Bestrebungen des jungen Frankreich hat das Ideal-Reale dem Gemein-Realen weichen müssen, und zwar ist dieses Reale für den Dichter so bequem und für den Leser so fesselnd, weil es eben das Leben des Tages ist.

Wer möchte leugnen, daß mit dem idealen Zuge die Ideen selbst immer mehr der französischen modernen Literatur entschwinden? Mögen die Autoren das Kaleidoskop noch so sehr schütteln: es ergeben sich wol neue Situationen, Gedanken aber bleiben fern. Vielleicht ist das eine Anziehung mehr für die

Menge, welche nicht blos gern, ſondern auch gern mühelos genießt. Hierzu kommt der Reiz, welchen das pariſer Leben immer auf die Fremden ausgeübt hat: nicht weniger in der Wirklichkeit, als in den Romanen, die es mit all ſeinen Sünden und Verführungen ſo bunt, ſo glänzend zu ſchildern verſtehen. Nur zu ſehr gleicht in dieſer Beziehung der Fremde, ſei er nun Zuſchauer des pariſer Lebens oder Leſer der pariſer Romane, jenem Bauer, welcher über die angedrohten Höllenſtrafen lachte, weil — er nicht zur Gemeinde gehörte!

Man muß es den Franzoſen laſſen: ſie beſitzen ein überaus glückliches Darſtellungstalent, welchem die Leichtigkeit ihrer Sprache trefflich zu ſtatten kommt. Aber wer wird ſich wundern, wenn er an Buffon's berühmtes Wort denkt, daß mit den Menſchen ſich auch der Stil verändere, jener correcte Stil voll Licht, Geiſt und Anmuth, welcher aus den Büchern und den Unterhaltungen des 18. Jahrhunderts klingt und mit welchem noch Charles Nodier andächtig lauſchende Kreiſe hingeriſſen hat? Auch das Feuilleton iſt eins von den Werkzeugen geweſen, welches an der Zertrümmerung des Salons in Paris mitgearbeitet hat.

Als letzter Zufluchtsort für die guten Stiliſten ſtellt ſich noch die „Revue des deux Mondes" dar, welche mit ſorglicher Auswahl bei der Annahme von Mitarbeitern zu Werke geht. Sie genießt die Ehre, George Sand's Romane zuerſt zu veröffentlichen, und deshalb wird von andern als hohe Gunſt erſtrebt, ebenfalls in der Halbmonatsſchrift Feuilletons geben zu dürfen. Eugène Forcade liefert ihr die politiſchen Rundſchauen, die durch Gewandtheit in der Form erſetzen, was ihnen an Genialität, Conſequenz und ſtaatsmänniſcher Vorausſicht abgeht. Mitgliedern des Inſtituts verdankt die „Revue" Arbeiten über die neueſten Fortſchritte der Wiſſenſchaft, dem ſcharfen Griffel des misvergnügten Maxime du Camp die Zeichnung der „Salons", orleaniſtiſchen Prinzen Kritiken über die Marine. Ueber allem, was ſie bringt, liegt aber ein anteachtundvierziger Hauch, ein ſtarker Geruch nach der „zweiten Reſtauration" und eine Langweiligkeit, welche durch die ziemlich ſtreng feſtgehaltene Wohlanſtändigkeit noch keineswegs erklärt oder gar entſchuldigt wird. Indeß nimmt die „Revue des

deux Mondes" unter ihren Schwestern unbestritten den ersten Rang ein; sie zahlt die beträchtlichsten Honorare, erfreut sich der weitesten Verbreitung; natürlich bietet, wer etwas Gutes geleistet zu haben glaubt, zuerst Herrn Buloz die Arbeiten an, wie die bedeutendsten dramatischen Werke immer zunächst an die Thür des Théâtre-Français klopfen. Die „Revue Contemporaine" des Vicomte de Calonne, bis vor kurzem officiös und subventionirt, ist nächst der „Revue des deux Mondes" in Deutschland die bekannteste. Sie hat, dieser gegenüber, im vergangenen Jahre das Interesse der deutschen Einheitsbestrebungen wacker vertreten, und widmet der deutschen Literatur eine sorgfältige Beachtung, ebenso sehr und vielleicht noch geschickter als die „Revue moderne", welche, aus der „Revue germanique" hervorgegangen, ihren deutschen Charakter durch nicht gerade die angenehmsten Seiten bethätigt. Wir müßten, um vollständig zu sein, noch eine ganze Reihe von Revuen nennen, so die vor einem halben Jahr auf Anregung von Emile de Girardin gegründete und nicht politische „Revue du 19ème Siècle", den ultramontanen und anti-Napoleonischen „Correspondant", die „Revue pour Tous", aus der Fabrik der Gelehrten des „Petit-Journal"; aber sie und mehrere noch ungenannte sind jeder Bedeutung für die Literatur bar.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die „Entretiens" von Alphonse de Lamartine. Seit einer langen Reihe Jahren hat der Autor des „Jocelyn" alle poetische Gestaltungskraft verloren. Die Musen sind wie alle Frauen eifersüchtig und haben von dem Dichter sich abgewendet, seitdem er in kühner Selbstüberhebung zum Historiker oder gar Politiker sich geschaffen wähnte. Nun sitzt er in seinem Hotel der Rue de la Ville de l'Evêque und beschäftigt sich mit den Lebensbeschreibungen großer Männer und hervorragender Frauen aller Zeiten und Völker. In der von ihm allein geschriebenen und herausgegebenen Monatsschrift „Familier Cours de Littérature" werden diese Biographien (entretiens) zuerst veröffentlicht, finden dann einen Verleger für die Ausgabe in Bänden, jedoch ohne daß ihnen gelänge, in einer dieser Formen viel von sich reden zu machen. Leugnen läßt sich aber nicht, daß aus dem Stil noch immer der alte Zauber

weht, zarte Gedanken noch immer der weichen Feder entſtrömen. Beides ſollte hinreichen, auch Lamartine's „Privatrevue" die Freundſchaft der Leſer zu gewinnen; aber Lamartine iſt nicht mehr Mode. Er hat ſo oft geklagt und gebettelt, um Geld gebettelt, daß man ihm nicht mehr Aufmerkſamkeit und Bewunderung ſchenken will. Der Invalide, ſolange er mit hölzernem Bein durch die Straßen ſich ſchleppt, hat etwas Ehrwürdiges; aber er wird läſtig, wenn er mit ohrenzerreißender Drehorgel uns ein Almoſen abverlangt. Lamartine fühlt ſich einſam auf der Höhe des Alters, nur „wenn wir die Alten bleiben, ſo ſind wir ewig jung". Der alte iſt er leider nicht mehr, aber das Geſchäft, das Geldmachen betreibt er, geſtützt auf dauernde Erfahrung, wenn auch nicht mehr mit dem frühern Erfolg. Ein Beauftragter der zum Reclame-Loslaſſen vereinigten „zehn großen Journale" hatte kürzlich von dem Sänger der „Harmonies" (die, beiläufig geſagt, heute unverſtanden bleiben und Fiasco machen würden) den Auftrag erhalten, wegen Ankündigung der „Vie de Byron" in der Rue de la Ville de l'Evêque ſich einzuſtellen. Der Mann kennt Lamartine ſeit lange und behandelt den „guten Kunden" gelind. Lamartine reichte ihm 2000 Francs in Billets; der andere meinte, 1000 Francs ſeien genug und wollte durchaus nicht mehr annehmen, bis der Dichter lachelnd ſagte: „Prenez toujours, le bon Dieu même a besoin qu'on sonne pour lui!"

Ohne paradox oder gar Prudhomme ſein zu wollen, kann man von Lamartine ſagen: er gehört nur zur Literatur der Gegenwart, weil er noch lebt; er iſt wie ein Ausgedinger, der in der literariſchen Gemeinde keine Stimme mehr hat. Und doch ſind diejenigen, welche ſelbſt gegenwärtig den erſten Ton angeben, ſeine Zeit- und Altersgenoſſen, wenigſtens ſind ihre Namen zuſammen in die Oeffentlichkeit gedrungen und haben eine neue Epoche eingeleitet und mit vorbereitet, und ſind von den Epigonen nicht verdrängt worden.

Sträuben hilft nichts; es muß eingeſtanden werden und iſt vielleicht eine ſehr charakteriſtiſche Thatſache, daß an der Spitze der Romanciers, und zwar weitaus die andern überragend, eine Frau ſteht. Jeder hat den Namen George Sand auf der Zunge, der freilich kein weiblicher iſt, und auch

das ist nicht zu übersehen. Ci-devant Fräulein Aurora Dupin, welche gewähnt, durch Leben und Schriften soviel für die Emancipation der Frauen gethan zu haben, hat gerade den schlagendsten Beweis geliefert, daß die Rechte der beiden Geschlechter niemals werden dieselben sein können, solange die Civilisation nicht zurückschreitet. Der begabteste Mann, wenn er nur die Hälfte soviel gegen die Mannesehre gefrevelt hätte, wie George Sand gegen die Ehre der Frau: er wäre perhorrescirt von aller Welt, nicht aber, wie die Marquise Dudevant, Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und mit einem gewissen Nimbus umkleidet, sodaß, was auf das Leben der großen Schriftstellerin Bezug hat, wie offen dieses auch dazuliegen scheint, mit wahrer Begierde erfaßt wird. Und wo von ihr die Rede ist, fällt gewiß die Frage: Wer war wol ihr erster Geliebter? Boshafte Zungen erwidern darauf: Elle n'en a jamais eu de premier. Komisch genug ist, daß jeder noch einen frühern zu kennen glaubt, bis man bei einem jungen Offizier anhält, der, von einem Freunde begleitet, des Nachts bis zu der Mauer ihres Parks reitet, dort vom Pferde springt, überklettert und ... doch wir schreiben keine chronique scandaleuse. Aber wenn sie keinen ersten Geliebten hatte, wer war der letzte? Hierauf genügen drei Worte: Sie lebt noch. Sie wohnt auf ihrem Schlosse Nohant, wo in diesem Augenblick Gustave Flaubert, Verfasser der „Salammbô" dauernd verweilt, nachdem er durch den ebengenannten Roman seine Vorliebe für Alterthümer und Ruinen gezeigt hat.

George Sand ist jetzt bei ihrer vierten oder fünften Epoche oder Manier angelangt. Mit den Schriften der ersten — „Indiana", „Valentine", „Jacques", „Lélia", „Leone Leoni" u. s. w. — schien es ihr darauf anzukommen, ihre persönlichen Ansichten über die Ehe populär zu machen, indem sie die Mängel dieser Einrichtung aufzeigte und im voraus alle Schwächen und Fehltritte der Frauen entschuldigte; die armen Frauen sind ihr die unschuldigen Opfer der Gesellschaft. Aus der glühenden Atmosphäre, in welcher diese verschiedenen Magdalenen athmeten, führen „Les maîtres sonneurs", „La mare au diable", „La petite Fadette", „François le champs" in die frische Kühle der Idylle, und hier entfaltet George Sand eine Wahrheit und Klar-

heit, die zur reinſten Bewunderung hinreißen, weil „Kunſt ſich in Natur verwandelt". Weniger glücklich im ſocialen Roman, in den myſtiſchen Erzählungen, den Märchen und Dramen, hat die Dichterin in der jüngſten Phaſe ihre eigentliche Höhe erreicht. Nichts mehr vom Schaumſpritzen der Wogen, dem tobenden Sturm, der ſengenden Hitze: Ruhe, Objectivität, Sicherheit in Zeichnung, Schärfe und Feinheit der Beobachtung, Zartheit der Behandlung, alles findet ſich vereinigt in „Tamaris", „Marquis de Villemer", „La famille Germandre" u. ſ. w. So liefert ſie den Beweis, daß die Hälfte größer ſein kann als das Ganze, daß Sand mehr iſt als Sandeau, der zum Mitglied der Académie-Françaiſe gemacht worden, während die Unſterblichen ſich noch immer weigern, Frankreichs beſter Feder ihre Stimmen zu geben. Und doch unter den Vierzigen brauchte mancher die Nachbarſchaft nicht zu ſcheuen. Mérimée ſitzt am Quai de Conti. Auch ſeiner gedenkt ſchon vor beinahe vierzig Jahren der alte Goethe mit Wohlwollen: „Er gehört", ſagte der Neſtor von Weimar (1828) „zu den jungen franzöſiſchen Independenten, welche ſich eigene Pfade ſuchen, wovon die ſeinen wol mit zu den anmuthigſten zu zählen ſind". Mérimée trat 1844 als Nodier's Nachfolger in die Académie, belohnt für ſeine mit eigenthümlichem Reiz ausgeſtatteten „Théâtre de Clara Gazul", „La Guzla, choix de poésies illyriques", „Matteo Falcone", „Colomba", denen ſpäter „Carmen" würdig ſich anſchloß, von den wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu geſchweigen. Mit Bezug auf die zahlreichen Reiſen des jungen Romantikers ſagte man von ihm, er ſei der Mazeppa einer Armee, bei welcher Karl XII. von Victor Hugo dargeſtellt wurde. Das Bild iſt etwas kühn und obendrein ſchief angelegt: wenigſtens ſeit mehrern Jahren iſt Mérimée der ſtete Gaſt des kaiſerlichen Hofs, und zwar gehört er zu dem allervertrauteſten Kreis; denn er wird ſtets eingeladen, wenn die alte Gräfin Montijo an das Hoflager gezogen wird. Er weiß durch Beſcheidenheit und — Schweigen ſich Achtung zu bewahren, während ſein College und Altersgenoſſe Alexandre Dumas durch das Gegentheil das entgegengeſetzte Reſultat erzielte. Wenn irgendjemand große Erfolge gehabt, ſie nur halb verdient und gar nicht zu benutzen verſtanden hat, ſo iſt es der Verfaſſer des „Monte-Christo". Er

ſpielt jetzt etwa die Rolle eines altgewordenen Clown im Circus: das Publikum thut noch ſo, als ob es ſeine Späße belache und die etwas ſteife Gelenkigkeit ſeiner Glieder bewundere, im Grunde aber empfindet es bei den Sprüngen und Capriolen des Alten Widerwillen, gemiſcht mit Verachtung und Mitleid. Dumas wird in Frankreich der Vater des hiſtoriſchen Romans genannt; mit Recht: denn er hat ſogar die Hiſtorie gemacht, nicht nur die Romane. Als naher Verwandter ſo vieler Helden wurde er vor Jahren Commandant — der Nationalgarde in St.-Germain. Bei einem Manöver ſollte er commandiren: „Par quatre!" er rief aber mit Stentorſtimme, als ob eine Quadrille vor ihm ſtände: „En avant quatre!" Das Bataillon lachte und blieb ſtehen. Dumas merkte den Fehler und, der Fronte ſich nähernd, rief er diesmal: „Comment! Français, je commande: en avant quatre et vous balancez?" Seit jenen Tagen hört Dumas ſich gern Commandant nennen, wie er denn dreiſt Anſpruch machen könnte, der eitelſte Franzoſe zu ſein, wenn nicht der freiwillig Verbannte auf dem britiſchen Inſelchen ihm den Rang abliefe.

Als man Victor Hugo bemerkte, er habe unrecht, von Paris ſich entfernt zu halten, wohin zurückzukehren ihn bekanntlich nichts hindert, erwiderte er: „Auf Männer wie mich paſſen nicht die Geſetze der Perſpective; ich erſcheine größer, wenn ich entfernt bin." Vielleicht hatte er nicht unrecht, als er in dieſer Weiſe das Wort Rivarol's auf den Herzog von Orléans für ſich parodirte: „Er verliert bedeutend in der Nähe." Deshalb ſagte der Kaiſer, nachdem er das Pamphlet, welches ſeinen Namen trägt, geleſen hatte: „*Napoléon le Petit* par Victor Hugo le Grand!" Allmählich werden aber die Stimmen, welche gegen die unleidliche Ueberhebung und lächerliche Manier des Verfaſſers der „Burgraves" laut zu werden wagen, viel zahlreicher. Iſt es auch noch Stil der Feuilletoniſten der ſogenannten liberalen Blätter, wie „Temps", „Siècle", „Opinion nationale", den Exilirten nie anders als „notre maître" zu nennen, ſo haben doch ſeit dem Erſcheinen der „Chansons des rues et des bois" und der „Travailleurs de la mer" die Gegner des „Enfant sublime" bedeutend die Oberhand erhalten. In den Gedichten geradezu komiſch:

On doute,
La nuit . . .
J'écoute . . .
Tout fuit:

Tout passe,
L'espace
Efface
Le bruit . . . .

erinnert er in der Proſa durch ſeinen Stil an einen Knaben, der einen Maikäfer am Faden hält und dadurch ſicher das Thierchen fliegen läßt, wohin es kann. Er zwingt ſeine Gedanken nicht bei dem Gegenſtand zu bleiben, der gerade behandelt werden ſoll, in der feſten Vorausſetzung, daß ein neuer Abſatz noch immer Gelegenheit bieten wird, zum Thema zurückzukehren und auf das eigentliche Ziel loszugehen. Bei alledem hat er noch Stellen von bewundernswerther Schönheit, Kraft und Tiefe; ſein Fehler liegt nur darin, daß er, wie alle alten Komödianten, das Fach der jungen Rollen nicht aufgeben will, obgleich ihm die Poésie légère niemals gelungen iſt. Wozu bedarf er ihrer? Hat er nicht „Notre-Dame de Paris" geſchrieben? Seine „Collegen" Homer, Dante und Shakſpeare ſind auch nicht gerade wegen ihrer Wald- und Frühlingslieder auf die Nachwelt gekommen.

Was Victor Hugo an Weichheit und Innigkeit entbehrt, beſitzt Octave Feuillet in hohem Grade: vielleicht kein anderer ſo ſehr wie dieſer verbindet mit echt franzöſiſchem Geiſt deutſche Gefühlsweiſe und Sittenreinheit. „Le roman d'un jeune homme pauvre" wird ſich des Beifalls der jungen Leſewelt ſtets erfreuen, und welcher Achtung Feuillet bei den Kennern genießt, geht wol zur Genüge hervor aus der Thatſache, daß George Sand ſich bewogen fand, ihre „Mademoiselle de la Quintinie" der „Histoire de Sibylle" entgegenzuſetzen.

Nach dieſen „Unſterblichen" ſind zu erwähnen ſolche, die es werden wollen, und ihr Streben durch eine gewiſſe Sorgfalt des Stils und bei der Wahl der behandelten Stoffe an den Tag legen. Träte Edmond About nicht die Politik hindernd in den Weg, er wäre der erſte, dem die Pforten des akademiſchen Palaſtes ſich öffnen müßten. „Les Mariages de Paris" und „La Grèce contemporaine" haben ihrem Verfaſſer ſofort eine angeſehene Stellung geſichert, und er hat ſich angelegen ſein laſſen, die Aufmerkſamkeit ſtets wach zu erhalten.

Aber weil ihn der Quai d'Orſay mehr intereſſirt als der Quai de Conti, läßt er ſich von dem Gouvernement als Mitarbeiter des „Petit Moniteur" misbrauchen. Vor etwa ſieben Jahren ging ſein Ehrgeiz dahin, Maire in Zabern (Saverne) zu werden, in den Generalrath und von dort in das Palais-Bourbon zu gelangen; da er ſich aber dem Prinzen Napoleon*) angeſchloſſen hatte, entzog ihm die Regierung ihre Protection, und der Milchkrug zerbrach in tauſend Stücke. Jetzt hat About einen andern Weg eingeſchlagen: er bekämpft den alten Adel, die ultramontane Geiſtlichkeit, die Congregationen und Klöſter, und geht dabei von dem Gedanken aus: der Feind meines Feindes wird bald mein Freund werden. In der That haben auch die Tuilerien bereits angefangen, ihm zuzulächeln und nach Compiègne einzuladen. Nicht ſo glänzendes Los iſt Amédée Achard zugefallen, der ſeit ſeinem Debut mit „Belle-Rose" ſtetig die Bahn des Fortſchritts wandelt. „Miss Tempête", das von der „Revue des deux Mondes" gebracht wurde, iſt eine der lieblichſten Erzählungen, welche die neuere Zeit entſtehen ſah; Achard pflegt den Stil, liefert verhältnißmäßig wenig, und hält auch im äußern ſich ſo ernſt und gemeſſen, als ſollte er eben auf den Fauteuil berufen werden. Ebenſo ſehr im Namen wie in Talent und Art der Ausführung ähnelt ihm Mario Uchard, der einſtige Gatte Madeleine Brohan's, der aus Erfahrung berichten kann, wie ſchweres Los den Drachen traf, der die Aepfel der Heſperiden zu beſchützen hatte. Glücklicherweiſe iſt durch häusliches Unglück die Feder Uchard's nicht erlahmt; im Drama hat er außer „Fiammina" keinen Erfolg gehabt, dagegen iſt „Raymond" unter vielem guten Erzählenden beſonders zu würdigen, zumal da es eine Mutter getroſt der Tochter geben kann. Im geraden Gegenſatz hierzu ſteht die ganze Reihe von Büchern, welche Vapereau als die „romans de la vie scabreuse" bezeichnet, darauf berechnet, nicht etwa den Geiſt an-, ſondern

*) Und der Prinzeſſin Mathilde, bis zu einem Vorfall, welcher, wie man erzählt, Aehnlichkeit gehabt haben ſoll mit jener famoſen Schlußſcene zwiſchen dem „feinſten Gentleman in Europa" und Beau Brummel.

die Sinne aufzuregen, und zwar ebenſowohl durch den Inhalt, wie häufig ſchon durch den Titel. In dieſer Beziehung leiſtet die Speculation außerordentliches und ſcheint dennoch dem Bedürfniß nicht zu genügen. Wo man „wohlfeile Volksausgaben" von Crébillon's „Sopha" und Brantôme's „Vie des dames galantes" veranſtaltet, iſt offenbar alles erlaubt, und von ſolcher Licenz wird der weiteſte Gebrauch gemacht. Der jetzige Feuilletoniſt des „Moniteur universel", Théophile Gautier, hat ſeit lange mit „Mademoiselle de Maupin" den Weg gebahnt, auf dem Arſène Houſſaye und namentlich Erneſt Feydeau ſpäter Lorbern pflückten. Unter dem Vorwand, den hohen Stil zu pflegen, überlaſſen ſich dieſe Herren einer Malerei der Einzelheiten gerade bei den ſchlüpfrigſten Situationen, als wüßten ſie, daß ihre Schriften keinen Reiz, nur Reizung auszuüben im Stande wären. Es ergeht ihnen wie den Tänzen der heutigen Geſellſchaft und des Ballets, von denen man mit Recht ſagte, ſie ſeien „indécentes, pas voluptueuses". Man ſucht die andern um ſo mehr an Glut der Gefühle glauben zu machen, je weniger man davon empfindet; man heizt mit gemalten Kohlen. Um in das Recept zu derartigen Miſchungen eine kleine, allerdings auch ſchon ſehr verbrauchte Abwechſelung zu bringen, fügt man zu Mönchen, Prieſtern, Verführungen noch ein wenig Anonymität. Gewöhnlich verbergen Schriftſteller und vorzugsweiſe Schriftſtellerinnen ihren wahren Namen ſo wie ſchöne Frauen ihr Geſicht hinter jenem modernen kurzen Schleier, der — nur den Mund ſehen läßt! Für höchſt ungebildet würde gelten, wer nicht wüßte, daß Daniel Stern die Gräfin d'Agoult iſt, Liſzt's ehemalige Freundin, oder de Sault die Gräfin Guy de Charnacé vorſtellt, des Grafen d'Agoult einzige Tochter u. ſ. w. Vor einiger Zeit erſchienen aber bändereiche Romane: „Le Maudit", „La Réligieuse", „Le Jésuite", vom Abbé ***; den Namen dieſer drei Sterne zu entdecken, iſt bisjetzt noch nicht gelungen. Neugierig, den Verfaſſer kennen zu lernen, war das Publikum blos nach der Ausgabe des erſten, und alle Reclame der Librairie internationale reichte nicht hin, die künſtlich erzeugte Spannung länger als einige Wochen zu erhalten. Im Auftrag der Verleger mußte jedes literariſche

Wochenbulletin einen andern Namen nennen, wobei die wunderlichsten Dinge zu Tage kamen. Sogar auf Louis Ulbach, der früher Louis Ulbach sich nannte, den Verfasser des sehr hübschen Romans „Monsieur et Madame Fernel" fielen die Rather, obgleich das — wegen seiner Artikel in der „Indépendance belge" und mit Anspielung auf ein Pascal'sches Wort — sogenannte „zweisilbige Ich" einzig aus Gefälligkeit gegen den Verleger die Correctur besorgt hatte. Mit Unrecht führt Ulbach allein diesen Beinamen, er verdient ihn nicht mehr als die andern französischen Romanschreiber; denn sie alle haben die unleidliche Gewohnheit, auf jeder Seite zehnmal ihre eigene Person in die Erzählung einzumischen. Der Dichter soll nach dem Vorbild Gottes eine Welt erschaffen; nun, der himmlische Vater läßt sich selber nirgends sehen, und wenigstens die Unsichtbarkeit könnten sie ihm doch abgelernt haben. Mag noch angehen für die Leser, welche den Verfasser nicht kennen; aber wer gezwungen ist, überall die unglückliche Physiognomie der leider Bekannten auftauchen zu sehen, wird in jeder Illusion gestört und meidet solche Begegnung. Ein wenig Schuld an diesem Vordrängen des Individuums trägt wol die französische Sprache: sie hat sich in der Conversation gebildet, mitten in dem beleuchteten, belebten, bunten Salon, wo es darauf ankam, seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Die deutsche Sprache hingegen wurde in der einsamen Dachstube des Gelehrten herangezogen, der meist nicht Phantasie genug besaß, um in Selbstgespräche sich einzulassen, in seinen Gegenstand sich vertiefte, vielleicht an die Nachwelt dachte, sicher nicht an Erfolg bei den Zeitgenossen. Französisch ist mehr gemacht um gesprochen, deutsch mehr um geschrieben zu werden; daher auch die Manier des französischen Stils, sich durch Ausruf und Fragen fortwährend selbst zu unterbrechen, eine Manier übrigens, die jeder Seite, von Franzosen geschrieben, den lebhaften Ton des Gesprächs gibt, und eigentlich auch gar keine Manier, sondern dem Conversationston der Franzosen durchaus natürlich ist. Der Schreibende spricht; spricht mit sich selbst, spricht immerfort, und reiht Frage an Frage, weil er in der Unterhaltung selbst nicht gewöhnt ist, eine Antwort abzuwarten oder zu geben. Comment allez-vous? — Et vous-

même? iſt die Einleitung jeder Converſation, ohne daß irgendwem einfiele, die gewünſchte Auskunft zu geben.

Nächſt den frivolen Romanen erfreuen ſich der meiſten Verbreitung die Räuber-, Polizei- und Schreckensromane, welche ihre Entſtehung Eugène Sue's „Mystères de Paris" verdanken. Das jetzige Haupt dieſer Schule iſt — die Leſer kennen ihn ſchon aus einem vorhergehenden Kapitel — Monſieur le Vicomte Ponſon du Terrail, welcher die Gabe beſitzt, Todte wiederaufzuwecken und vernünftige Menſchen einzuſchläfern. Da die nichtpolitiſchen Blätter, wie „Petit-Journal", „Gazette des Tribunaux", „Droit", hauptſächlich nur wegen der „Faits divers" geleſen werden, hat Ponſon den Einfall gehabt, mehrere Bände ſcheinbar oder doch loſe zuſammenhängender Einbrüche, Verhaftungen, Liebesſcenen, Heirathen, Mordthaten u. dgl. m. unter einen gemeinſamen Titel zu vereinen und zieht hieraus die glänzendſten Vortheile. Iſt ſchon an Uhren das Schnellgehen nicht ſo wichtig wie das Richtiggehen, ſo gewiß noch viel weniger die Fingerfertigkeit die Haupteigenſchaft eines Schriftſtellers; aber Ponſon legt auf raſches Liefern den höchſten Werth. Wenn Théophile Gautier ſich nicht genirt, von dem zweiköpfigen Janus zu ſprechen, Erneſt Feydeau bei der Hochzeit zu Kana viertauſend Menſchen mit ſieben Broten und wenigen Fiſchen ſpeiſen läßt: ſo wird man hieraus einen Schluß ziehen können, welche Freiheiten die Herren Ponſon und Genoſſen ſich nehmen. Das Witzblatt „Tintamarre" gibt wöchentlich eine kleine Blumenleſe aus ihren Schriften und füllt damit mehr als eine Spalte aus. Aber „Tintamarre" wird von hundert, Ponſon du Terrail von hunderttauſend geleſen, vor wie nach. Am Ende hat Emile de Girardin recht, daß die Preſſe keine Macht ſei? Nein, im Gegentheil, und den Beweis hierfür zu finden, genügt eine pariſer oder Departements-Zeitung aufzuſchlagen; freilich muß man ihn zu ſuchen verſtehen. Im Geſpräch mit Franzoſen hört man faſt niemals von einem (erzählenden) Buche Gutes ſagen, und ſelbſt wenn es einmal ausnahmsweiſe geſchieht, folgt ſicher ſofort eine boshafte Anekdote über den Verfaſſer. In den Journalen herrſcht die entgegengeſetzte Sitte: wer den gedruckten Urtheilen der franzöſiſchen periodiſchen Preſſe Vertrauen ſchenkte, könnte glauben, die goldene Zeit der Lite-

ratur sei hereingebrochen, die Genies zählen sich nach Dutzenden, die hervorragenden Talente nach Hunderten, jedes Werk sei ein Meisterwerk. Zur Erklärung diene Folgendes: In Paris besteht die sogenannte Société des gens de lettres*), welche den Zweck hat, den Feuilleton-reproducirenden Journalen das Suchen nach geeignetem Stoff zu erleichtern, d. h. die Schriftsteller haben eine Association mit gemeinschaftlicher Kasse gebildet unter einer gewählten Direction, welche die Rechte der einzelnen wie der Gesellschaft wahrzunehmen hat. Kein Blatt ist im Stande oder willens, ein Feuilleton für sich allein zu haben; es kommt also früher oder später in den Fall, von der Gesellschaft zu kaufen oder an dieselbe zu verkaufen. Nun heißt es im Art. 40 der Statuten: „Das Comité hat jederzeit das Recht, auf Beschluß von zwei Dritteln seiner Mitglieder, jedem Blatt, sobald man es für angemessen findet, und namentlich wenn dies Blatt gegen die Gesellschaft eine feindliche Haltung annähme (se mettrait en état d'hostilité envers la Société), die Befugniß zu entziehen, andere Feuilletons abzudrucken." Ein Feuilleton, das in Buchform erscheint, tadeln, heißt sich gegen die Societät feindlich zeigen, denn der Tadel könnte vom Wiederabdruck abhalten und somit der Gesellschaftskasse Eintrag thun. Also wird immer flott gelobt; denn, recht überlegt, wäscht eine Hand die andere und — das Waschen kann den Händen der französischen Feuilletonisten durchaus nicht schaden.

*) Ihr Präsident ist gegenwärtig Paul Féval, ihr Buchhändler E. Dentu, Galérie d'Orléans, Palais-Royal.

IX.

Die Theater in Paris und Paris im Theater.

Von

Rudolf Gottschall.

Der Fremde, der sich in die Weltstadt begibt, um dort das Leben der Kunst und die Kunst des Lebens zu studiren, bringt in der Regel seine Abende in den Theatern zu, welche ein Versammlungsort des eleganten pariser Publikums und der aus ganz Europa herbeiströmenden Vergnügungsreisenden sind. Ohne Frage bilden die letztern die überwiegende Mehrheit der Zuschauer. Namentlich ist der kleinere pariser Bürgerstand durchaus nicht so theaterlustig wie die fashionable Welt. Das Theater gehört zu seinen seltensten Festtagsvergnügungen, und es sind nicht die ersten Schauspielhäuser, denen er seine Theilnahme zuwendet. Sein Herz befindet sich dabei im vollen Einklang mit seinem Budget, welches durch die hohen Preise der großen Theater zurückgeschreckt wird.

Die Habitués eines pariser Theaters bestehen aus den dramatischen Autoren, aus den Aerzten, aus allen denen, die infolge ihrer officiellen oder literarischen Stellung freien Eintritt haben. Die dramatischen Schriftsteller und die Compo-

niſten haben in allen Schauſpielhäuſern, nachdem ſie der Bühne eine beſtimmte Zahl von Acten oder Stücken geliefert, das Recht, über eins oder über mehrere lebenslängliche freie Entrées zu verfügen, die ſie nach Belieben verkaufen können. Nach dem Tode des Käufers fällt das Entrée wieder an den Verkäufer zurück, der es ſo oft von neuem verkaufen kann, als ſich Käufer finden. Einige dieſer Entrées ſollen eine wahrhaft mörderiſche Wirkung ausgeübt und ſo viele Ceſſionare getödtet haben, daß ſich kein neuer Käufer mehr an ſie wagte. Die ſchwarze Garde dieſer Lebenslänglichen bildet ebenfalls einen Hauptbeſtandtheil der pariſer Theaterhabitués.

Hierzu kommt die Claque, die ſich unter dem Kronleuchter verſammelt, die Claqueurs, Romains, oder Chevaliers de lustre. Die Führer derſelben, die Entrepreneurs de succès dramatiques, gebieten über eine große Zahl ergebener und gehorſamer Leute, welche, gut gekleidet und disciplinirt, die Truppe der Claqueurs bilden. Die Inſtructionen, die ſie erhalten, ſind verſchieden je nach den Stücken und nach den Theatern. Enthuſiaſtiſches Beifallklatſchen muß den Lärm der Ziſcher übertäuben, oder die Exploſionen lärmender Fröhlichkeit des Publikums in gute Laune verſetzen und über die wahren Eindrücke des Stücks täuſchen. Bisweilen gilt es auch Thränen zu vergießen, um Thränen hervorzurufen und ſo den ſentimentalen Stücken den erwünſchten Erfolg zu ſichern. Das Geheimniß der Claque beruht auf der Anſteckungsfähigkeit des menſchlichen Gemüths. Es bedarf ſchon einer der größten Anſtrengungen, um ſich gegen Eindrücke, von welchen ſich eine große Menge beherrſcht zeigt, zu verhärten. Gegen das Unweſen derſelben, das in der Fälſchung der öffentlichen Meinung liegt, haben ſich oft die gewichtigſten Stimmen erhoben, die Tribunale ſogar ſtets Klagen der Claquenchefs gegen die Directionen zurückgewieſen und derartige Verträge für null und nichtig erklärt, weil ſie auf der Lüge beruhen, gegen die guten Sitten und die öffentliche Ordnung verſtoßen. Aber weder die öffentliche Meinung, noch die Tribunale ſind damit durchgedrungen: das Unweſen zeigt ſich als unausrottbar, die neuen „Römer" behaupten nach wie vor ihren Platz unter dem Kronleuchter.

Außer dieſen ſtändigen Beſtandtheilen eines pariſer Theaterpublikums, die ihm eine beſtimmte Phyſiognomie aufdrücken, beſteht daſſelbe aus den flüſſigen Elementen der Geſellſchaft, die faſt jeden Abend eine neue Miſchung darbieten. Die premières représentations zeigen die Elite der pariſer Bildung in den Theatern, beſonders wenn die Werke namhafter Schriftſteller zur Aufführung kommen. Dieſe „erſten Aufführungen" haben in Paris eine in Deutſchland unbekannte Bedeutung; es gibt Theaterbeſucher, welche nur erſte Aufführungen beſuchen; andere, welche drei Napoleons für einen Orcheſterſitz und 200 Frs. für eine Loge bezahlen, um einer première représentation beizuwohnen, würden am nächſten Tage nicht den fünften Theil dieſer Summe für daſſelbe Stück ausgeben. Ja, man hat Beiſpiele, daß an einem ſolchen erſten Abend drei oder viertauſend Perſonen von der Theaterkaſſe zurückgewieſen werden mußten, während tags darauf die Darſteller vor einem ganz leeren Hauſe ſpielten. Dieſer Eifer, über ein neues Drama zu Gericht zu ſitzen, mag er auch oft nur aus Neugierde hervorgehen oder aus der Luſt am Hazardſpiel, welche in erregter Spannung miterleben will, ob der Autor mit ſeinem geiſtigen Einſatz gewinnt oder verliert, oder aus jenem allgemein menſchlichen und dabei ſpecifiſch franzöſiſchen Triebe, bei Ereigniſſen, zu denen eine première représentation zählt, weil alle Blätter davon ſprechen, gegenwärtig zu ſein, hat doch immerhin einen für die Literatur förderlichen Einfluß, indem er dieſelbe in den Brennpunkt der allgemeinen Theilnahme rückt, und ſteht im ſchärfſten Gegenſatz zu der vorſichtigen Gleichgültigkeit, mit welcher man in Deutſchland oft einer erſten Aufführung aus dem Wege geht, um nicht Geld und Zeit vergeblich einem Miſerfolg zu opfern.

In der That iſt es für den Fremden in Paris oft ſchwer, an wichtigen Theaterabenden Eintritt zu erhalten. Zu den officiellen Bureaux des Billetverkaufs zu gehen, iſt dann in der Regel ein ausſichtsloſer Gang; eher noch kommt man auf Seitenwegen und durch Zwiſchenhändler zum Ziel. Wer ein beſonders lebhaftes Intereſſe für eine erſte Aufführung beſitzt, der ſucht ſich den Weg ins Parterre zu bahnen, indem er vor den Pforten des Theaters Queue bilden hilft. Die „Queue"

ist ein Ausfluß des französischen Princips der Gleichheit. Hier gilt kein Vorrecht der Person; wer zuerst kommt, hat den Vorrang, kein Hintermann wagt es sich vorzuschieben. Es bedarf da keiner polizeilichen Ueberwachung; jeder Franzose trägt seinen Sergent de Ville in der Brust, oder vielmehr das Princip der egalité, welches allein ihm Ersatz für die verlorene Freiheit bietet, ist ihm eingeboren. Die deutsche Geduld wird viel gerühmt. Gleichwol zweifeln wir, daß ein Deutscher stundenlang in Wind und Wetter vor der verschlossenen Theaterkasse harren würde, um Einlaß zu erhalten. Noch dazu ist dieser Einlaß für die später Gekommenen sehr fraglich. Wenn das Parterre gefüllt ist, wird eine verhängnißvolle Demarcationslinie gezogen, welche einen großen Theil der geduldig harrenden Queue unerbittlich von dem heißersehnten Genuß absperrt. Für echte Theaterenthusiasten, denen die unsichern Hoffnungen der Queue nicht genügen, gibt es indeß noch ein verzweifeltes Mittel, zu dessen Anwendung Connexionen mit einflußreichen Männern gehören, nicht etwa mit Camille Doucet, dem Generaldirector der kaiserlichen Schauspiele, sondern mit dem Chef der Claque. Man läßt sich anwerben unter den Chevaliers du Lustre, genießt alle Privilegien der Bande, und kann dabei noch Studien machen über ihre innere Organisation und das taktvolle Anempfinden, mit welchem der Oberleiter den Intentionen des Dichters entgegenkommt.

Die Vertheilung des Publikums auf die verschiedenen Plätze ist fast in jedem Theater eine andere. Im Théâtre-Français und der Großen Oper z. B. gehören die Fauteuils d'Orchestre ausschließlich dem Herrenpublikum, den Junggesellen, den Fachmännern, den Fremden, die keine Hochzeitsreise machen. Das Damenpublikum ist in die Ränge und in die Baignoires verwiesen. In den offenen Logen sitzen die eleganten Damen der ganzen und halben Welt; denn die letztern tragen im Theater ihren vollen Glanz zur Schau. Ist doch das Feuilleton so artig, bei ersten Aufführungen stets unter den Notabilitäten, die denselben beiwohnten, den Prinzen und Prinzessinnen, den berühmten Schriftstellern und Schriftstellerinnen, auch eine oder die andere Dame der vornehmen Demi-Monde mit aufzu-

zählen und ihrer Toilette einige elegante Zeilen zu widmen, die den ganzen Parfum des pariſer Feuilletonſtils athmen.

Was man dagegen in Paris im Theater meiſt vergeblich ſuchen würde, das ſind die — Töchter. Man hat in Deutſchland von dem modernen Sodom und Gomorrha ganz falſche Begriffe, wenn man glaubt, „die Töchter" aus anſtändiger Familie beſuchten die Schauſpielhäuſer ſo wie in Deutſchland, wo man die züchtigen Jungfrauen „mit verſchämten Wangen" regelmäßig im Vordertreffen der erſten Ränge erblickt. Freilich, von Benedix und Frau Birch-Pfeiffer droht keine Gefahr; in Paris, wo, ganz abgeſehen von den Demi-Monde-Dramen des jüngern Dumas, ein Schauſpiel ohne ein gewiſſes Ingrediens von Ehebruch zu den Seltenheiten gehört, iſt das ganz etwas anderes. Kein vorſichtiger Familienvater verſtattet dort „einer Tochter" den Beſuch des Theaters, mindeſtens nicht, ehe er ſich überzeugt hat, daß das aufgeführte Stück in moraliſcher Hinſicht keinerlei Anſtoß darbietet. Dies iſt aber eine ſeltene, gar nicht in Betracht kommende Ausnahme. Die Töchter dürfen die Früchte vom Lebens- und Erkenntnißbaum des Theaters nicht eher pflücken, als bis ſie geheirathet haben. Ja, Vater und Mutter verſtatten ihnen vorher nicht einmal die Lektüre der Zeitungsfeuilletons, in denen der Inhalt der neuen Stücke berichtet wird; ſie verſtehen es, ein ſolches Corpus delicti verſchwinden zu machen, ehe es in die Hände der Töchter gerathen iſt. Eine faſt klöſterliche Pädagogik, gegen welche die deutſche Mädchenerziehung als eine höchſt emancipirte betrachtet werden muß, verbirgt ſich in Paris hinter dem lärmend aufdringlichen Treiben der genußſüchtigen Weltfremden, der feilen Demi-Monde und der Theater, welche vorzugsweiſe dieſer Welt, von der ſie leben, den Spiegel vorhalten. Es iſt dies ein Hauptpunkt, welcher bei der Ueberſetzung und Aneignung der neufranzöſiſchen Dramen beachtet werden muß. In Deutſchland werden dieſe Stücke einem Publikum von jungen Mädchen vorgeführt, welche in Frankreich principiell von derartigen Aufführungen ausgeſchloſſen ſind.

„Paris im Theater" unterſcheidet ſich von Berlin oder Wien im Theater beſonders durch die größere Bewegung des

Zwischenacts. Sobald der Vorhang gefallen ist, verwandelt sich das Theater in eine Jahrmarktsbude; der laute Schrei der Ausrufer tönt aus allen Rängen wieder; körperliche und geistige Nahrung wird feilgeboten. Die zahllosen Theaterblätter: „L'Entr'acte", „Figaro", „Vert-Vert", „Orchestre" u. s. w., die außer den Annoncen und Personenverzeichnissen der abendlichen Aufführungen an allen pariser Theatern noch mancherlei Theaternotizen und Reclamen enthalten, werden neben dem „Moniteur du Soir" und andern Abendzeitungen verkauft. Paris lacht im Theater, aber es ißt auch im Theater, und zwar in der dritten und vierten Galerie gebratene Aepfel, in der zweiten Apfelsinen, in den ersten Ranglogen Bonbons, Trauben, verzuckerte Ananas und Orangen, die man kokett mit einem Blechzänglein an die Lippen führt. Je mehr sich eine Loge in einen Bazar verwandelt, je mehr sich auf ihrer Brüstung Bonbondüten, Fruchtbüchsen, Blumensträuße u. s. w. aufhäufen, desto schmeichelhafter für die Besitzerin; denn alle diese Gegenstände sind Beweise der Galanterie, mit der ihre Verehrer sie ausgezeichnet haben; es sind Visitenkarten, die vor aller Welt zur Schau liegen. So erzählt uns wenigstens Rénée Désarbres in seinen Plaudereien: „Paris partout."

Ein großer Theil des Publikums verläßt indeß im Zwischenact den Zuschauerraum, um in den Foyers zu lustwandeln. Auch in diesen eleganten Räumen hat die Bluse gleiches Recht mit dem Ordensfrack. Näheres Begegnen bietet hier willkommene Veranlassung, einen Roman fortzuspinnen, den man durch den Operngucker angeknüpft; oft indeß wird durch den nahen Anblick der Schönen der allzu schmeichlerische Vermittler Lügen gestraft. Auf eleganten Ottomanen sitzend, kann man den vorüberwandelnden Damenflor Revue passiren lassen. Einige dieser Foyers sind echt künstlerisch und sinnig ausgeschmückt. Neben den Büsten der berühmten dramatischen Dichter Frankreichs finden sich die Photographien der namhaftesten neuern Schriftsteller, der vorzüglichsten Schauspieler und Schauspielerinnen der Bühne. Man könnte diese pietätvolle Ausschmückung den oft so kahlen Foyers der deutschen Theater empfehlen.

Es gibt in Frankreich 193 stehende Theater und 59 wandernde Gesellschaften. Von den ersten gehören 104, also mehr

als die Hälfte, den Städten, von den zweiten 28.] Frankreich besitzt wirkliche „Stadttheater", die in Deutschland noch immer mythisch bleiben, indem selbst die angesehensten Städte ihre großen, neuerbauten Theater wieder einem Pachter übergeben. Im Jahre 1864 ist die Theaterfreiheit im Gegensatz zu den frühern Beschränkungen proclamirt worden; die kaiserliche Regierung ist damit zur Praxis der Französischen Revolution zurückgekehrt. Doch sind in Paris seitdem nur kleinere und unbedeutende Theater neu erstanden. Von den pariser Theatern sind folgende „kaiserlich", d. h. durch Subventionen des Staats unterstützt, welche allerdings nur von Jahr zu Jahr laufen und alljährlich von den Kammern neu votirt werden: die Große Oper, das Théâtre-Italien, die Komische Oper, das Théâtre-Lyrique, das Théâtre-Français, das Odéon, das Théâtre-Impérial auf der Place du Châtelet.] Während die Große Oper indeß z. B. im Jahre 1853: 680000 Frs. Subventionsgelder (jetzt erhält sie 800000 Frs.) erhielt, kam dem Théâtre-Français nur eine Unterstützung von 240000 Frs., dem Odéon eine von 110000 Frs. zu. Alle diese Theater stehen unter der Oberleitung der Direction générale des théâtres impériaux, welche im Ministerium des kaiserlichen Hauses im neuen Louvre ihre Bureaux hat. An die Spitze derselben ist gegenwärtig Camille Doucet gestellt, der bekannte Lustspieldichter und Akademiker, also ein Fachmann, nicht wie es in Deutschland allzu oft Brauch ist, ein Hofmann, bei dem die Hofcharge in erster, die dramatische Kunst in zweiter Linie steht. Hier werden alle aufzuführenden Dramen zur Beurtheilung eingereicht, um etwaigen Competenzconflicten vorzubeugen, welche daraus entstehen könnten, daß das eine Theater in das gesetzlich fixirte Genre des andern hinübergreift.] Die Genres der einzelnen Theater sind durch das kaiserliche Decret vom 8. Juni 1806 zuerst festgesetzt, durch einen Erlaß des Ministers des Innern vom 25. April 1807 näher bestimmt worden. Obgleich dies Reglement noch immer Gültigkeit hat, so haben doch die einzelnen pariser Theater durch ihre Praxis dasselbe längst illusorisch gemacht; es hat sich eine Art von Gewohnheitsrecht gebildet, das durch die Zugeständnisse des Ministeriums sanctionirt worden ist. So sollte z. B. das

Odéon nach jenem ministeriellen Erlaß nur Lustspiele zur Aufführung bringen, während jetzt dort mehr Tragödien dargestellt werden, als selbst am Théâtre-Français.

Die in Frankreich herrschende Centralisation erstreckt sich auch auf das Theaterwesen. Die pariser Theater sind maßgebend für ganz Frankreich; kein Provinztheater hat jemals eine dichterische Berühmtheit creirt oder überhaupt eine Initiative ergriffen, die von folgenreicher Bedeutung gewesen wäre. Die Stücke, die in der Hauptstadt mit Erfolg gegeben werden, bilden das Repertoire sämmtlicher französischer Bühnen. Wesentlich trägt hierzu die Centralisation des dramatischen Schriftstellerthums in der Société des auteurs dramatiques bei, die ihren Sitz in Paris und in den Provinzen nur ihre Agenten hat.*) Diese Gesellschaft ist in ihrer Geschlossenheit eine Macht, welche der französischen Bühne Gesetze dictirt. Ein Director, der sich nicht diesen Gesetzen fügen will, wird in die Acht erklärt und erhält von den namhaftesten Autoren Frankreichs kein Stück mehr zur Aufführung. Dadurch wird ihm seine Bühnenleitung unmöglich gemacht; denn die französischen Dichter beweisen durch die That, daß allein die dramatische Production das Schwungrad ist, welches das ganze Räderwerk der Bühne in Bewegung setzt und erhält. Die Société selbst ist noch nicht von altem Datum, obgleich schon Beaumarchais den Versuch gemacht hatte, die Schriftsteller, deren Dramen die Comédie-Française zur Aufführung gebracht hatte, zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegenüber diesem Theater zu vereinigen. Die jetzige Gesellschaft wurde am 9. Dec. 1837 gebildet, zunächst auf 25 Jahre, mit dem Recht der Erneuerung auf ebenso lange Frist, wenn nach dem Ablauf der ersten nicht zwei Drittheile der Gesellschaft die Auflösung derselben verlangten. Gegenwärtig ist sie bereits in ihr zweites fünfundzwanzigjähriges Stadium getreten. Der Zweck der Gesellschaft ist, nach den Statuten, die Vertheidigung der Rechte ihrer Mitglieder gegenüber den Verwaltungen der Theater und allen andern, die in irgendwelche Beziehungen des Interesses zu

*) Gegenwärtiger Präsident der Gesellschaft, als Nachfolger Léon Gozlan's, ist Lockroy.

den Autoren treten; die mit den möglichſt geringen Koſten verknüpfte Wahrnehmung der Rechte der Autoren in Paris und den Departements, und die Gründung einer Unterſtützungskaſſe zum Beſten der Mitglieder, ihrer Witwen, Erben und Verwandten. Der 18. Artikel der Statuten unterſagt den Mitgliedern der Genoſſenſchaft, irgendein älteres oder neues Werk auf einem Theater darſtellen zu laſſen, welches mit der Geſellſchaft der Autoren keinen Vertrag abgeſchloſſen hat; er verbietet überdies den Schriftſtellern, mit den Theatern beſondere Verträge abzuſchließen gegen minder günſtige Bedingungen, als diejenigen, welche jene allgemeinen Verträge oder proviſoriſch anerkannte Uſancen feſtgeſtellt haben. Auf Uebertretung dieſes Artikels ſteht eine Geldſtrafe von 6000 Frs. Ein mächtiger, faſt terroriſtiſcher Gemeinſinn und Corpsgeiſt prägt ſich in allen dieſen Beſtimmungen aus, welche namentlich für die ſchwächern und minder berühmten Autoren eine gewaltige Schutzwehr bilden. Das geiſtige Eigenthumsrecht der Dramatiker ſelbſt beruht auf dem Geſetz vom 19. Juli bis 6. Auguſt 1791, welches nicht geſtattet, daß die Werke der lebenden Schriftſteller auf irgendeinem öffentlichen Theater in ganz Frankreich zur Aufführung gebracht werden ohne die förmliche und ſchriftliche Zuſtimmung der Autoren oder ohne die ihrer Erben und Ceſſionare. Den Autoren iſt es freigeſtellt, ihre Zuſtimmung an Bedingungen zu knüpfen, wie ſie ihnen gut ſcheinen. Dieſe Organiſation des dramatiſchen Schriftſtellerthums hat ſich in Frankreich glänzend bewährt; beliebte Dramatiker können ſich ein beträchtliches Vermögen erwerben, wie dies das Beiſpiel Scribe's und neuerdings Victorien Sardou's beweiſt, der ſich ein prächtiges Schloß bei Marly bauen konnte, obgleich ſeine Bühnenerfolge noch von ziemlich neuem Datum ſind.

Unter den pariſer Theatern nimmt die Comédie-Française, das Théâtre-Français den erſten Rang ein. In dem Miniſterialerlaß vom 25. April 1807, welcher die hierarchiſche Stufenfolge der pariſer Theater feſtſetzte, ſteht es als das Theater Sr. Majeſtät des Kaiſers in erſter Linie, ſelbſt noch vor der Großen Oper. Napoleon liebte gerade die Tragödie der franzöſiſchen Claſſiker, ſeine Aeußerungen über Corneille

sind bekannt. Der eigentliche Ursprung des Théâtre-Français reicht zurück bis auf das Jahr 1680, auf die Zeit Ludwig's XIV., welcher am 21. Oct. die Vereinigung der beiden Schauspielgesellschaften befahl, die damals im Hotel de Bourgogne und in der Rue Guénégaud spielten. Der vereinigten Gesellschaft wurde das ausschließliche Schauspielmonopol für Paris anvertraut. Von Haus aus war ihre Verfassung eine demokratische und beruhte auf dem Princip der Selbstregierung und Selbstverwaltung unter Aufsicht der Hofbeamten. Die Einnahmen wurden in 24 Theile getheilt, aus denen verhältnißmäßige Quoten, nach Abzug der andern Bedürfnisse des Budgets, das Gehalt der einzelnen Darsteller bildeten. Ein Comité von sechs Mitgliedern vertrat den leitenden Ausschuß; in Generalversammlungen wurde das Repertoire festgestellt und andere Angelegenheiten besprochen. Die Gesetzgebung des Théâtre-Français zeigt seitdem fortwährende Schwankungen, welche das Hauptgewicht des Einflusses bald in die Wagschale der Gesellschaft, bald in die der Aufsichtsbehörden legten. Die Sociétaires waren Rebellen von Haus aus und protestirten stets gegen die Eingriffe der Staatsgewalt in ihre Rechte. Ein Decret vom 15. Oct. 1812, das „Decret von Moskau" genannt, regelte die ganze Organisation des Theaters meistens auf den frühern Grundlagen. In seinen Hauptbestimmungen besteht es noch gegenwärtig in Kraft, nur daß der Präsident der Republik durch ein Decret vom 27. April 1850 die Befugnisse der Sociétaires zur Selbstregierung wesentlich einschränkte, indem er einem „Administrateur" die artistische Oberleitung und Initiative anvertraute, der selbst wieder unter dem Ministerium des Innern, gegenwärtig unter dem Ministerium des kaiserlichen Hauses steht. Gleichwol besteht noch das Verwaltungscomité der Gesellschaft, welches das Budget des Theaters aufstellt, fort, ebenso die berathende Generalversammlung. Auch darf der Administrateur kein neues Stück zur Aufführung bringen, welches nicht durch das Lesecomité des Théâtre-Français angenommen worden ist. Die Erlaubniß zur Aufführung wird indeß nach dem Decret vom 6. Juli 1853 vom Staatsministerium ertheilt. Zu den frühern, nicht aufgehobenen Bestimmungen gehört die Verpflichtung, alle Monate ein neues

oder neu einstudirtes Trauer- oder Lustspiel in fünf Acten und ein neues oder neu einstudirtes Lustspiel in drei Acten oder in einem Act zur Aufführung zu bringen.

Das Théâtre-Français ist die classische Bühne Frankreichs, welche die alten Traditionen wahrt, aus den Trauerspielen Corneille's und Racine's, aus den Lustspielen Molière's den Hauptstock ihres Repertoire bildet und neuen Richtungen der Literatur nur schwer ihre Pforten öffnet. Sie besitzt die vornehme Exclusivität des Instituts. Irgendein Schimmer von Classicität muß das Haupt eines nachgeborenen Poeten umleuchten, dessen Dramen von den Schauspielern und Schauspielerinnen der Aufführung würdig befunden werden sollen. Der Aufruhr der Romantiker störte das Lesecomité des Théâtre-Français lange Zeit nicht aus seiner classischen Ruhe auf. Erst Victor Hugo's „Hernani" brach sich die Bahn in diese geweihten Räume, nicht ohne eine tumultuarische Opposition hervorzurufen. Dem Siege der romantischen Richtung trat indeß das classische Talent der Rachel entgegen, welche noch einmal die heilige Schar der altclassischen Heldinnen mit einem Feuer beseelte, das ihr neue Triumphe sicherte. Seit dem Tode der Rachel lebt die alte Tragödie nur noch ein Scheinleben auf den Bretern des Théâtre-Français; Corneille und Racine werden applaudirt; aber dieser Applaus klingt nur wie ein schuldiger Zoll der Ehrfurcht. Die Tragoedia togata ist eine Sache der Convenienz, der Ueberlieferung; das hohle declamatorische Pathos, das sie verlangt, steht im offenbarsten Widerspruch mit der fein charakterisirenden Spielweise, mit welcher die Comédiens ordinaires de l'Empereur die Rollen der modernen Conversationsstücke darstellen. Man empfindet dies als eine Anomalie. Früher oder später wird ein anderer Genius den Angriff auf diese Unsterblichen erneuern, der Victor Hugo mislungen ist — und die Stunde der Corneille und Racine hat geschlagen. Die neue Richtung, die jetzt am Théâtre-Français am Ruder ist, paciscirt mit der dramatischen Classicität, wenn sie auch aus ihren Bahnen herauslenkt. Hat dies Theater doch auch ein unsterbliches Muster für die Darstellung lebenswahrer Charaktere und Situationen in den Lustspielen des noch immer wahrhaft erfolgreichen Molière.

Als das Haupt der neuen Dramatiker des Théâtre-Français muß Ponsard gelten. Er begann als echter Classiker mit seiner „Lucrèce", welche die gewaltige Rachel zum Siege führte. Doch schon sein zweites Stück „Agnes de Méranie" hatte einen Miserfolg, der Ponsard von weiterer Verfolgung seiner neuclassischen Tendenzen abschreckte. Mit richtigem Instinct betrat er in seiner „Charlotte Corday" diejenige Bahn, die allein zu einer zukunftvollen Erneuerung des französischen Theaters führen konnte, die Bahn des modern-historischen Dramas. Nachdem er in den Stücken „L'honneur et l'argent" und „La Bourse" das moderne sociale Leben und die Geldfrage zum Gegenstand scharf ins Leben eingreifender Sittenkomödien gewählt, kehrte er in seinen neuesten Stücken: „Le lion amoureux" und „Galilée" zum historischen Drama zurück, soweit es von modernen Principienkämpfen bewegt wird, und kann als der Vorkämpfer des gesunden Idealismus betrachtet werden, der auf der Bühne die großen geistigen Gegensätze des Jahrhunderts spiegelt. Man hat Ponsard oft als das Haupt einer Schule des Bon sens bezeichnet. Jedenfalls finden die Ausschreitungen der romantischen Schule in seinen Dramen eine willkommene Correctur, ohne daß er die ganze Nüchternheit des modernen Realismus zur Schau trägt. Seine Phantasie ist nicht reich; der Wurf seiner Dramen ist nicht kühn und grandios; doch hat er Verstand und Geschmack und eine unleugbare Präcision und Energie des dramatischen Stils.

Nächst ihm ist Emile Augier der Hauptbeherrscher des Théâtre-Français; er besitzt ein wärmeres, glänzenderes Talent als Ponsard. Auch er debutirte mit einer antiken Studie „La Ciguë", und zwar auf dem Gebiet des Lustspiels, dem er auch treu geblieben ist. Sein bestes Drama ist „Gabrielle", noch immer ein Lieblingsstück des Théâtre-Français, eine Verherrlichung des Familienlebens im Gegensatz zu den Demi-Monde-Dramen, zu denen übrigens auch Augier in seinem Stück „Le mariage d'Olympe" einen Beitrag gab. In dem Lustspiel „La pierre de la touche" behandelte er die Geldfrage; der Reichthum wird darin als ein Prüfstein der Charaktere hingestellt; in dem Stück „La ceinture dorée" stellt er einen Edelmann und einen reichgewordenen Bürgerlichen einander gegenüber.

Einen glänzenden Erfolg errangen Augier's Dramen: „Les effrontés" und „Le fils de Giboyer", in welchen nicht nur der alte Giboyer eine aus auffallenden Contraſten gemiſchte Perſönlichkeit iſt, die Intereſſe einflößt, ſondern auch das Hereinziehen der politiſchen und ſocialen Strömungen in die Handlung des Luſtſpiels für bedeutſam gelten muß. In andern neuen Dramen Augier's wie „Maître Guerin" und „La contagion" zeigte die Compoſition große Mängel.

Das Haupt der „Précieux", der rührenden, loyalen Dramatik, welche ſich beſonders des Schutzes der Kaiſerin erfreut, iſt Octave Feuillet, der in ſeinen Dramen das Laſter malt, aber „den Teufel dazu"; doch iſt er nur mit kleinern Stücken auf das Théâtre-Français gedrungen. Das Demi-Monde-Drama dieſes Theaters iſt vorzugsweiſe durch die beiden Stücke von Mario Uchard: „La Fiammina" und „Le retour d'un mari" vertreten, die ihren Stoff unmittelbar aus nächſten perſönlichen Beziehungen und der Wahrheit des Couliſſenlebens ſchöpften. Den Gegenſatz zwiſchen „Sacs et parchemins" behandelte Jules Sandeau, der Jugendfreund der George Sand und Hauptmitarbeiter Augier's, in ſeinem noch immer als Repertoireſtück ſich bewährenden Drama: „Mademoiselle de la Seiglière." Das Luſtſpiel in akademiſch gefeilter Form pflegte Camille Doucet, deſſen Dramen: „Chasse aux fripons", „Le fruit defendu", „La considération" glücklichen Erfolg hatten. Ein erfolgreiches Repertoireſtück des Théâtre-Français iſt ferner der „Duc Job" von Léon Laya. Neuerdings hat das Werk eines Poeten der Victor Hugo'ſchen Schule, Jacques Vacquerie: „Le fils", durch die Kraft ſeines dramatiſchen Stils bei aller Verzwicktheit der Fabel einen günſtigen Erfolg davongetragen.

Victor Hugo und mit ihm die romantiſche Muſe iſt aus Staatsrückſichten vom Théâtre Français verbannt worden. Die Aufführung von Alfred de Muſſet's: „Fantasio", eines Dramas, das mehr noch an die deutſche als an die franzöſiſche Romantik erinnert, kann kaum als ein Zugeſtändniß an dieſe Richtung betrachtet werden. Eher dürfte das zweiactige Drama Theodor's de Banville: „Gringoire", das einen franzöſiſchen Narciß zum Helden hat, der romantiſchen Schule beizuzählen ſein.

Die festen Grenzen des Repertoire des Théâtre-Français scheinen in jüngster Zeit ins Schwanken gekommen zu sein. Einige der beliebtesten Schriftsteller, wie Victorien Sardou, sind von demselben ausgeschlossen; nur eins seiner Dramen: „Le papillon", kam zur Aufführung und hatte einen Misserfolg. Rücksichten auf die Moral veranlassen ebenso wenig eine hermetische Absperrung, sonst würden Vacquerie's „Le fils" und andere Stücke von den Sociétaires nicht zur Aufnahme angenommen worden sein. Jedenfalls paßt das Neue, welches das Theater bringt, nicht zu seinem classischen Stammrepertoire in Trauer- und Lustspiel, und bildet mit ihm zusammen eine befremdliche Musterkarte.

Die alte Garde der Darsteller des Théâtre-Français lichtet sich ähnlich wie bei dem wiener Burgtheater. Samson, vorzüglich in den Charakterrollen des Lustspiels, hat sich vom Theater seit 1863 zurückgezogen. Am 26. Dec. 1865 ist Jean Baptiste François Provost gestorben, zu dessen Hauptrollen der Marquis de Prime in „Le duc Job", der Bankier Charrier in „Les effrontés" und der Deputirte Maréchal in „Le fils de Giboyer" gehörten, ein Darsteller voll großer Lebenswahrheit und feinen Tons in alten und neuen Dramen. Tapfer behauptet sich noch François Regnier (geb. 1807). Zur alten Garde muß man nach deutschen Begriffen auch die stets schlagfertige Molière'sche Soubrette, Augustine Brohan (geb. 1824), eine originelle geistsprühende Darstellerin, rechnen, welche im alten und neuen Repertoire gleichmäßig zu Hause ist, auch mehrere kleine Dramen und allzu scharfe Feuilletonartikel verfaßt hat. Ein bedeutender Charakterdarsteller ist François Jules Edmond Got (geb. 1822), trefflich als der Figaro von Beaumarchais, aber auch ein Hauptträger der neuen socialen Komödie. Seine Glanzleistung war Augier's Giboyer, in welcher Rolle er für Paris typisch geworden ist. Jean Baptiste Prosper Bressant (geb. 1815) ist der feine Bonvivant des ersten pariser Theaters, distinguirt in seinem Auftreten, nur vielleicht etwas zu conventionell in den Formen desselben. Seine Hauptrolle ist Bolingbroke in Scribe's „Verre d'eau". Ein junges vielversprechendes Talent ist Benoit Constant Coquelin (geb. 1841), seit 1864 Sociétaire der Comédie-Française. Seine

Darſtellungen, wie neuerdings ſein Gringoire, zeigen ein keckes Colorit. Die Tragödin, Madame Goyon, gehört mehr der alten declamatoriſchen Schule an und bringt ihren Corneille mit Feuer und Pathos zur Geltung. Es ſind noch tüchtige Talente unter den jüngern Kräften dieſes durch ſein meiſterhaftes Enſemble für ganz Europa muſtergültigen Théâtre-Français, wie z. B. Mlle. Favart.

Das zweite kaiſerliche Schauſpielhaus, das Théâtre de l'Odéon, auch „Théâtre de l'Impératrice" in dem Decret von 1806 genannt, liegt mitten im Quartier-Latin, eine Lage, die auf die ganze Phyſiognomie des Theaters den größten Einfluß ausüben mußte. Anfangs als eine Filiale des Théâtre-Français betrachtet und nur für das Luſtſpiel beſtimmt, hat das Theater, ganz im Widerſpruch mit ſeinem durch das erſte Kaiſerthum feſtgeſtellten Genre, beſonders und mehr als das Théâtre-Français die Tragödie gepflegt, welche ja auch bei den jungen Akademikern auf ein vorwiegendes Intereſſe rechnen darf. Das Publikum dieſes Theaters beſteht in erſter Linie aus den Studenten und ihren „Frauen", aus den jungen Gelehrten des Quartier-Latin, denen ſich, bei neuen Erſcheinungen von Bedeutung, die großen Namen des Inſtituts und die faſhionable Welt des jenſeitigen Paris anſchließt. Das Publikum hat ſeine akademiſchen Unarten, ſo gut wie das Publikum einer deutſchen Univerſitätsſtadt; es macht politiſche Fronde, wo es irgendmöglich iſt, hebt Anſpielungen durch Applaus hervor, oder drückt einzelnen Stellen durch dieſen Applaus das Gepräge von Anſpielungen auf. Namentlich wird die Anweſenheit des Kaiſers zu lebhaften Demonſtrationen benutzt, wie an jenem Theaterabend, wo das Parterre des Odéon zu Gunſten des Luxembourg-Gartens gegen den Präfecten Haußmann opponirte, der den alten Park mit einer jetzt in Angriff genommenen Viviſection bedrohte. Das jugendliche, nicht an Hergebrachtem hängende Publikum, das auch für dramatiſche Neuerungen empfänglich iſt, läßt dieſem Theater die Möglichkeit, allerlei Verſuche und Experimente zu machen, welche jenſeit der Seine allzu gewagt wären. Das Odéon iſt das Theater der Studien, das dramaturgiſche Verſuchsfeld — und zwar in jeder Hinſicht; es pflegt vorzukoſten für das Théâtre-

Français. Nicht nur viele Dichter machen von hier aus den Sprung auf die classische Bühne, auch einzelne Stücke, die hier Erfolg hatten, sind später im Theater der Rue Richelieu acceptirt worden, wie z. B. „La Ciguë" von Augier, „Les ennemis de la maison" von Camille Doucet und viele andere. Auch für die Schauspieler ist das Odéon die nächste Vorstufe zum Théâtre-Français. Gleichwol hat das Odéon auch seine selbständige Bedeutung. Die poetische Richtung des Dramas, die jenseit der Seine kaum noch durch Ponsard vertreten ist, treibt hier oft neue Blüten. So hat z. B. Louis Bouilhet, ein Anhänger der romantischen Schule, neuerdings mit seinem Drama in Versen: „La conjuration d'Amboise", auf dem Odéon einen großen Erfolg errungen, nachdem er schon früher dort seine „Madame de Montarcy" und „Hélène Peyron" zur Aufführung brachte. Diese Stücke sind schwunghaft und oft bizarr; die Sprache geschmackvoll und schön; aber es fehlt ihnen Einheit der Composition, dramatisches Genie und Bedeutung für die Zeit. Einen großen Namen hat das Odéon in Paris fast allein auf seinem Repertoire — den Namen der George Sand, welche von ihrer Idylle „François le Champi" ab bis zu ihrem erfolgreichsten Drama: „Le Marquis de Villemer" ihre Stücke diesem Theater der jungen Akademiker anvertraut hat. Das eigentliche Demi-Monde- und Lorettendrama hat sich auf dieser Bühne nie einzubürgern vermocht; es gehört den Bankier- und Fremdencirkeln an und gemahnt fremdartig in einer Welt, welche dem Grisettenthum huldigt und das Leben „de la Bohème" führt. Die Schauspieler des Odéon sind tüchtige Kräfte, wie namentlich Berton, der Darsteller des Marquis de Villemer, die Inscenirung ist trefflich unter der neuen Direction des Herrn Cheri.

Die beiden Theater des socialen Lustspiels, welches die Runde über die europäischen Bühnen gemacht und auch auf das deutsche Theater einen nicht zu billigenden Einfluß ausgeübt hat, sind das Théâtre du Vaudeville, gegenüber dem großen Börsentempel, und des Gymnase auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle. Das erstere ist begründet 1792 und sollte nach den ministeriellen Bestimmungen von 1807 nur kleinere Stücke mit Couplets und Parodien in sein Repertoire auf-

nehmen; das Gymnaſe-Theater beſteht erſt ſeit der Zeit der Reſtauration und nahm bald den Titel eines „Théâtre de Madame" an. Das Gebäude des Vaudeville-Theaters fällt jetzt den verſchönernden Tendenzen des Stadtpräfecten zum Opfer, der eine ſeiner geraden Verbindungslinien von der Großen Oper bis zur Börſe zieht. Dafür erhebt ſich ein neues Schauſpielhaus an der Ecke des Boulevard des Capucines und der Rue d'Antin. Während das Vaudevilletheater auch kleine Bluetten und Singſpiele nach ſeinem urſprünglichen officiellen Programm und ſeinem Namen gibt, pflegt das Gymnaſe ausſchließlich den Cultus der ſocialen Komödie. Bald nach ſeiner Begründung ſchloß es einen Vertrag mit Scribe ab, den es gegen eine lebenslängliche Rente von 6000 Frs. verpflichtete, keinem andern Theater als dem Gymnaſe Stücke irgendwelcher Art zu geben, das Théâtre-Français, die Große Oper und die Komiſche Oper ausgenommen. Scribe begründete den Ruhm und die Erfolge des Gymnaſe durch eine Reihe von Stücken, welche treffende Sittengemälde des Reſtaurationszeitalters waren. Im Vaudeville- und Gymnaſetheater ließ der jüngere Dumas ſeine edeln und ſchwindſüchtigen Loretten in den Demi-Monde-Dramen zuerſt über die weltbedeutenden Breter wandeln. „La Dame aux camélias" eröffnete 1852 den Reigen im Vaudevilletheater; ihr folgten im Gymnaſe „La Dame aux perles", „Demi-monde", „La question d'argent", „Le fils naturel", „Le père prodigue". Auch der glücklichſte Nachfolger Scribe's, Victorien Sardou, alternirt mit beiden Theatern. Am Vaudeville erlebte er ſeinen erſten großen Erfolg mit „Nos Intimes", ſpäter mit der „Famille Benoîton", neuerdings mit „Maison neuve"; am Gymnaſe mit „Les vieux garçons", und vor kurzem mit „Nos bons villageois". Auch Octave Feuillet's Hauptdramen, wie: „La Crise", „Le Roman d'un jeune homme pauvre", „La rédemption", „La biche en bois dormant", ſind am Vaudeville oder, wie „Montjoye", am Gymnaſe zur Aufführung gekommen.

Die Darſteller dieſer beiden Bühnen beſitzen eine hervorragende Gewandtheit in dem feinſten Zuſammenſpiel des Converſationsſtücks. Die Geſellſchaftsgemälde des neuen Paris,

welche der jüngere Dumas, Sardou und Feuillet geschaffen, erfordern diese Feinheit der Conversation und Darstellung im höchsten Grade, weil ihre Helden und Heldinnen zum großen Theil einer zweideutigen Welt angehören und in den verfänglichsten Situationen auftreten. Von diesen Darstellern erwähnen wir besonders Pierre-Chéri-Lafont (geb. 1801), ein Meister in der Darstellung von Bonvivants und militärisch gehaltenen Charakteren, wie z. B. de la Rivonnière's in „Le père prodigue", Raoul's in „Montjoye" und neuerdings des Barons in „Nos bons villageois"; ferner den Charakterdarsteller François Louis Lesueur, einen Hauptträger des Repertoire („Mercadet" und „Le père prodigue"); Mme. Doche (geb. 1821), die treffliche Darstellerin der Camelliendame; Mlle. Fargueil (geb. 1819), bei ihrem Auftreten eine glänzende Schönheit, seit 1852 am Vaudeville engagirt, die zu ihren Hauptrollen die Olympe in der „Mariage d'Olympe", Madeleine in „Rédemption", Thérèse in „Les Lionnes pauvres" zählt; und Marie Delaporte (geb. 1838), eine liebenswürdig frische Darstellerin (Cecile in „Montjoye", Jave in „L'ami des femmes", Geneviève in „Nos bons villageois"). Von den Darstellern des Vaudeville ist besonders Delannoy hervorzuheben.

Eine Stufe tiefer als diese Bühnen in Bezug auf den künstlerischen Kreis, den sie umschreiben, stehen die Théâtres de la Gaîté, L'Ambigu comique und das Théâtre de la Porte Saint-Martin, einst die Arena, auf welcher die Muse der Romantiker ihre Triumphe feierte, und Lemaître, der Talma der Boulevards, Buffo und Tragöde zugleich, die seltsam gemischten Charaktere dieser Schule zum Siege führte. Das Theater, auf dem gleichnamigen Boulevard gelegen, ist durch den Ministerialerlaß von 1807 ausdrücklich für das melodramatische Genre, für die großen Schaustücke bestimmt; doch sollen hier wie in allen Theatern zweiten Ranges bei dem Gesang nur bekannte Melodien benutzt werden. Ebenso sind alle „ballets dans le genre historique et noble" der Großen Oper ausschließlich verstattet. Das Théâtre de la Gaîté, früher in der Nähe des Chateâu d'Eau, jetzt eine Zierde des Square des Arts-et-Métiers in der Nähe des Boulevard de Sebastopol, besteht seit 1760. Seine

Specialität waren Pantomimen jeden Genres, Harlekinaden und andere Poſſen. Daſſelbe gilt von ſeinem Filialtheater l'Ambigu comique (gegründet 1772). In allen dieſen Theatern, in denen die Bluſe in den obern Rängen und im Parterre vorherrſcht, werden jetzt vorzugsweiſe packende Criminaldramen geſpielt. Das Théâtre de la Porte Saint-Martin gibt vorzüglich große Ausſtattungspoſſen und wagt ſich ſogar bisweilen an große deutſche Dichtungen. So haben Dennery und Marc Fournier den Goethe'ſchen „Fauſt" für dieſe Bühne eingerichtet; eine Aufführung, bei der die glänzende Ausſtattung die Hauptrolle ſpielte. Dies Theater gibt auch die brillanteſten „Féeries" und „Revues", bei denen die weibliche, halbnackte Plaſtik und das elektriſche Licht nächſt maſſenhafter Statiſterie und eleganten Coſtümen die meiſte Anziehungskraft ausüben. Die Féerie hat ſich aus den Revues entwickelt, welche man früher nur in den erſten vierzehn Tagen des neuen Jahrs ſpielte und welche eine Art von plaſtiſch-mimiſcher Jahresſchau bildeten, fleiſchgewordene Kalenderilluſtrationen. Hiervon emancipirten ſich die ſelbſtändigen Feenſtücke, „La biche au bois," „Le déluge" u. a., welche die Poeſie der Scene auf das freieſte entfalteten, oft aber allzu ſehr in ihren Gruppirungen an die Drehſcheiben der umherziehenden Meßkünſtler erinnerten.

Dem Théâtre de la Porte-Saint-Martin iſt ein mächtiger Rival erwachſen in dem zum Reſſort des kaiſerlichen Miniſteriums gehörigen Théâtre Imperial du Chatelet, welches früher auf dem Boulevard du Temple die hochpatriotiſchen Spectakelſtücke Mocquard's und Dennery's aufführte und die Franzoſen in allen Welttheilen, in Peking und Algier, nebenbei auch die ſyriſchen Metzeleien und den Knaben Mortara auf die Bühne brachte. Dieſer chauviniſtiſche Eifer iſt inzwiſchen etwas erkaltet; das ſehr geſchmackvolle Theater führt jetzt lieber dramatiſche Märchen auf, wie „Cendrillon" und zwar in einer Ausſtattung, mit welcher die Porte-Saint-Martin kaum Schritt zu halten vermag.

Dieſe vier Bühnen ſind die eigentlichen Volksbühnen für größere Stücke ernſten und heitern Genres, für Schau- und Spektakelſtücke voll Mord und Todtſchlag, Kriegslärm, nackter

Schönen, im Stil der Freske oder des Holzschnitts. Für diese Bühnen sind nun die Volksdramatiker thätig, der frühere Schauspieler Clairville, der mehr als 250 Stücke geschrieben hat, Dennery, der ungefähr 200 Dramen allein und mit andern zusammen verfaßte und die Zauberstücke nur aus dem Aermel schüttelt, Anicet-Bourgeois, der in vieler Hinsicht als der Schöpfer dieser Sensationsdramatik betrachtet werden kann, Théodore Barrière, Dumanoir u. a. Was die Darsteller dieser Volksbühnen betrifft, so befinden sie sich in der Regel auf der Wanderschaft von einer zur andern und werden auch von den Directionen gegenseitig geborgt für Aufführung bestimmter Stücke. Der schöne Fechter (geb. 1824), der bei seinen Gastspielen in London die Robert Macaires für den englischen Geschmack zu „englisiren" versteht, Mélingué (geb. 1812), der zugleich Bildhauer ist und im „Benvenuto Cellini" seine eigenen Statuetten mitspielen läßt, Lacressonnière (geb. 1819), früher der Hauptdarsteller der Rollen von Dumas und Soulié im Theatre historique, gegenwärtig am Ambigu comique engagirt, Dumaine (geb. 1831), gegenwärtig an dem Gaîté-Theater, Laferrière, anfangs am Théâtre-Français, später am Odéon und den Boulevardtheatern, ein Wanderschauspieler, auch in dem übrigen Frankreich und Deutschland bekannt — das sind die Namen, die hier verdienen hervorgehoben zu werden.

Das dramatische Dessert wird von einer beträchtlichen Zahl von Bühnen dargeboten, welche den Kleinhandel mit Vaudevilles, Bluetten, Operetten erfolgreich betreiben. Das Théâtre des Variétés auf dem Boulevard Montmartre wetteifert bisweilen in Ausstattungsstücken mit der Porte Saint-Martin, wie neuerdings in der Posse „Le royaume des femmes". Doch ist die Pracht der Ausstattung hier auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt; die Hauptwirkung beruht auf der Grazie und dem Talent der Soubretten, von denen Mlle. Alphonsine namentlich die Herzen des Publikums im Sturm erobert hat. Noch mehr auf der Macht des ewig Weiblichen beruhen die Erfolge der Délassements-Comiques, eines Theaters, dessen Zettel bei der Darstellung des Feenmärchen „Ric-Din Ric-Don" sechzehn weibliche und nur zwei männliche Mitwirkende aufwies. Von den kleinern Theatern, welche durch die sorgsame

Pflege von Specialitäten einen gewiſſen künſtleriſchen Werth beanſpruchen können, iſt das Théâtre du Palais-Royal, das ſeit 1830 beſteht, die Stätte, wo die altfranzöſiſche Munterkeit noch am meiſten heimiſch blieb, und wo Schauſpieler wie Hyacinthe, Arnal, Levaſſor, Braſſeur die Traditionen derſelben noch in der Gegenwart mit Glück aufrecht halten. Die übrigen Theater, das Théâtre-Beaumarchais, das Théâtre des Nouveautés, das Théâtre des Folies Saint-Germain, das Théâtre des Funambules, das Théâtre du Prince Imperial, welches ſchon den Uebergang zum Circus bildet, ſowie die Theater der jetzt annectirten Banlieue, welche wie das Theater von Belleville zum Theil der geſchichtlichen Tragödie huldigen, genügt es hier erwähnt zu haben. Alle dieſe Bühnen beziehen ihren literariſchen Proviant von denſelben Autoren wie die größern Volkstheater, von den Clairville, Dennery und Thiboult, und befriedigen die Schauluſt nach beſten Kräften. Hier findet man die Bluſe und das eigentliche Volk von Paris häufiger als in den großen Theatern.

Es iſt der Strom der friſchen Lebensluſt, den man in dieſe Kanäle zu leiten ſucht, damit er nicht etwa im politiſchen Freiheitsrauſch über die Ufer trete.

X.

Oper, Concert und — Thérèsa.

Von

Heinrich Ehrlich und Julius Rodenberg.

Ueber das pariſer Muſikleben herrſchen in Deutſchland verſchiedene Meinungen, die aber alle darin übereinzuſtimmen ſcheinen, daß ſie eben — keine große Meinung von Paris in dieſer Beziehung haben. Die Anhänger der claſſiſchen Muſik weiſen darauf hin, daß von Bach und Händel nur die kleinern Klavierſtücke bekannt ſind, die allenfalls auch im Salon einen gewiſſen angenehmen Eindruck hervorbringen, wenn ſie recht fein und elegant nuancirt, alſo ihrem Charakter nicht entſprechend vorgetragen werden, daß aber die größern Werke dieſer Meiſter, namentlich die Oratorien, gegen welche die Franzoſen eine gewiſſe Abneigung hegen, niemals Aufnahme gefunden haben. Die Romantiker der Schumann'ſchen Schule blicken mit Geringſchätzung auf eine Stadt, die den Componiſten, dem ſie höchſten Cultus weihen, nur in manchen ſeiner Schöpfungen, z. B. im Quintett und in der B-dur-Symphonie, ſo hoch ſtelle wie Mendelsſohn, dagegen an ſeinen Trios, ſeinen Liedern, ſeiner

dritten Symphonie nicht unbedingtes Gefallen finde. Den Zukunftsmuſikern, oder „Neudeutſchen", iſt Paris die ſittenverdorbene Stadt, in welcher „Tannhäuſer" den Machinationen einer Clique geopfert wurde, die keine Aufführung der Großen Oper ohne Ballet dulden will; alle Parteien ſind auch darin einig, daß von Paris aus jene Gattung Opernmuſik ſich verbreitet hat, bei welcher die Muſik nur leichtfertigen, oft lasciven Texten als Folie dient, und daß ſelbſt die ſogenannten hochdramatiſchen Opern nur große Parade-, Schau- und Tanzſtücke ſind, bei welchen die Muſik öfters eine ſecundäre Rolle ſpielt.

Alle dieſe Urtheile haben ihre unleugbare Berechtigung, ſie ſind auf Thatſachen gegründet .... Und dennoch welche Gegenſätze zu den aufgezählten Thatſachen bieten ſich dem Forſcher der Culturgeſchichte dar!

Von dieſem leichtfertigen Paris begannen die Opern Gluck's ihren Triumphzug durch die Welt, und die unermeßlichen Reformen der dramatiſchen Muſik, welche dieſer große Componiſt unternahm, wurden zuerſt von den Pariſern geprüft, gewürdigt, in einer ganzen Literatur von Streitſchriften erläutert, bekämpft — dem allgemeinen Verſtändniß nahe gebracht, und dies alles zu einer Zeit, wo das öffentliche Leben ein noch viel leichtfertigeres war als jetzt; wo in den höchſten und in den ſie nachäffenden Kreiſen nur die Sucht nach frivolſtem Zeitvertreib vorherrſchte. Fünfundzwanzig Jahre ſpäter, als Frankreich ſich kaum von der furchtbarſten Revolution erholt hatte, die jemals über den Erdkreis geſchritten, vereinigen ſich die Muſiker von Paris, um Haydn's „Schöpfung" im Théâtre des Arts aufzuführen, und ſenden ihm eine goldene Medaille; zwei Jahre ſpäter (1802) ſendet ihm das Inſtitut national des Arts et Sciences eine zweite; im nächſten Jahre nach dieſer Auszeichnung erhält Haydn eine dritte goldene Medaille aus Paris. Im Jahre 1807, als das Kaiſerreich die pomphaften Feſte, das Pathos und die Declamation auf die Opernbühne pflanzt, verſammeln ſich die „enfants d'Apollon", führen unter immenſem Andrang des Publikums die „Schöpfung" auf, und wieder iſt es Paris, das den betagten Meiſter mit einer vierten goldenen Medaille

ehrt und den kurzen Weg, den der Greis noch zu wandeln hat, mit Blumen beſtreut.*)

Zwanzig Jahre ſpäter, als Beethoven in Wien, wo er gelebt und gewirkt hatte, faſt vergeſſen war, und die einſchmeichelnden Weiſen Roſſini's jede andere Muſik übertönten, als nur noch wenige edle Geiſter in Deutſchland dem großen deutſchen Tondichter ſtillen Cultus weihten, erſcholl mit einem mal die Nachricht aus Paris: die C-moll-Symphonie von Beethoven iſt im Conſervatorium aufgeführt worden, bei dem Finale hat ein nie erlebter Jubel jene Räume durchbrauſt; das Publikum erhob ſich von den Sitzen, Menſchen, die einander nicht kannten, umarmten ſich, und ein alter General des großen Kaiſers hat mit Donnerſtimme: „Vive l'Empereur!" gerufen, um ſeinem Enthuſiasmus Worte zu verleihen! Wenige Jahre ſpäter wird durch die „Hugenotten" die hiſtoriſche Oper gegründet. Dazwiſchen kommt (1832) ein ganz junger deutſcher Muſiker nach Paris, eine recht tiefinnerliche Natur, dem dies ganze Treiben, die Kunſtanſchauungen, ja ſelbſt die beliebten Operntexte der Seineſtadt ein Greuel ſind; er glaubt nicht, daß er daſelbſt länger als wenige Wochen aushalten wird — nach und nach ſieht er zu ſeinem eigenen großen Erſtaunen, wie viele ſehr tüchtige Künſtler dort leben; ſie ſpielen ihm ſeine Compoſitionen vor, faſt beſſer, als er ſie in Deutſchland gehört, die Geſellſchaft der Conſervatoriumsconcerte führt eine ſeiner Symphonien, dann ſeine Ouverture zum „Sommernachtstraum" (brauchen wir dem Leſer noch den Namen des Componiſten zu nennen?) in unvergleichlicher Vollendung auf, das Publikum iſt entzückt, er ſpielt das G-dur-Concert von Beethoven, die königliche Familie, der er gar nicht empfohlen iſt, kommt und zeichnet ihn aus — und Felix Mendelsſohn-Bartholdy verläßt die Stadt mit ganz andern Ideen und Eindrücken, als er ſelbſt eingeſtehen möchte!

Dieſe eigenthümlichen Erſcheinungen, dieſe Gegenſätze leichtfertigſter Oberflächlichkeit und verſtändnißvoller Empfänglichkeit, die man bis auf den gegenwärtigen Moment verfolgen kann,

*) So lauten die Worte Haydn's in ſeinem Dankbrief an die Geſellſchaft. Ein Jahr darauf ſtarb er.

wo ſich in dem Ueberwuchern der niedrig-komiſchen Oper auf der einen und dem idealſten Kunſtſtreben in den „Concerts populaires“ auf der andern Seite dieſelbe Thatſache wiederholt: ſie laſſen ſich nur erklären, wenn man die franzöſiſchen Kunſtanſchauungen prüft, wie ſie ſich durch die Concentrirung aller künſtleriſchen Kräfte in der einen Stadt nach und nach entwickelt und feſtgeſtellt haben. Der celtiſch-romaniſche Geiſt des Franzoſen erfaßt mit größerer Leichtigkeit und Vorliebe als der irgendeiner andern Nation das, was ſich ihm in ausgeprägter Form bietet; dagegen war es nie ſein Streben, einen Kunſtgegenſtand bis zur Idee zu durchdringen, ſich darein zu vertiefen. Das Geiſtvolle muß geiſtreich werden, wenn er es ſchätzen ſoll: er verlangt auch vom Höchſten, daß es in angenehmer und ſchöner Faßlichkeit ihm entgegenkomme. Beethoven's C-moll-Symphonie iſt ihm die größte von allen, denn in ihr treten alle Motive in prägnanten, markigen Rhythmen auf, die Durchführung iſt überall klar und bei einiger Aufmerkſamkeit leicht verſtändlich; die neunte Symphonie ſteht ihm fern — und nicht etwa das Chorfinale, über welches bekanntlich auch in Deutſchland die Anſichten getheilt ſind, ſondern ebenſo ſehr die drei erſten Sätze, welche als Gemeingut unſers muſikaliſchen Publikums betrachtet werden können. Es widerſtrebt der Natur des Franzoſen, eine Handlung erzählen zu hören, ohne ſie dargeſtellt zu ſehen; Händel's Oratorien und nun gar die auf ſtreng-proteſtantiſchen Grundlagen ruhenden großen Paſſionsmuſiken und Motetten von Bach werden in Paris, in Frankreich niemals verſtanden werden.

Ein anderes Moment noch kommt in Betracht, wenn man das muſikaliſche Leben von Paris richtig würdigen will: nämlich die Geſellſchaft, welche hier ſtärker als irgendwo ſonſt auf jedes Gebiet des künſtleriſchen und literariſchen Schaffens einwirkt. Ehedem hieß es von Paris, daß ſich dort alles im Salon mache, ſelbſt die Politik. Und dies iſt wahr genug, wenn man an die Salons der Madame Roland, der Staël, Tallien, Récamier, der Fürſtin Lieven und Prinzeſſin de Vaudemont denkt, dieſer ſtolzen Tochter der Montmorencys, gar nicht zu reden von den goldenen Tagen des Salons im 18. Jahrhundert, welcher alles repräſentirte, was Frankreich damals an

Namen, Geiſt und Schönheit beſaß. Aber es gibt keinen Salon mehr, es hilft nichts, ſich gegen dieſe Thatſachen zu verſchließen. „Ceci tuera cela", hat Victor Hugo geſagt; das Kaffeehaus, das Ballet, das Wettrennen, das Börſenſpiel: alles dieſes zuſammen hat den Salon getödtet, und an die Stelle deſſelben iſt die „Geſellſchaft" getreten, „le Monde" und — dank den Franzoſen, die uns dieſes Wort gegeben, das man ſprechen und ſchreiben darf: „le Demi-monde".

In den Salons hatte die Muſik ihre wohlberechtigte Stelle, ſie war dort zu Hauſe, und der Salon wiederum war der Beſchützer der Concertmuſik, der Concerte. Die „Geſellſchaft" dagegen gibt ſumptuöſe Diners und läßt in den Soiréen, welche ſich regelmäßig an ſolche Staats-Diners anſchließen (ohne das Diner würde niemand zur Soirée kommen!), gemiethete Künſtlerinnen ſingen; die Patti z. B. erhält 1000 Frs. für den Abend. Daß dieſe Geſellſchaft ebenſo wenig Gefallen an wirklicher Muſik als Geſchmack an ernſten Concerten findet, iſt nur zu begreiflich. Welcher echte Pariſer ſoll noch zehn Francs ausgeben, um einen Pianiſten oder Geiger mehr oder weniger Kunſtſtücke ausführen zu hören, wenn er für denſelben Preis einen ſehr guten Platz in der Académie Imperiale de Muſique erhält! Dort kann er die größten Stimmen bewundern, die ſchönſten Tänzerinnen in ihrem ſchönſten (d. h. faſt gar keinem) Coſtüm ſehen; die prächtigſten Aufzüge geben ihm Kunde von vergangenen Zeiten, die herrlichſten Decorationen verſetzen ihn nach fernen Gegenden; Seeſtürme, Waſſerfälle, Sonn- und Mondaufgänge, Vulkanausbrüche, Eisbahnen mit Schlittſchuhläufern erſetzen ihm die Natur, und — alles für zehn Francs. Dabei ſieht er die ſchimmerndſten Toiletten, die berühmteſten Frauen aller Schichten, von der Fürſtin Metternich bis zur Rotte Kora (Pearl), neben der Oper entfaltet ſich die Komödie der eleganten Welt — und er ſoll noch ein Concertbillet bezahlen, um eine Sonate von Beethoven zu hören? Ja vor fünfundzwanzig Jahren war das alles noch anders! Damals, wenn auch ſchon im Entſchwinden, konnte man noch die letzten Salons ſehen, und bis zuletzt blieben die großen Virtuoſen ihnen und ſie den großen Virtuoſen treu. Von dieſer Stätte der Geſelligkeit und des feinen Tons, wie einſt aus den Salons der

Espinaſſe und Du Deffand durch die literariſche Correſpondenz des Baron Grimm, erklang der Ruf ihrer künſtleriſchen Leiſtungen und — ihrer galanten Abenteuer durch alle Lande; immer etwas Neues wußten die Zeitungen von ihnen zu erzählen. Bald war Liſzt, das himmelſtürmende Genie, am Genferſee und trieb ſocialiſtiſche Studien mit ſeinen Freunden; oder er brachte Wien und Berlin in den Aufruhr des Enthuſiasmus; oder er war in Bonn in Begleitung von „la Blonde et la Brune", oder er hatte ſich von der Gräfin d'Agoult getrennt, er ſollte die Fürſtin Wittgenſtein heirathen . . . Oder Thalberg, der vollendete „Gentleman-Pianiſte", der Sohn eines Fürſten, hatte eine neue Fantaſie vollendet, die an Wohlklang und Brillanz alles übertraf, was Herz und Conſorten in der Gattung geſchaffen; oder Chopin, dieſer geiſt- und gemüthvollſte aller Salonpoeten, der ſchmerzensreiche Sänger Polens, ging mit ſeiner Freundin George Sand nach einem ſüdlichen Klima — dort trennte er ſich wieder von ihr, kehrte nach Paris zurück kranken Herzens, ſiechen Leibes, von edeln Frauen bis an ſein Ende gepflegt. Und hat nicht ſein Tod ſelbſt etwas Elegiſches, etwas — wir möchten ſagen: Symboliſches für das Leben und die Kunſt, von denen er Abſchied nahm? „Ich möchte dem Inſtrument Lebewohl ſagen", rief er, „welchem ich alles verdanke." Man brachte ein Piano an ſein Bett. Mit eiſigen Händen und ſchon umwölkten Gedanken verſuchte er die Taſten anzuſchlagen. Eine liebliche und rührende Melodie, welche tiefen Schmerz ausdrückte, flüſterte durch die Saiten. Aber der Sterbende war nicht im Stande, ſeine Improviſation zu vollenden. Die Kraft verſagte ihm. Er ſank rückwärts in die Kiſſen und war nach einigen Secunden todt.

Man kann ſagen, daß mit Chopin der eigentlich muſikaliſche Salon von Paris ſich geſchloſſen hat. Er ſtarb 1849. Solange er lebte, ſtanden auch die Salons der Fürſtin Czartoryiſka, der Gräfin Kalergi nnd anderer Damen noch in voller Blüte, gleich dieſen Damen ſelbſt. Dort empfangen zu werden, gehörte zum guten Ton, und was dort geprieſen und protegirt ward, gelangte gar bald zur Berühmtheit. Allerdings muß zur Steuer der Wahrheit geſagt werden, daß jene Salons eine vortreffliche Schule waren für die Gattung des feinern Lebens,

bei welcher die Kunſtfragen, auch die höchſten philoſophiſchen und politiſchen, im geiſtreichen Geſpräch zwiſchen zwei Taſſen Thee gelöſt werden. Hierbei können allerdings rohe, ſinnliche Naturen beſſern Eindrücken zugänglich gemacht worden, auch an Anregungen für den Künſtler fehlt es nicht; aber im ganzen geht die Wahrheit, die höhere Anſchaunng des Lebens dabei verloren, und die glänzendſte Manier, welche es verſteht, auch das Höchſte der allgemeinen Unterhaltung anzupaſſen und unterzuordnen, behält die Oberhand über die Beſcheidenheit, welche nur das Wahre anſtrebt, und welche ſich ſcheut, die Früchte ernſter und tiefer Studien auf dem Salon-Präſentirteller herumzureichen. Jetzt iſt das freilich anders geworden, mehr vielleicht noch zum Schaden für die Geſellſchaft als für die Muſik. Der Salon exiſtirt nicht mehr, und auch die ihn illuſtrirenden Künſtler ſind vom Schauplatz abgetreten. Chopin iſt todt, Thalberg verſchollen, und Liſzt — Abbé. Die glänzenden Damen der Jetztzeit bekümmern ſich vor allem um die Bälle der Tuilerien, die neueſte Form der Keilroben, Stadt- und Hofklatſch — der Luxus iſt an die Stelle der Eleganz geſetzt. Es wird allerdings noch Muſik gemacht in jedem Hauſe, das einigermaßen zur ſogenannten guten Geſellſchaft gehören will; aber neben den ſehr wenigen berühmten Sängerinnen, deren Arien mit Gold aufgewogen, als Luxusartikel ſervirt werden, hört man jetzt in den Salons eine ſolche Maſſe von unbedeutenden Virtuoſen, die ſich vordrängen, um nur geſehen, oder vielmehr nur erblickt zu werden, daß es dem Beſucher der Salons gar nicht zu verargen iſt, wenn er unter dem Wuſt von Klavierſpielern und Geigern, denen er alle Abende ausgeſetzt iſt, einen wirklich bedeutenden überſieht. Kaum wird er ſich deſſelben noch erinnern, wenn er ſpäter ſeinen Namen auf einer der Concert-Ankündigungen lieſt, die vom Anfang December bis Anfang Mai, oft vier bis fünf für einen Abend, an den Straßenecken prangen. Concerte ſind heute nur eine Viſitenkarte der Virtuoſen, die ſie beim Publikum abgeben; ein Mittel, ihre Compoſitionen öffentlich hören zu laſſen und Verleger dafür zu finden.

Der geneigte Leſer darf die Virtuoſen-Concerte und deren Publikum nicht verwechſeln mit den drei großen Orcheſter-

Concertunternehmen, welche in Paris beſtehen, und welche ſich die Pflege der guten Muſik zur Aufgabe gemacht haben. Obenan unter dieſen ſteht das berühmte Conſervatoire, das Faubourg St.-Germain der Muſik. Im Jahre 1828 mit dem ausgeſprochenen Zweck begründet, „der Muſik und dem Verſtändniß Beethoven's in Paris Eingang zu verſchaffen", iſt es ſeitdem dieſem Programm und der excluſiv claſſiſchen Richtung treu geblieben, vielleicht nur zu ſehr auf Koſten der modernen Production, welcher die Pforten des Conſervatoriums ſich nur ſchwer, ſehr ſchwer öffnen. In elf Concerten der Saiſon 1865—66 kamen drei neue Werke zu Gehör: ein Chor von Meyerbeer, ein Chor aus dem „Weltgericht" von Schneider und — der Tannhäuſermarſch von Wagner! Den Zutritt (d. h. ein Billet) in dieſes Allerheiligſte der claſſiſchen Muſik zu erlangen, iſt für den Fremden ſo gut wie unmöglich, weil alle Plätze ſeit vielen Jahren feſt abonnirt ſind. Es iſt ein Beweis beſonderer Achtung, ein hoher Act der Gaſtfreundſchaft, wenn ein Abonnent dem ihm empfohlenen Beſuch ſeine Karte für ein Concert im Conſervatorium anbietet, und die Herren Directoren der Geſellſchaft betrachten es als die höchſte Auszeichnung für einen Künſtler, wenn ſie ihm einen Platz in ihrer Loge am Proſcenium anweiſen.

Erſt in neuerer Zeit haben die Concerte des Conſervatoriums etwas von ihrem Nimbus verloren, ſeitdem ihnen in den „Concerts populaires" von Pasdeloup ein gefährlicher Rival erwachſen iſt. Pasdeloup, urſprünglich und lange Zeit ein Muſiker von untergeordneter Stellung (er war eine Art muſikaliſchen Factotums im Hotel des Grafen Nieuwekerke, des bekannten Directors der kaiſerlichen Kunſtſammlungen und — Freundes der Prinzeſſin Mathilde), hat es durch unermüdliche Energie dahin gebracht, die gute Muſik, ohne Unterſchied, ob ſie alt oder neu ſei, zu populariſiren und ſie nicht nur der Elite der Geſellſchaft, ſondern ebenſo ſehr dem eigentlichen Volk zu bieten. Der größte Saal von Paris (im Cirque-Napoléon) iſt nicht groß genug, um die Menge zu faſſen, die zu ſeinen Concerten ſich drängt: 3—4000 Menſchen, und der geringe Mann, der Arbeiter nicht am wenigſten zahlreich unter ihnen vertreten, bilden das Rieſenauditorium, dem er in ſeinen Concerten

(vierundzwanzig jährlich) und zu einem Eintrittspreiſe, welcher von $^3/_4$ bis zu 3 Frs. ſteigt, das Beſte gibt, was die claſſiſche ſowol als die moderne Muſik geſchaffen hat. Pasdeloup's Erfolg, materiell unbeſtritten, ward auch künſtleriſch geſichert, als Joachim „der Geigerkönig" (roi des violons), der excluſiv claſſiſchſte aller lebenden Künſtler, gerade in dieſen ſeine großen Triumphe feierte und ſich hiermit entſchieden auf die Seite derer ſtellte, welche die gute Muſik nicht als Prärogativ einer nobeln Geſellſchaft und deren Anhänger gelten laſſen, ſondern als Gemeingut aller Verehrer der Tonkunſt verbreiten wollen!

Indeß wird die Muſik, als Muſik, niemals in Paris den Boden finden, den ſie bei uns in Deutſchland immer behauptet hat. Man könnte, was man von der Philoſophie behauptet hat, auch von der Muſik ſagen: der Franzoſe, wenn man ihn in ſeiner typiſchen Beſonderheit nimmt, hat nur Sinn und Empfänglichkeit für die angewandte, die in Scene geſetzte Muſik: hier ſpielt wieder das leicht bewegliche, dramatiſche, wenn man will theatraliſche Element hinein — Paris iſt der eigentliche Platz für die Oper!

Auch hier, wie auf den übrigen Gebieten der geiſtigen Production, kommen als Factoren mit in Rechnung jene Concentrirung aller künſtleriſchen Kraft Frankreichs in Paris, der daraus entſtandene Wetteifer der verſchiedenartigſten Richtungen und das ehrgeizige Streben nach Anerkennung des Publikums. Dieſe Factoren zuſammen haben zu jener Vollendung der äußern Form, als des erſten unmittelbar wirkenden Moments geführt, die in allen Erzeugniſſen der franzöſiſchen Kunſt wie der Induſtrie mit Recht bewundert wird. Selbſt die unbedeutenden, ganz ephemeren Operetten, welche jetzt auf den Theatern zweiten und dritten Ranges aufgeführt werden, ſind mit dem gewiſſen franzöſiſchen Geſchmack gearbeitet, beurkunden peinliche Studien der Inſtrumentation und der Declamation, und zeigen den pikanten Zuſchnitt der Melodie und melodiſchen Phraſe, der die ganze franzöſiſche Opernſchule kennzeichnet.

Als das Haupt dieſer Schule gilt noch immer der jetzt zweiundachtzigjährige Auber, der Componiſt der „Stummen von Portici", des „Maurer und Schloſſer", des „Fra Diavolo", des

„ſchwarzen Domino". Seine Laufbahn iſt bezeichnend für die culturhiſtoriſche Entwickelung der neufranzöſiſchen komiſchen Oper, die in Deutſchland im allgemeinen „Converſations"-, von Wagner ſcharf aber nicht ganz unrichtig die „Pfiffigkeitsoper" genannt wird. Auber iſt 1784 in Caen geboren, aber erſt im Jahre 1820, als er bereits ſechsunddreißig Jahre zählte, gelang es ihm, mit der „Bergère châtelaine" die Aufmerkſamkeit des Publikums zu erregen; von ab da ſtieg er raſch zu Erfolgen, Ruhm und Reichthum. Im Jahre 1822 gab er den „Schnee", 1825 das „Concert bei Hofe", 1825 veröffentlichte er die in ihrer Art claſſiſch zu nennende Oper „Maurer und Schloſſer", die ſeinen Ruf feſt begründete. Die politiſchen Tendenzen, welche ſich in jener Zeit geltend machten, benutzte er mit Hülfe ſeines Freundes und Textdichters Scribe in der „Stummen von Portici" (1828), die einen wahren Sturmerfolg errang. Er verſuchte ſpäter noch einen ähnlichen zu erzielen durch den „Maskenball" (1833); allein der Erfolg dieſer Oper beſchränkte ſich auf den — Schlußgalopp des fünften Acts, welcher mit ſeinen rauſchenden Klängen einen ſolchen „Tanzenthuſiasmus" entfachte, daß die großen Damen aus den Logen heimlich herabſtiegen, eine Maske nahmen und auf der Bühne — mittanzten! Vielleicht genügte ein ſolcher Succès, ſtürmiſch wie er war, dem Meiſter doch nicht ganz, und er verſuchte noch einmal die große, diesmal bibliſche Oper „Der verlorene Sohn". Doch inzwiſchen war Meyerbeer mit ſeinem „Robert" und den „Hugenotten" hervorgetreten, die alle bisherigen Erzeugniſſe dieſer Gattung, ſelbſt Roſſini's „Tell" verdunkelten — und Auber ſah ein, daß die komiſche Oper ſeine Domäne war, und dieſe beutete er aus; ſein „Schwarzer Domino", ſein „Teufels Antheil", ſein „Marco Spada" (1852), der eigentlich nur ein mit moraliſchen Zuthaten aufgewärmter Fra Diavolo war, beherrſchten die Bretter der Opéra-Comique, und die Erfolge, welche Adam (geſtorben 1855) mit ſeinem „Poſtillon von Lonjumeau", Griſar mit ſeinem „Bonsoir, M. Pantalon", Reber mit „Le père Gaillard" erzielten, ſind nicht zu vergleichen mit denen Auber's. Er iſt der Repräſentant jenes feinern geſellſchaftlichen Tons, der ſich nach der großen Revolution in den Salons des Directoriums und der Kaiſerzeit wiederentwickelte, während der Reſtauration

in seiner Glanzperiode stand, nach 1830 zu sinken begann, und seitdem immer tiefer gesunken ist; seine und seiner Nachfolger Musik bezeichnet diese Phasen genau: 1825 der „Maurer und Schlosser", ein Werk voll Geist, Eleganz, moussirender Champagnerwein, der im Glase perlt und angenehm anregt — einige Jahre später „Der schwarze Domino", dessen Textbuch schon frivolen Tendenzen huldigt, dann nur noch schwache Versuche, die früher sprudelnde Verve wiederzuzeigen. Der in unserer Zeit herrschende Ton jener Gesellschaft, die Auber einst in seinen Opern schilderte, spiegelt sich nunmehr in den modernsten musikalischen Cancanaden ab. Die französische komische Oper ist die in Musik gesetzte Geschichte des französischen Gesellschaftstons.

Auber kann als Privatmann und als Künstler nur von Franzosen und von solchen, die lange in Frankreich gelebt haben, ganz verstanden werden, — dem echten Deutschen wird und muß er ein Räthsel bleiben. So viel guten Humor, so viele Liebenswürdigkeit, so vollendeten Takt mit der größten Indolenz zu vereinigen; sich die Geneigtheit, ja die Achtung fast aller Leute zu erhalten, ohne je das mindeste für die Kunst und die Künstler gethan zu haben; als maßgebender Richter zu gelten, ohne je der Kunst mehr Interesse zugewendet zu haben als irgendein anderer Amateur, der nach der Oper geht, um dort seinen Abend zu verbringen: das vermag nur ein Franzose und ein so geistreicher wie Auber. Er ist seit 1842 Director des Conservatoriums an Cherubini's Stelle; aber sein Einfluß ist kein für das Institut förderlicher gewesen. Die Gesangskunst ist in Verfall; als Hauptklavierlehrer wirkt noch immer der alte Herz mit seinen abgestandenen Compositionen, die in keinem deutschen Mädchenpensionat mehr studirt werden dürfen, — viele scharfe Urtheile sind schon gegen diese Verhältnisse der ersten, einst so berühmten Lehranstalt gefällt worden. Auber hört sie mit lächelndem Munde und kaltem Blick und denkt inzwischen an irgendeine Tänzerin oder an eine Oper — seiner Composition, denn andere gibt es nicht für ihn. Es ist bekannt, daß er in der Aufführung von Mozart's „Don Juan", in welcher vor zwanzig Jahren die Fanny Elßler tanzte, nur so lange blieb, bis diese

ihr Pas vollendet hatte und dann das Haus verließ. Einmal war er zufällig länger geblieben, und als jene unbeſchreiblichen Accorde erklangen, die des ſteinernen Gaſtes Geſang begleiten, wandte er ſich zu Blaze de Bury und ſprach freundlich: „Il y a du revenant dans cette musique!" (Es iſt etwas Geiſterhaftes in dieſer Muſik!) Ein deutſcher Auber würde entweder ein unerträglicher Brummbär oder ein ſchleichender Intriguant ſein; der franzöſiſche iſt ein liebenswürdiger Geſellſchafter, von dem noch heute viele Witze erzählt werden. Sein feinſter iſt wol die Entgegnung auf die Bemerkung des Dr. Véron, als beide die Treppe zu ihrer Loge emporſtiegen, daß das Altern doch recht langweilig ſei: „Das iſt wahr", erwiderte der Meiſter, „aber es iſt das einzige Mittel, lange zu leben." Etwas boshafter iſt, was er einmal über Wagner's Muſik meinte: ſie gleiche einem Buche ohne Punkte oder Kommas; man wiſſe gar nicht an welcher Stelle man Athem holen könne, und geriethe in die Gefahr, vor Bewunderung zu — erſticken.

Auber iſt ſehr reich und ein echter Pariſer — er hat die geliebte Stadt faſt nie und nur auf kurze Zeit verlaſſen. Wenn er reiſen wollte, bemerkte er eines Tags, dann ſorge ſchon Scribe, daß er ſchnell in andere Länder entrückt werde, ohne den Fuß aus Paris zu ſetzen.

Der franzöſiſche Operncomponiſt, der nach Auber und — neben Offenbach jetzt am meiſten genannt wird, iſt Gounod. Er war noch vor etwa funfzehn Jahren faſt unbekannt; da wurde in einem Concert eine Méditation über das erſte Präludium von Bach für Violine, Klavier und Physharmonica geſpielt, und errang einen ganz immenſen Erfolg; jahrelang blieb ſie das Paradeſtück aller Geiger, dann kamen die Celliſten und arrangirten ſie für ihr Inſtrument, zuletzt bemächtigten ſich ihrer die Gartenorcheſter und führten ſie auf mit obligatem Harfengezupfe und Paukenwirbel.

Trotz der Berühmtheit die Gounod durch dieſes Inſtrumentalſtück erlangt hatte, gelang es ihm nur ſchwer, zu einer Bedeutung als Operncomponiſt zu gelangen — er konnte kein Opernbuch bekommen! Denn in Frankreich, wo auch die Textdichter an den Tantièmen theilnehmen, laſſen ſich die Librettiſten, die in der Mode ſind, nur in ſeltenſten Fällen herbei,

einem noch wenig bekannten Componiſten eins ihrer Geiſtesproducte anzuvertrauen. — In einem der berühmteſten Stücke, Scribe's „Une chaine"*), bildet dieſe Schwierigkeit einen der Grundzüge der Handlung: ein junger talentvoller Componiſt, der den Drang, eine Oper zu ſchreiben, in ſich fühlt, findet ein Libretto nur durch die Verwendung einer hochgeſtellten Dame, die ihn liebt, und die Dankbarkeit für dieſe große Gunſt iſt eins der ſtärkſten Glieder der „Feſſeln", die ihn an die Beſchützerin ketten, während ſeine Liebe einem jungen Mädchen geweiht iſt. Gounod ſuchte lange nach einem Text, fand ſich ſogar genöthigt, die „Blutige Nonne" von Scribe zu componiren: ein Werk, deſſen Name genug ſagt, eine Nachahmung altdeutſcher Cramer-Spieß'ſcher Schauergeſchichten, die Scribe vor vielen Jahren „gedichtet", und für die er trotz ſeines berühmten Namens keinen Componiſten gefunden hätte. Die „blutige Nonne" ging auch gleich wieder in das Grab zurück, aus dem ſie kaum geſtiegen war. Erſt vor einigen Jahren ließ ſich der jetzt von der Mode patentirte Herr Barbier bewegen, ihm den „Fauſt" für das Théâtre-Lyrique zu überlaſſen; die Oper ward mit Beifall in Paris gegeben und machte beiſpielloſes Glück in Deutſchland, wo die Rolle des Gretchen den Primadonnen, die des Fauſt den Heldentenoren ſehr convenirte. Der ungeheuere Erfolg der Oper in Deutſchland hat wol niemand mehr überraſcht als diejenigen, welche das meiſte dafür gethan, ſie dort einzuführen.

Als Wagner's „Tannhäuſer" einem Zuſammenfluß ungünſtiger Umſtände zum Opfer fiel, trat Gounod für die unleugbaren Schönheiten des Werks offen und entſchieden bei jeder Gelegenheit in die Schranken. Dafür waren es auch Wagner's Anhänger und Freunde, welche beim Erſcheinen des „Fauſt" in Deutſchland warm dafür wirkten, allerdings nur bis der Erfolg ihnen über den Kopf wuchs, und ſie — zu ſpät — merkten, wie das deutſche Theaterpublikum dieſes Product franzöſiſcher Eklekticismus denen ihres Meiſters an die Seite, ja theilweiſe ſogar darüber ſetzte.

Gounod, was man auch vom kritiſchen Standpunkt gegen

*) In Deutſchland unter dem Titel „Feſſeln" bekannt.

ſein in Deutſchland populärſtes Werk einwenden mag, genießt mit Recht den Ruf eines ſehr ehrenwerthen Künſtlers. Sein „Fauſt" iſt eine mit verſtändiger Tendenz und ſehr vielem Bühnengeſchick gearbeitete bunte Reihe von Motiven, von denen einige ſchön klingen, viele freilich ganz banal ſind. Im dritten Act, der die effectvollſten Scenen enthält, iſt der Einfluß Wagner's unverkennbar; nur hat der Franzoſe die Form beſſer gewahrt, als der Componiſt von „Triſtan und Iſolde" — und dies vielleicht erklärt jenen außerordentlichen Succès, der freilich nur bis zu einem gewiſſen Grade ein verdienter iſt.

Die Große Oper — einer jener Züge des pariſer Lebens, ohne die Paris nicht das wäre, was es iſt: die Sirene der Welt; zauberiſches Wort, welches noch ſo fern von Paris, wenn man es ſpricht oder hört, zu Muſik wird und uns mit den magiſchen Verführungen von Schönheit und Reichthum umgibt; ſie, die Königin der Nächte von Paris ſeit mehr als zweihundert Jahren, hat in dieſer Stadt der Paläſte niemals ein Haus beſeſſen, das ganz ihr eigen, und obwol ihr niemand den Thron beſtritten, ſo hat ſie ihn doch unaufhörlich tragen müſſen, wie der Nomade ſein Zelt, aus einem Winkel von Paris in den andern, heut um Einlaß bettelnd in irgendeinem Theater, welches gerade leer ſtand, morgen ſich begnügend mit einer Scheune, in welcher man bis zu ihrem Eintritt Ball geſpielt. Auch ſie eine Zigeunerin! Eine „gauloise"! Einmal brannte ihr Tempel ab, und dann ſtand ſie mit den dünnen Lumpen, in denen ſie ſich aus den Flammen gerettet, ohne Schuh, das lange ſchwarze Haar vom Nachtwind durchwühlt, auf der Straße vor den verkohlten Balken ihres Hauſes; ein anderes mal treibt ſie das Meſſer eines Fanatikers aus dem Saal, den ſie ſich eben gebaut. Man reißt den Saal nieder und gibt ſie aufs neue dem Zufall preis. Bald genießt ſie die Gaſtfreundſchaft der Tuilerien, bald geht ſie über zu den verhaßten Orléans ins Palais-Royal, und endlich wandert ſie gar aus nach dem „Boulevard du Crime"; ſie, deren erſtes Lächeln dem großen Monarchen gegolten, fällt nun in die

Hände der Kaufmannsgilde (prévôté des marchands); und nun — wer würde sie wiedererkennen? — trägt sie die rothe Mütze und tanzt — die Carmagnole.

Kurz: sie hat zweihundert Jahre lang die merkwürdigsten Schicksale gehabt; aber niemals und auch heute noch nicht — ein Domicil!

Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwig's XIV., war die erste, die den Wunsch aussprach, Franzosen singen zu hören, und der Abbé Perrin in Gemeinschaft mit dem Organisten Cambert stoppelten ein dem italienischen Muster nachgebildetes Singspiel zusammen: „La Pastorale", première comédie française en musique; es wurde in dem Hause des Haushofmeisters der Königin, Monsieur de Lahaye aufgeführt, und gefiel außerordentlich. Perrin erhielt ein Patent zur Errichtung von „Académies d'opéras ou de réprésentations de musique en langue française" für das ganze Königreich. Er baute einen Saal, Rue Mazarine, dort wo jetzt Le Passage du Pont-Neuf steht; mit ihm verbündet war der obenerwähnte Componist Cambert und ein Marquis Sourdéac, der aus Liebhaberei — Maschinist ward. Die Eröffnung des Saals fand am 19. März 1671 statt; die Directoren erzielten einen Reingewinn von 120000 Frs., und dennoch fallirten sie. Lully, der Kapellmeister Ludwig's XIV. (Directeur de la musique du Roi), erhielt nun das Patent, in Paris eine „Académie Royale de musique" zu errichten, baute einen andern Saal und bekam nach dem Tode Molière's die Erlaubniß, das von diesem bisher benutzte Theater im Palais-Royal für sein Unternehmen zu verwenden. Der Italiener machte sehr gute Geschäfte, er erwarb in funfzehn Jahren ein Vermögen von 800000 Frs.; ihm folgte sein Schwiegersohn Francine. Dieser überließ das Unternehmen mehrern Kapitalisten, denen er es später wiederabnahm, und Ludwig XIV., der bekanntlich alles allein regieren wollte, zwang 1698 Francine, den Hofstallmeister des Kronprinzen (Dauphin) als Mitdirector aufzunehmen, — wahrscheinlich sollte der ruinirte Cavalier als Opernintendant seine Finanzen verbessern. Es gelang ihm jedoch nur, die seines Compagnons in den eigenen Sturz mitzuverwickeln, die Académie ging wieder in die

Hände von Kapitaliſten über, dann ein drittes mal an Francine, dann an einen Steuereinnehmer, der ſeinerſeits bankrott wurde, endlich ein viertes mal an Francine, der nun den letzten Reſt ſeiner Habe einbüßte. Der König ward ſeiner Opernautokratie müde, übertrug dem Hausminiſterium (Maison du Roi) die weitere Oberleitung — und die Verwirrungen, die beſeitigt werden ſollten, nahmen nun erſt recht überhand. Erſt wurde der Herzog von Antin, Bruder der Marquiſe de Montespan, der Maitreſſe des Königs, zum Regiſſeur beſtallt, gab aber das Amt bald auf; 1728 kam ein Componiſt, Destouches, an die Direction, welche es jedoch vorzog, die Stelle für 300000 Frs. an einen Herrn Gruer zu verkaufen. Herr Gruer erhielt ein Privilegium auf dreißig Jahre — die ſchon im nächſten Jahre durch einen Machtſpruch des „Staatsraths" endeten. Seine Compagnons, Graf Saint-Gilles und Präſident Lebeuf, wurden zu ſeinen Nachfolgern ernannt und — zehn Monate ſpäter aus Frankreich verbannt, weil ſie Unterſchleif getrieben (mit weniger Geſchick als ihre Vorgänger). Im Jahre 1731 war ein Prinz Carignan königlicher Oberinſpector der Oper; 1733 kam ein Kapitän von Thuret an die Stelle, in welcher er binnen elf Jahren Vermögen und Geſundheit daranſetzte; 1744 ein Monſieur Berger, mit demſelben Loſe; dann ein Herr Tréfontaine, der nach ſechzehn Monaten ſeine Directorwohnung mit der Baſtille vertauſchte. Man ſieht, das Amt eines königlichen Operndirectors war ſchon damals kein ganz dornenloſes!

Inzwiſchen ward das Theater im Palais-Royal durch eine Feuersbrunſt zerſtört; der König Ludwig XV. räumte bis zur Erbauung eines neuen einen Saal der Tuilerien (la salle des machines) ein, damit die Oper im ungeſtörten Fortgang bliebe; am 27. Juni 1764 fand daſelbſt die erſte Vorſtellung ſtatt: das Meiſterwerk Rameau's, „Caſtor und Pollux".

Da die königliche Verwaltung mit den Opernrechnungen gar nicht fertig werden konnte, ſo wurde dieſelbe auf Befehl des Königs der Stadt übertragen — ſie ſollte die Oper verpachten und für deren Erhaltung ſorgen; dafür erhielt ſie vom Jahre 1778 an zum erſten mal ein Subvention von 80000 Frs., eine für jene Zeiten enorme Summe! Und dennoch wollte der Director de Vismes nach einem Jahre ſein

Amt nicht weiter verwalten. Im Jahre 1780 wurde der Componiſt Berton Director. Unter ihm brannte das 1770 neuerbaute Theater wieder einmal gänzlich nieder; der Architekt Lenoir erbot ſich, auf dem ihm gehörigen Terrain ein ſchöneres und größeres als alle bisherigen in dem Zeitraum von ſechs Monaten herzuſtellen, — ſein Angebot wurde angenommen, und in ſiebenundachtzig Tagen baute er das Theater, welches noch jetzt, nach vierundachtzig Jahren, als Théâtre de la Porte St.-Martin beſteht. Im Jahre 1793 überſiedelte die Oper nach einem neuen Gebäude in der Rue Richelieu, das die berühmte Schauſpielerin Montanſier zwei Jahre vorher hatte errichten laſſen; frommer Eifer vernichtete daſſelbe bekanntlich, als der Herzog von Berry, Karl's X. Thronfolger, vor deſſen Thoren ermordet worden war, und ein ſchöner freier Platz, mit Bäumen bepflanzt und mit einer Fontaine in der Mitte, bezeichnet, der kaiſerlichen Bibliothek gegenüber, den Platz, wo die Große Oper ſechsundzwanzig Jahre lang geſtanden. Im Jahre 1821, nach einer „proviſoriſchen" Ueberſiedelung in die alte Salle Louvois, kam die Große Oper in das jetzige Gebäude, das zwar ein Muſter von Eleganz und guter Akuſtik genannt werden kann, aber doch auch von Anfang an nur als ein „proviſoriſches" betrachtet worden iſt! Das Directorat der Großen Oper hat nicht weniger ſeltſame Schickſale erlebt als das Inſtitut ſelbſt, welches, wie wir geſehen, immer auf der Wanderſchaft geweſen! Noch im Jahre 1792 war Francoeur auf dreißig Jahre eingeſetzt worden, — zehn Monate ſpäter ſteht ein Comité von Superlativ-Sansculottes an der Spitze der Oberleitung! In den Couliſſen, wo einſt die eleganteſten Roués, jene „chevaliers de cinq Louis" der Madame Guimard herumgeſchwärmt waren, bewegten ſich nunmehr Danton, Hébert, Henrion, — wahrlich ſchöne Intendanten! Eines Abends, als der damals berühmte Sänger Lainez eine patriotiſche Ode geſungen hatte, trat ein großer ſtarker Mann auf ihn zu, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach im wohlwollenden Tone: „Höre, Citoyen, deine Ode taugt nichts, — ich weiß, du haſt ſie nicht gemacht; aber ich rathe dir für die Zukunft, bevor du der Nation ſolche Dummheiten vorbringſt, laß ſie mich ſehen, ich will ſie cenſiren."

„Ja, ja!“ meinte ein Choriſt, der danebenſtand und das Geſpräch angehört hatte, „unſer Freund Cenſor verſteht ſich darauf, Schnitte zu machen.“ Lainez, der die Rede nicht gleich begriff, erfuhr ſpäter, daß ſein Recenſent — der Henker von Paris war, der ſeine Mußeſtunden als großer Muſikfreund in der Oper verbrachte!

Nach der Schreckensherrſchaft wurde wieder ein Director angeſtellt; 1807 war der Oberſtkämmerer Chef der Theater, und Picard Director der Oper, der auch unter Ludwig XVIII. auf ſeiner Stelle blieb. Im Jahre 1821 war Habeneck Director unter der Oberintendantur des Miniſters des königlichen Hauſes, Grafen von Blacas. Nach der Revolution von 1848 wurde die Oper einem Privatunternehmer überantwortet. Der berühmte Véron — Docteur Véron, „Mimi Véron“, Apotheker und Erfinder der „pâte Regnault“, durch die er ein reicher Mann wurde, 1848 Eigenthümer des „Conſtitutionnel“, dann Deputirter, endlich „Bourgeois de Paris“, als welcher er ſeine „Mémoires“ veröffentlichte — war 1830 der erſte Privatdirector; unter ihm kamen „Robert der Teufel“, und die „Hugenotten“ auf die Bühne. Der Leſer wird es alſo begreiflich finden, daß dieſer Mann nach fünf Jahren ſich als Millionär zurückziehen konnte. Véron's Nachfolger war Duponchel, der noch eine Nachernte hielt; dann kam Leon Pillet, deſſen Gewinn nach ſieben Jahren in 513000 Frs. — Schulden beſtand. Duponchel übernahm die Oper wieder in Verbindung mit Neſtor Roqueplan, der nach 1848 allein zurückblieb. Mit dem neuen Kaiſerreich wurde die Oper wieder Hofinſtitut und kam unter das Miniſterium des Hauſes bis 1866; da trat abermals eine Veränderung ein: die Mitglieder des Orcheſter verlangten eine Erhöhung des Honorars, das für ſie alleſammt nicht den ſechsten Theil des Honorars einer erſten Sängerin betrug. Sie wandten ſich mit ihrer Bitte an den Miniſter, und dieſer, der die Forderung der Künſtler ungemeſſen fand, bewog den Kaiſer, die Oper wieder zu einem ſubventionirten Privatunternehmen umzugeſtalten.

Was nun auch der Verwaltung in Zukunft noch beſchieden ſein mag: in Einer Beziehung ſcheint die lange Reihe von „Proviſorien“ für die Große Oper geſchloſſen; man hat

ihr endlich einen „definitiven" Palaſt errichtet, der heute ſchon, obwol noch mit Bretern umkleidet, impoſant daſteht, und wenn er fertig ſein wird, an Großartigkeit und Pracht alle Opernpaläſte der Welt übertreffen wird. Sie hat ihn wohl verdient, dieſen mächtigen Bau, der den Boulevard beherrſcht, ſie, die in dem langen Vagabundenleben weder ihre gute Laune, noch ihre Stimme, noch ihren Ruf verloren hat; ja ſie hätte vielleicht ein Gebäude verdient, welches auch den Anforderungen der architektoniſchen Kunſt mehr Rechnung getragen. Doch dies gehört in ein anderes Kapitel.

Auf uns übt er einen überraſchend großen Eindruck, dieſer koloſſale Rundbau, der etwas in ſeiner Maſſe hat, das an das Coloſſeum erinnert. Nach allen Seiten frei, kehrt er ſeine Front dem Boulevard des Capucines, ſeine Flanken den Rues-Scribe und Meyerbeer zu — auf einem weiten Platze, welchen zu ſchaffen Hunderte von Häuſern fallen mußten. Ein neuer Boulevard, Jeanne d'Arc, vor dem wieder viele hundert, wer weiß: tauſend Häuſer ſtürzen müſſen, wird den „Platz der Großen Oper" demnächſt mit dem „Platz des Théâtre-Français" verbinden, und die Statue der Jungfrau von Orleans wird ſich dann dort erheben — Pendant zur Statue Voltaire's, die man jetzt eben, unter dem heftigen Widerſpruch aller Klerikalen, meditirt.

Die Namen Meyerbeer und Scribe — wir haben es oben geſagt — flankiren den Platz der Großen Oper. Aber auch ſonſt verbinden ſich muſikaliſche und opernhafte Erinnerungen mit dem Boden, auf welchem die Große Oper von Paris endlich ihren Ehrenſitz finden ſoll: es iſt, als ob derſelbe ſchon lange im voraus dazu prädeſtinirt geweſen wäre. Hier träumnt Sophie Arnould, dieſe reizendſte von allen Opernſängerinnen des vorigen Jahrhunderts, einen kleinen Feenpalaſt; ſie, die ſich für ihre zuerſt ruhm- und freuden-, dann thränenvolle Laufbahn mit den Worten entſchied: „Zur Oper gehen, heißt zum Teufel gehen; mais enfin, c'est ma destinée!" Von ihren Liebhabern verlaſſen, blieb ihr nur einer treu: ihr ehemaliger Friſeur; bei dem fand ſie während der Revolution eine Zufluchtsſtätte. Sie ſtarb 1802 in großer Kümmerniß — ohne den Feenpalaſt errichtet zu haben, von dem ſie

geträumt. Beſſer gelang es ihrer Rivalin in der Gunſt des Publikums, der Madame Guimard, Tänzerin der Großen Oper. Ihr Palaſt in der Chauſſée d'Antin war eins der berüchtigtſten Häuſer im galanten Paris des vorigen Jahrhunderts, von einem fabelhaften Luxus, mit einem Theater, einem Wintergarten, und in allen Gemächern voll von den Raffinerien der Malerei, Sculptur und verſchwenderiſchen Ausſtattung. Auf dem Theater wurden (von Mitgliedern des Théâtre-Français, der Italieniſchen und der Großen Oper) Stücke geſpielt, welche die Sittenpolizei nicht zu drucken erlaubte; in dem Wintergarten wurden Soupers arrangirt, bei welchen die Grands Seigneurs das Couvert mit fünf Louisdor bezahlen mußten. Das Ende war, daß Mme. Guimard ihren „Tempel" — ausſpielen ließ; ſie ſtarb in Armuth und Elend, wie Sophie Arnould, welche einſt, als die Tänzerin ihr vorwarf, daß ſie alle Tage alle ſieben Todſünden begehe, derſelben zur Antwort gab: „Alſo macht es doppelt ſo viel, wenn ich Sie hinzurechne."

Die letzten Mauern des „Temple Guimard" wurden umgeriſſen, als man Raum machte für den „Platz der Großen Oper"; ebenſo mit den andern Häuſern, die ehemals hier geſtanden, fiel auch das, in welchem einſt mit Madame d'Epinay der Baron Grimm, Correſpondent der Kaiſerin Katharina gewohnt, und in welchem fünf Monate lang Mozart ſein Gaſt geweſen!

Viel weniger ſtürmiſch als die Laufbahn der Großen iſt die der Komiſchen Oper geweſen. Bei weitem jünger, erſt im vorigen Jahrhundert entſtanden, hat ſie ſich in behaglicher Ruhe entwickeln können, als die eigentliche Repräſentantin des echten franzöſiſchen Muſikgenre, die Pflegſchule der nationalen Converſationsoper und deren traditionellen Stils. Ganz eine Schöpfung der neueſten Zeit iſt das Théâtre-Lyrique, welches gegenwärtig unter der Direction des Herrn Carvalho, und im Beſitz einer ſolchen Sängerin wie Madame Miolhan-Carvalho, ſich zu einer Bedeutung erſten Ranges emporgeſchwungen hat.

Noch im Jahre 1853 war Herr Carvalho Schüler des Conſervatoriums und Mlle. Miolhan Sängerin der Opéra-

Comique. Aber sie erregte schon damals die Aufmerksamkeit der Musikfreunde durch ihren geschmackvollen Vortrag und durch eine ausgezeichnete Coloratur; sie genoß auch der allgemeinen Achtung durch ihr musterhaftes Privatleben, wohnte mit ihrer Mutter vier Treppen hoch im bescheidensten Stübchen und wartete auf bessere Zeiten, um ihren Erwählten, Herrn Carvalho, zu heirathen — und die ersehnte Zeit kam bald. Carvalho ward an der Opéra-Comique allerdings nur als Artiste secondaire angestellt, aber unsere Sängerin erhielt einen Ruf an das Théâtre-Lyrique, wo sie bald den ganzen Reichthum ihres Talents in vollem Maße entfaltete, große Berühmtheit erlangte und im Jahre 1856 mit ihrem Gemahl an die Oberleitung des Theaters trat. Viele neue Opern lebender bekannter und unbekannter Componisten wurden dem Publikum vorgeführt — errangen kleine oder große Erfolge — Gounod's „Faust" den größten —; die reichste Fundgrube aber entdeckte der geniale Director in den ältern Meisterwerken deutscher Musik, er führte „Oberon", „Preciosa", „Euryanthe" von Weber vor, Mozart's „Don Juan", „Figaro" und „Entführung aus dem Serail", Gluck's „Orpheus"; endlich die „Zauberflöte", die nun seit zwei Jahren eine unversiegbare Quelle von Triumphen für die Sänger und Einnahmen für die Kasse ist, und in welcher sich eine junge Schwedin, Fräulein Nilsson, als Königin der Nacht einen europäischen Ruf erwarb.

Der Leser, der uns durch so manche ernsthafte Betrachtung bis hierher gefolgt, hat das Recht, nun ein heiteres Wort zu verlangen: nach der Tragödie das Satyrspiel; nach der Großen Oper und dem Théâtre-Lyrique — die „Bouffes" und Offenbach!

Es ist bezeichnend, daß das Unternehmen seinen Ursprung in dem Saale eines Taschenspielers nahm; in den Champs-Elysées ließ der „Prestidigitateur" Lacase im Frühjahr 1848 einen kleinen Pavillon bauen, um daselbst seine Künste zu produciren; er war aber bald zu Ende gekommen, und an seine Stelle trat Maestro Offenbach, der von der Regierung das Privilegium erhalten hatte, Pantomimen und musikalische

kleine Scenen für nicht mehr als drei Perſonen*) darſtellen zu laſſen. Am 5. Juli 1848 ſahen die Pariſer ellenlange Zettel an den Straßenecken mit der Annonce von: „Entrez, Messieurs et Mesdames", Prolog von Mery und Ludovic Halévy, Muſik von Offenbach; „Une nuit blanche" (Eine ſchlafloſe Nacht), saynète von Plouvier, Muſik von Offenbach; „Les deux aveugles", Bouffonnerie von Moineauſer, Muſik — wieder von Offenbach; endlich eine kleine Pantomime: „Harlequin als Barbier" mit Muſik von Lange. Die Leute waren neugierig einen Componiſten kennen zu lernen, der gleich am erſten Abend drei Operetten von ſich vorführte, — liefen hin, fanden die Sächelchen pikant gemacht, amuſant geſpielt, und kamen oft wieder. Im Winter zog Offenbach nach der Paſſage-Choiſeul in der Stadt, und die Vogue begleitete ihn nach dem neuen Tempel ſeiner Kunſt. Er verſtand es, ſein Privilegium zu erweitern, und mit ſeinem „Orpheus" hat er ſich zur Höhe des erſten europäiſchen Poſſen-Componiſten erhoben. Jacques Offenbach iſt ein geborener Kölner. Die Kölner ſcheinen nun einmal, vor allen andern Deutſchen, dazu beſtimmt, in Paris ihr Glück zu machen, wenn auch „jeder auf ſeine Façon"; denn man wird uns nicht in Verdacht haben, die großen Werke der Architekten Gau und Hittorf auf eine Linie zu ſetzen mit den pikanten Feuilletons von Albert Wolff und dem „Genre Offenbach". Uebrigens iſt Offenbach eigentlich viel beſſer als ſein Genre; ſein „Air de Fortunio" zeigt, daß er auch muſikaliſch Tüchtiges zu leiſten vermag, — aber freilich ſein „Genre" iſt nun einmal ſein Beruf, und Falſtaff ſagt: Man darf es dem Menſchen nicht übel nehmen, wenn er in ſeinem Beruf arbeitet. . . .

Bisher ſtanden wir ſozuſagen vor den Couliſſen; blicken wir nun einmal, wenn es dem Leſer beliebt, hinter die Couliſſen!

Wenn eine neue Oper aufgeführt werden ſoll — gleichviel welcher Gattung, in welchem Theater —, dann genügt

---

*) Man nennt dieſe Bouffonnerien nach einem ſpaniſchen Ausdruck Saynètes.

es nicht, daß dieſelbe gut ſei und vortrefflich dargeſtellt werde. Dieſe Eigenſchaften werden allenfalls hinreichen, um ihr nach zehn Jahren vielleicht Anerkennung zu verſchaffen; aber in Paris handelt es ſich vor allem um unmittelbaren Erfolg, um das „réussir", und hier müſſen andere Hebel in Bewegung geſetzt werden. Denn der Erfolg hängt in der großen Seineſtadt nicht davon ab, daß die Oper dem Publikum gefalle — ſondern daß das Publikum wirklich überzeugt werde, die Oper habe ihm gefallen. Das vornehmſte Mittel, um dem Publikum dieſe „goldene Meinung" beizubringen, bilden natürlich „die Römer" — ein Wort, welches der deutſche Leſer vielleicht nicht verſtehen würde, wenn es ihm nicht ſchon in dem vorhergehenden Kapitel erklärt worden wäre. Hier, in der Oper, wie dort im Théâtre-Français und allen Theatern, gibt der Anführer der Römer, von ſeiner Schar in geſchloſſenen Cadres umringt, das Zeichen zum Applaus: nur mit dem Unterſchied, daß er dort die mit weißem Handſchuh bekleidete Hand ſchwingt, während er in der „kaiſerlichen Akademie" ſeinen Stock mit goldenem Knopf erhebt. Dieſer Stock thut dieſelben Dienſte wie, mitten unter dem Raſſeln der Trommeln, jener ebenfalls mit vergoldetem Knopf und Quaſten verzierte Stock des Tambour-Major. Das Orcheſter unter den Suffiten folgt dem Dirigentenſtab des Kapellmeiſters nicht ſicherer als das Corps der Römer unter dem Kronleuchter ihrem Chef. Dieſer klatſcht niemals; überhaupt gilt es in einem franzöſiſchen Theater nicht für bon genre zu klatſchen, und der Fremde hüte ſich wohl, ſeinen Emotionen im Theater allzu raſchen Ausdruck zu geben: er ſetzt ſich ſonſt der Gefahr aus, für einen „Römer" gehalten zu werden. Dieſer Spitzname für die officiellen Claqueurs iſt mit glücklichem Witz der römiſchen Geſchichte entnommen, nach welcher Nero, als Sänger und Dichter in ſeinen Staaten herumreiſend, immer eine Anzahl von Miethlingen und Sklaven mit ſich führte, die ihm jedesmal im Circus Beifall zujauchzten. Die franzöſiſchen Romains unterſcheiden ſich darin von denen des berühmten Tyrannen, daß nicht der, den ſie beklatſchen ihr Imperator iſt, ſondern ihr Anführer, welcher ſie anwirbt; dieſer iſt der Herr, den ſie anerkennen; der Componiſt, der Sänger, für den ſie ihre Hände in Bewegung ſetzen,

iſt nur ein Individuum, das der Imperator „protegirt". Unter einem Chef de Claque darf der deutſche Leſer ſich nicht etwa einen Mann vorſtellen, der ſo und ſo viel Freibillets erhält, damit er und ſeine Leute ſoviel als möglich applaudiren. Er erhält Freibillets, es iſt wahr: ſo und ſo viel Parketbillets immer und in einigen Theatern ſämmtliche Parterrebillets bei erſten Vorſtellungen, ſodaß er immer die letzte Zuflucht derjenigen bildet, welche um jeden Preis einer „première" beiwohnen wollen, einer „solennité dramatique musicale ou littéraire": ſelbſt um den Preis — Claqueur zu ſein! Allein damit iſt zum Verſtändniß ſeiner Stellung und Würde doch noch ſo gut wie nichts geſagt. Der Chef der Claque iſt ein ſehr einflußreicher, ein ſehr großer Mann in Paris, der mit ſeinen „Clienten", den Directoren, den Dichtern, den Componiſten auf Du und Du ſteht, ein Mann von Welt, der ein Haus macht und Pferd und Wagen hält. Er hat für ſeine Perſon jederzeit freien Eintritt in ſein Theater und iſt hinter den Couliſſen ebenſo ſehr berechtigt mitzuſprechen, als irgendeiner von den Regiſſeuren. Das Theater, mit welchem er in Verbindung ſteht, ſchließt Contracte mit ihm ab, deren Gültigkeit ſchon mehrfach zum Gegenſtand der Erörterung für die Tribunale gemacht worden iſt; und hinwiederum ſchließt er ſeine Contracte mit den Sängern und Sängerinnen, Schauſpielern und Schauſpielerinnen, welche bei ihm auf den Applaus „abonniren", ſei es für das ganze Jahr, für die Saiſon, für einen Monat oder auch nur für einen Abend. Denn der Ruhm iſt theuer in Paris; und man fährt daſelbſt nicht umſonſt in einem Brougham mit zwei Pferden! Einer von dieſen Claquenchefs, Namens Coclot, ſchätzte neulich, nach einem Bankrott, in ſeiner Bilanz die Einnahmen, welche ſein „Geſchäft" ihm in den letzten vier Jahren gebracht hatte, auf 30000 Frs.! — Aber glaube man nun auch ja nicht, daß es ſo leicht ſei, ſich zum Chef der Claque emporzuſchwingen! Wie jeder, der in Frankreich zu einer Bedeutung gelangen will, ſo muß auch er Proben ungewöhnlicher Geſchicklichkeit abgelegt und ſich als „Specialität" in ſeinem Fach hervorgethan haben. Die Denkwürdigkeiten aus der geheimen Geſchichte der Couliſſe erzählen von Männern, die in Conſequenz, in Takt

und — Charakter den Helden und Diplomaten als Muſter hätten dienen können! Da war ein Monſieur Auguſte — die Seinen nannten ihn „Auguſtus" — „Chef des Romains"; der wurde von den Componiſten vor den erſten Aufführungen einer Oper in ihr Cabinet gerufen und nicht blos inſtruirt, ſondern auch zu Rathe gezogen über die Stellen, wo der Beifall losbrechen ſollte. Auguſtus „conſultirte" eines Tags mit einem ſehr berühmten Componiſten (nennen wir keinen Namen!) — dieſer ſpielte ihm ein Duo vor; als er geendet hatte, ſagte der große Mann mit ruhiger Würde: „Das Muſikſtück iſt gut für die Muſiker, aber nichts für uns — il y manque la grosse note, es fehlt der hohe Ton, wo wir losbrechen können, und wenn ich ſo ohne äußere Veranlaſſung applaudiren laſſe, ſo compromittire ich uns." Auguſtus war unerbittlich und unbeſtechlich gegenüber den Leuten vom Theater, denen er kein Talent zuerkannte; dagegen gab es Fälle, wo er wahre Künſtler im Anfang ihrer Laufbahn, als ſie noch keine glänzenden Honorare bezogen „aus Freundſchaft" unterſtützte. Daß er ſie ſpäter an die Pflicht der Erkenntlichkeit erinnerte, läßt ſich vorausſetzen, ohne daß wir dem „Charakter" des edeln Protectors zu nahe treten. Nun iſt er todt, und ihm folgten König „David" und „Albert der Große", die ihn zwar beide nicht erreichten, aber doch ſeinen Traditionen folgen.

Eine wohlorganiſirte Claque beſteht aus dem „Chef", den „Lieutenants" und der „Truppe". Dieſe letztere wird rekrutirt aus Commis-Voyageurs, aus vacirenden Lohndienern und endlich aus den armen Theaterenthuſiaſten, die, um nur freien Eintritt oder ihr Billet um die Hälfte billiger zu haben, ſich dem Frondienſt des Applauſes auf Commando unterziehen. Zur Ehre der „Corporation" ſei es geſagt, daß gerade dieſe letztern es ſind, welche der Chef am wenigſten bevorzugt — ihm iſt der tüchtige Mann vom Fach, den er bei beſondern Gelegenheiten bezahlen muß, lieber als der opferwillige Dilettant. Amateurs von dieſer Gattung laſſen ſich überhaupt nur in dem Hauptcorps verwenden, welches da iſt, um zu klatſchen. Dieſes aber iſt nur die „grobe Arbeit"; die feine wird von einer Anzahl wohlgeſchulter Leute beſorgt,

deren Anſehen und Honorar mit der Schwierigkeit ihrer Aufgabe ſteigt. Das leichteſte Amt hat verhältnißmäßig noch der Rieur; denn lachen iſt, Gott ſei Dank, eine Kunſt, die uns allen angeboren worden, Römern oder nicht. Schwieriger ſchon iſt es, ſich mit Bedeutung die Naſe zu ſchneuzen und mit dem Schnupftuch an beſonders pathetiſchen Stellen Zeichen des Enthuſiasmus zu geben: dieſes beſorgt der Moucheur. Dem Range nach am höchſten und in der That dem Schauſpieler ſelbſt am nächſten ſteht der Sangloteur, welcher an jedem Abend und an derſelben Stelle Thränen zu vergießen hat — ohne Hülfe einer Zwiebel! Mit dieſen männlichen Unternehmern des Erfolgs ſtehen verſchiedene Damen in Verbindung, nämlich auf der zweiten und dritten Galerie die Jeteuses de bouquets oder „Kranzwerferinnen", welche mit beſonderer Vorſicht gewählt werden müſſen, weil ein ungeſchickter Wurf den ganzen Effect tödten kann, und endlich in einer Loge des erſten Ranges die Pâmeuse, deren Beruf es iſt — ohnmächtig zu werden. Man nehme dieſe Definition ganz buchſtäblich. Vor einiger Zeit — ſo leſen wir in der „Gazette des Tribunaux" — erſchien vor einem pariſer Schwurgericht als Zeugin eine Dame. Der Präſident fragte ſie nach ihrem Namen; ſie nennt ihn. Dann nach ihrem Stande und Gewerbe.

„Je m'évanouis!" ſagt die Dame.

„Waſſer, Waſſer!" ſchreit der Präſident, „und einen Stuhl!"

Man bringt beides: Waſſer und einen Stuhl. Die Dame trinkt und ſetzt ſich. Der Präſident beginnt aufs neue: „Madame, Ihren Stand und Ihr Gewerbe?"

„M. le Président — je m'évanouis!"

„Zum Teufel!" ruft der Präſident, „ſchon wieder?"

Glücklicherweiſe war ein junger Secretär anweſend, der ſich beſſer auf den argot verſtand als ſein hoher Vorgeſetzter; lächelnd erhebt er ſich und bemerkt: „Ich glaube, die Dame will ſagen, daß ſie Pâmeuse des Theaters ſei."

„Allerdings, mein Herr", erwidert dieſe, indem ſie ſtolz um ſich blickt, „und zwar des Theaters der Porte St.-Martin!"

Die Claque beſitzt ein ganzes Lexikon von eigenthümlichen Ausdrücken, welche die verſchiedenen Abſtufungen ihrer Thätigkeit, die Nuancen des Beifalls und des Erfolgs bezeichnen:

„faire mousser“: den Erfolg eines Autors oder eines Stücks durch übertriebenes und oft wiederholtes Lob vorbereiten (Delvau); „chauffer le feu“, u. ſ. w. Letzterer Ausdruck erinnert frappant an das „réchauffer le patriotisme“ der Schreckensherrſchaft. Damals „feuerte“ man den Patriotismus an, wie jetzt den Applaus.... Es bleibt doch immer die „Grande nation!“

Doch iſt hiermit bei weitem der Vorrath an Geiſt und Erfindung noch nicht erſchöpft, über welchen die Claque „zur Sicherung des Erfolgs“ verfügt; er iſt vielmehr ſo reich und ausgiebig, daß jeder neue Tag auch auf dieſem Gebiet neues bringt. Neulich wurde — ich weiß nicht mehr, in welchem Theater — ein Stück zum erſten mal gegeben. In einer Loge des Proſceniums hatte ein Vater mit ſeiner ganzen Familie, Frau, Töchter und Söhnen, Platz genommen. Mitten im Act, bei einer anſtößigen Stelle, erhebt ſich der Vater ſehr brüsk; er murmelt ziemlich laut, daß es empörend ſei, dergleichen einer honneten Familie zu bieten — geräuſchvoll erheben ſich die Frau, die Töchter, die Söhne, die Loge wird leer und bleibt leer. Alle Welt iſt aufmerkſam geworden, und alle Blätter erzählen am andern Morgen, daß in dem und dem Theater eine neue Pièce zur Aufführung gekommen, welche ſo unanſtändig ſei, daß mitten im Act ein Familienvater mit Frau, Töchtern und Söhnen ſich gezwungen geſehen habe, das Theater zu verlaſſen. Das wirkte. Ganz Paris wollte das unanſtändige Stück ſehen, und der Erfolg deſſelben war im voraus für hundert Abende geſichert!

Gibt es auch Fälle, wo die Claque ſich weigert, ihren Dienſt zu thun? Wir haben einen ſolchen aus allerneueſter Zeit zu regiſtriren, nämlich bei der erſten Vorſtellung von Verdi's „Don Carlos“ (März 1867), wo Marquis Poſa nach einer „ſehr ſchönen und ſehr kräftigen“ Melodie ſich zu Philipp's Füßen ſtürzt mit den Worten: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“

Sire, accordez à vos peuples
La liberté de penser.

Ob bei dieſer Stelle (und Notabene: der Anweſenheit des Kaiſers) die Claque, einer höhern Weiſung folgend, kein Bei-

fallszeichen gab: ich weiß es nicht; aber ſoviel iſt gewiß, daß ein Kritiker der Oppoſition ſie deswegen ſcharf anfuhr. „Ich kann mir die Verſchämtheit (la pudeur) nicht erklären", rief er aus, „welche bei dieſer Stelle den Herren von der Claque die Hände gebunden hat." Sollte wirklich in Paris das Schamgefühl der Herren von der Claque größer ſein als das der Herren von der Kritik? Es wäre beachtenswerth! Aber ſagen wir es nur gleich, daß die Claque niemals hätte ſolchen Einfluß erlangen oder behaupten können, wenn ihr nicht treulich zur Seite ſtände — die Preſſe!

Es gibt zu Paris in dieſem Augenblick (Februar 1867) 64, ſage: vierundſechzig politiſche Journale, und 710, ſage: ſiebenhundertundzehn nichtpolitiſche. Von den erſten ſind wenigſtens funfzehn bis zwanzig in Bezug auf Kritik von entſcheidendem Einfluß; von den letztgenannten aber üben mehrere eine wahrhaft furchtbar zu nennende Herrſchaft über die öffentliche Meinung in Theaterangelegenheiten aus. Sie dringen in alle Salons und Boudoirs, und wehe dem Director oder Componiſten, der ihre Gunſt verſcherzt hat! Ein franzöſiſches Blatt hat unlängſt durch genaue Berechnung unwiderleglich bewieſen, daß die der Preſſe und deren Anhängſel gegebenen Freikarten jährlich den Werth von zwei Millionen Francs repräſentiren, während die freien Eintritte (Logen u. ſ. w.), welche den hohen Chargen, deren männlichen und weiblichen Annexen und ſonſtigen einflußreichen Perſönlichkeiten verabfolgt werden, gar die Summe von vier Millionen Francs jährlich erreichen! Der geneigte Leſer mag ſich ſchon hieraus eine Vorſtellung bilden von all den Annehmlichkeiten, die den Operndirector und Componiſten bei jeder neuen Oper erwarten.

Was nun die pariſer Muſikkritik ſelbſt betrifft, ſo kann man ſie nicht beſſer beleuchten, als indem man den Lebenslauf desjenigen erzählt, der bis an ſein (1864 erfolgtes) Ende für den größten muſikaliſchen Kritiker in Paris, den Kritiker par excellence gegolten hat: wir meinen Fiorentino. Dieſer war eine Specialität, von welcher man in Deutſchland keine Ahnung hat, weder in Bezug auf ſeine literariſche Thätigkeit, noch auf ſein geſellſchaftliches Gebaren. Er war vor vielen Jahren von Neapel nach Paris gekommen,

mit nichts als einer sehr schönen Gestalt und dem Entschluß auf irgendeine Weise zu „reussiren". Jahre vergingen, über welche klares Licht zu erhalten nur schwer sein dürfte, während welcher aber Fiorentino sich die französische Sprache in einem Maße anzueignen wußte, daß er bald als einer der geistreichsten Feuilletonisten geschätzt wurde. Von Musik verstand er gar nichts, das räumte er selbst offenherzig ein — und doch verstand niemand gleich ihm, über Musik in der Weise zu schreiben, daß auch die nichtmusikalischen Leser Interesse an dem Bericht nahmen. Es dauerte nicht lange, so war Fiorentino die kritische Großmacht von Paris. Niemand wagte gegen ihn zu schreiben oder zu sprechen — obwol es allen bekannt war, daß er sein Ansehen und seinen Einfluß in jeder Weise ausbeutete, daß jeder gut bezahlte Sänger, jede schöne Sängerin und Tänzerin ihm Tribut entrichten mußten. Denn er führte nicht nur eine scharfe Feder, sondern auch eine scharfe Klinge; und als einst der bekannte und beliebte Schriftsteller Amedée Achard in einen Streit mit ihm gerieth, der durch ein Duell geschlichtet werden mußte, büßte er mit einem Degenstich, der ihn drei Monate ans Lager fesselte, die Kühnheit, sich mit dem neapolitanischen Feuilletonisten in irgendeiner Weise messen zu wollen. So ward dieser gefürchtet, gehaßt und — reich; alle Gesellschaften standen ihm offen, er war in den hohen Kreisen wohlaufgenommen und, man mußte es ihm lassen, er verstand es, sich zu benehmen. In Deutschland, wo nur einige notorisch berüchtigte Kritiker und Theateragenten die Rolle dieses Fiorentino spielen und in keiner anständigen Gesellschaft Aufnahme finden, hat man keinen Begriff von der guten Haltung, von der feinen Lebensart, von dem Anstande, mit welchem er sich in den besten Kreisen der Seinestadt bewegte. Solange er lebte, blieb er unangefochten; erst jetzt, nach seinem Tode, trat ein sehr geistreicher Schriftsteller mit einer Art von geschriebener Leichenrede hervor, die das, was wir hier angedeutet haben, in ausführlicher Weise darlegte. Es ist Herr de Villemessant, Redacteur des „Figaro" und „Paris-Magazine".

Gegen Thatsachen kein Raisonnement. Dieser Mann war der Heros der musikalischen Kritik in Paris, vor dessen An-

denken ſich noch immer die Häupter beugen. Nur wenige ſeiner Nachfolger haben ihn in der Eleganz des Stils, der Gewandtheit der Form erreicht; die meiſten beſchränken ſich auf die Oberflächlichkeit der Kenntniſſe und des Urtheils, das ſie mit ihm gemein haben.

Aber trotz alledem — trotz aller Miſère im einzelnen, wird doch im ganzen und großen die pariſer Kritik von einem gewiſſen Gefühl für das Großartige, das Edle geleitet. Dieſes Gefühl, das wir den „généreux elan" nennen möchten, zeichnet noch heute die franzöſiſche Nation aus und verſöhnt mit vielem, was ſonſt unverzeihlich erſcheinen würde. Es iſt wahr — es iſt nur ein Impuls, eingegeben von der momentanen Regung und Begeiſterung. Aber zu ſehen, daß ein Volk ſolcher Regungen, ſolcher Begeiſterung auf allen Gebieten noch fähig iſt, das hat für den Beobachter etwas Erquickliches in dieſer Gegenwart, die doch ſonſt an Unerquicklichem ſo reich iſt — etwas, was ſeinen Glauben an die Zukunft dieſes hochbegabten, liebenswürdigen Volks befeſtigt. Ein „généreux elan", von dieſer Art war es, welcher Gasparini (von der „Liberté") und Roger (den Nachfolger Berlioz'), ja ſelbſt Théophile Gautier bewogen hat, für Richard Wagner, deſſen Muſik ſie vielleicht nicht mehr begriffen als ihre Collegen, einzuſtehen gegen die Brutalitäten, die er dort zu leiden und — vielleicht! — allerdings auch theilweiſe ſelbſt gegen ſich heraufbeſchworen hatte. Freilich konnte dieſer „généreux elan" nicht verhindern, daß neben der allgemeinen begeiſterten Anerkennung Joachim's, welche in allen Journalen zu finden war, Columne neben Columne die Kritiken ſtanden, welche die — Théréſa feierten, weil ſie die „ſentimentale Romanze" verjagt habe und einen „Parfum" des Rinnſteins um ſich verbreite; der franzöſiſche Ausdruck iſt noch energiſcher: „parcequ' elle sent la borne".

Ja: der Rinnſtein und Théréſa! Wir ſind am Ende unſers Artikels und — der Muſik. Indeſſen würden wir der muntern, gutmüthigen und beſcheidenen Perſon, die ſich die „Patti des Schoppens" nennt, ſehr unrecht thun, wenn wir in Verbindung mit ihr überhaupt noch von Muſik reden wollten. In ihren „Mémoires", welche übrigens von unſerm Landsmann Albert

Wolff geſchrieben ſein ſollen, ſagt ſie mehr als einmal, von richtigem Takt geleitet: „Ich ſpreche ein Lied“ (je dis une chanson) — was kann ſie dafür, daß ſie von der Welt bewundert wird, daß die deutſchen und engliſchen Zeitungen die Bulletins ihres Befindens ausgeben und ihre Heiſerkeit als ein pariſer Ereigniß behandeln — ſie, welche Deutſchland und England tief verachtet und, wie ſie ſagt, nur von den Straßenjungen verſtanden wird? „J'ai les gamins parisiens, qui comprennent — eux!“

Fiorentino der Große hat ſie „die Rigolboche des Geſangs“ genannt — das iſt wieder unrecht. Sie hat ein plumpes, eckiges Geſicht, iſt ungraziös in ihren Bewegungen, geſchmacklos in ihrer Toilette und — mager. Sie iſt es ſelbſt, die das einräumt. „Ich will mich nicht bei dem Vorwurf der Magerkeit aufhalten, den man mir gemacht hat“, ſagt ſie in einer Zuſchrift an den Redacteur des „Nain jaune“, der ſie kritiſirt hatte; „Monſieur Villemot, den ich nie geſehen habe, der aber allgemein für einen «des plus jolis garçons de Paris» gilt, hat das Recht, ſich in dieſem Punkt difficil zu zeigen.“ Wie könnte man es daher ernſt nehmen mit einer Perſon, die ſo offenherzig iſt? Man würde das ganze pariſer Café-Chantant (oder Café-Concert, wie man es jetzt nennt), nicht verſtehen, wenn man ernſthaft ſein wollte, weder der Fremde, noch der Pariſer ſelbſt, der etwas von der Erinnerung an die Zeit des guten Geſchmacks bewahrt hat. Und, mein Wort darauf! er hat es nicht verſtanden; auch das Café-Chantant kam erſt mit der Freiheit und Gleichheit, es iſt eine durchaus demokratiſche Inſtitution. Die erſten derſelben erſchienen als Neuigkeit im Jahre 1794, und hier iſt abermals unſer Mercier, um uns ſeine Meinung darüber zu ſagen. Im vierten Bande ſeines „Nouveau tableau de Paris“ (S. 91) ſagt er: „Ehemals genoſſen nur die Könige und Fürſten des beſondern Vorrechts, bei Muſik zu eſſen und zu trinken. Heute ſind alle Bürger Fürſten und Könige .... dieſe neuen Muſen kennen keinen andern Accord, als das Klingeln der Gläſer und Flaſchen; der Branntwein fließt als Hippokrene zu Füßen ihres Parnaſſes .... und wer dem Gepfeife des betrunkenen Flötenbläſers oder dem Sänger mit der Rabenſtimme nicht applau-

dirt, der läuft Gefahr, verhöhnt, inſultirt, hinausgeworfen zu werden."

Alſo ſeien wir vorſichtig, meine Damen und Herren, wenn wir das Café-Chantant beſuchen wollen! Seien wir heiter; begrüßen wir mit unſerm fröhlichſten Geſicht dieſes Kind des Volks und der Revolution. Fünf- oder ſechshundert Gaſſenjungen hängen über uns und um uns herum in den grünen Bäumen, die den Pavillon Morel in den Champs-Elyſées beſchatten. Sie wollen Théréſa hören: und Théréſa wirft ihnen verſtohlen hinter der Couliſſe (denn dieſe Gamins ſehen von oben herab in die Couliſſen) den erſten Blick zu: „Attention, mes amis! C'est pour vous que je chante!"

Sie kommt, ſie tritt auf — Théréſa iſt da! Ein Donner des Beifall (mit Händen und Füßen) erſchüttert den Boden, die Tiſche, die Luft, die Bäume — nehmt euch in Acht, meine Freunde auf den Bäumen! Einer von ihnen, von Enthuſiasmus hingeriſſen, vergißt ſich ſo weit, mitzuklatſchen und — fällt herunter. Neuer Triumph für Théréſa! Glücklicherweiſe hat er ſich das Genick nicht gebrochen.

Wie ſieht Théréſa aus? — Das iſt des Fremden erſte Frage. Hat er ſich ein richtiges Bild von ihr gemacht nach den Beſchreibungen? Man macht ſich niemals ein richtiges Bild von einer Perſon, die man nur aus Beſchreibungen kennt, am allerwenigſten von Théréſa. Werdet ihr mich verſtehen, wenn ich ſage: ein Gaſſenjunge in Frauenkleidern? Ich wette, nein! Aber dieſe ganze Erſcheinung, die man Théréſa nennt, iſt für den Deutſchen unverſtändlich, wie das Lied, das ſie ſingt. Horcht wohl auf: es iſt das berühmte: „Rien n'est sacré pour un sapeur!" — Man würde das bei uns nicht „Singen" nennen; ja, ein ſehr aufmerkſamer Zuhörer würde vielleicht an die „Rabenſtimme" Mercier's erinnert werden. Aber was hat auch die Stimme mit Théréſa zu thun? Ihre beiden Augen, ihre beiden Hände, ihre beiden Füße, ihre beiden Schultern, ihre beiden Hüften — das alles iſt in Bewegung, das alles ſpielt und ſingt — wie ſollen wir ſagen? — Ich weiß es nicht; niemand weiß es. Das aber iſt das „Wunder" von Théréſa, welches alle Welt hinreißt, bezaubert, entzündet. Sie iſt der weibliche Zigeuner, dem alles

zujauchzt in Paris, was Zigeunerblut in den Adern hat. Und welcher Pariſer hätte nicht einen Tropfen davon? „Wir müſſen das Publikum von Paris haben, welches uns auf das halbe Wort verſteht, und mit jener Empfindung, die es auszeichnet, jede Intention erfaßt; dieſes Publikum, dem nichts entgeht. Jeder Pariſer iſt ein geborener Künſtler.“ So ſagt Théréſa. Veuillot ſagt: „Jeder Pariſer iſt ein geborener Range. Er weint nicht, er weinelt; er lacht nicht, er wiehert; er ſcherzt nicht, er blaguirt; er tanzt nicht, er zappelt; er liebt nicht, er iſt Libertin. Die Kunſt beſteht darin, dieſe Ingredienzien in eine „chanson“ zuſammenzufaſſen, und der Erfolg ſteht im Verhältniß zur Doſis.“

Das Couplet iſt zu Ende: das Orcheſter fällt ein, brauſend miſcht ſich der Applaus mit dem Lärm der großen Trommel, und der Gaſſenjunge, der vom Baum gefallen, klettert wieder hinauf. Das Lied iſt zu Ende. Théréſa ſingt an jedem Abend nur zwei Lieder, jedes ungefähr à 300 Frs. Man applaudirt, man ſtampft, man ruft, man ſchwenkt die Hüte. Théréſa erſcheint noch einmal, um zu danken und — das letzte Couplet zu wiederholen. Generöſer als ihre „Schweſter von den Italienern“ gibt ſie ihr Lied demjenigen ſo gern, dem es gehört: dem Volke! Und das Volk iſt ihr dankbar. Der Mann von der Feuerwehr hinter der Couliſſe ſagt, als ſie mit dem Arm voll Bouquets zurückkehrt: „Mamſell, machen Sie doch, daß es in Ihrer Wohnung einmal brennt, damit ich die Ehre haben kann, Ihr Mobiliar zu retten!“ ... Oder es regnet: ſiehe da! die Gaſſenjungen von den Bäumen machen Spalier, zwölf tragen ſie in ihren Wagen und alle fünfhundert ſchreien: „Es lebe Théréſa! Vive la gardeuse d'ours!“

Während des Winters ſingt ſie im Alcazar, einem Café-Chantant, wenige Schritte vom Boulevard Poiſſonnière, in der Straße des Faubourg gleichen Namens. Es iſt ein hoher Saal, in mauriſchem Geſchmack decorirt, mit bunten Säulen, Galerien, zahlloſen Tiſchen, zahlloſen Menſchen (Männern, Frauen und Kindern!), zahlloſen Pfeifen und zahlloſen ſchlechten Cigarren. Der Qualm iſt unerhört. Aber die Cigarren ſind nicht das Schlechteſte; das Bier, der Kaffee, kurz was man dort nimmt, iſt ſchlechter. Man denkt auch nicht daran, dieſe

Dinge zu trinken; höchſtens läßt man ſich „eine Théréſa" geben, d. h. eine Limonade, welche die „Casta Diva des Alcazar" ſelbſt erfunden haben ſoll. Aber wenn dies der Fall, ſo iſt ſie nicht halb ſo pikant als die wirkliche Théréſa, ſie iſt nur ſauer. Das Café Alcazar öffnet ſchon mit Dunkelwerden und füllt ſich, ſobald die Lichter angezündet ſind. Aber Théréſa erſcheint nicht vor neun Uhr. Bis dahin bemüht ſich der unglückliche Liebhaber in ſchwarzem Frack und weißer Kravatte und die Dame in rothſeidener Robe, die im Duett ſeine Geliebte vorſtellt, das Publikum zu amuſiren — umſonſt! Das Publikum wartet darauf, daß Théréſa komme und die „Romanze des Herzens", wie man das ſentimentale Lied nennt, durch die „femme à barbe" ablöſe. Die Frau — nicht „in Weiß", ſondern „mit dem Bart", — das iſt das große Lied, welches Paris nun ſchon in der zweiten Saiſon ſingt. Solch ein Erfolg iſt unerhört; eine Mode muß enormes Furore gemacht haben, um zwei Saiſons zu leben! „Je suis la femme à barbe!"

Von allen Widerſachern Théréſa's iſt keiner ungalanter gegen ſie geweſen, als Herr Louis Veuillot. Veuillot und Théréſa — das ſind die beiden letzten Incarnationen des pariſer Geſchmacks, die eine für die Demokratie (die Tuilerien eingeſchloſſen), der andere für das Faubourg St.-Germain. „Ich finde ſie nicht ſo häßlich, als man ſie gemacht hat", ſagt der Verfaſſer der „Odeurs de Paris"; „ſie hat, glaube ich, ein paar Haare; ihr Mund ſcheint rings um ihren Kopf zu gehen; ſtatt Lippen den Wulſt eines Negers; Zähne wie ein Haifiſch. Eine Frau, die neben mir ſaß, ſagte: Ein ſchöner brauner Kerl!"

Man muß ſagen, das Porträt iſt nicht geſchmeichelt; aber hinzufügen, daß die Freunde Théréſa's ihm auch nichts geſchenkt haben. Elie Frébault, einer von ihren Liederdichtern à l'ordinaire, hat ſogleich an die „Diva malade" (ſie war damals krank — es würde zu viel geſagt ſein, daß ſie es durch Veuillot's Liebenswürdigkeit geworden!) ein Gedicht gerichtet, in welchem ſich folgendes Couplet befindet:

Par une chanson populaire,
Qui fera retentir l'écho,
D'ici plus, Thérésa, j'espère,
Tu cloras le bec à Veuillot.

Und Albéric Second, in seiner Jahresschau des „Paris-Magazine", träumt sogar von einer ehelichen Verbindung zwischen Thérésa und Veuillot — „il demande, il obtient la main de Thérésa"!

Inzwischen hat alles das nicht gehindert, daß es sehr zum guten Ton geworden, Thérésa — nicht nur zu hören, sondern bei sich zu sehen und singen zu lassen. Wir wollen Bekanntes nicht wiederholen und nicht von den Tuilerien, sondern von einem gewissen tonangebenden Gesandtschaftshotel sprechen. Eine gewisse tonangebende Fürstin hatte die Phantasie, Thérésa's Wohnung zu sehen. Sie wählt eine Stunde, wo Thérésa im Café-Chantant ist, läßt sich durch die Wohnung führen und gibt der Dienerin einen Napoleondor. Tags darauf erscheint Thérésa bei der Fürstin und läßt sich melden. Die Fürstin nimmt den Besuch natürlich nicht an. Thérésa bittet um die Erlaubniß, das Hotel sehen zu dürfen, von dessen Pracht sie so viel gehört habe. Die Fürstin ertheilt die Erlaubniß, und beim Abschied gibt Thérésa dem Diener, der sie geführt — vier Napoleondor! Empört schreibt die Fürstin der Sängerin des Alcazar, wie sie sich unterstehen dürfe, einem ihrer Domestiken ein solches Geldgeschenk zu machen? In der höflichsten Weise erwidert Thérésa: „Madame, Sie haben, um meine Wohnung zu sehen, die doch so beschränkt ist, einen Napoleon gegeben; sollte ich mich's nicht vier Napoleons kosten lassen, um die Ihre zu sehen, die wenigstens viermal so schön ist?"

Neulich gab ein gewisser Herzog eine Soirée — derselbe Herzog, welcher unsern Freunden von der Börse so gut bekannt sein wird; derselbe, der, vom Crédit Mobilier nach Wien geschickt, um dort die Lombardische Eisenbahn dieser Gesellschaft zu verschaffen, kurzen Proceß machte und — als Director in die Gesellschaft der Gegner trat; derselbe endlich, dem man wiederum „beinahe" selbst den Proceß gemacht hätte, und von welchem das schöne Couplet gesungen wurde:

Un jour au petit Pereire,
Le jeune Salvador demanda:
Si Gallièra vient de galère,
Ou galère de Gallièra?

Es hieß, daß bei dieſer Soirée dem päpſtlichen Nuntius das Vergnügen zugedacht geweſen ſei, die Bekanntſchaft von — Théréſa zu machen! Mſgr. Chigi, der mittlerweile Kunde von dieſer „Abendunterhaltung" bekommen, habe jedoch abgeſagt.

Dieſe Nachricht ward ſpäter widerrufen, und ſie kann auch nicht ganz richtig geweſen ſein; denn Théréſa war damals „heiſer" — ſie iſt es noch immer!

Zur Zeit, wo die Fremden in Paris ſein werden, wird auch ſie wieder bei Stimme ſein. Wir wiſſen, ſie hat ſich nur ſchonen wollen für die Gelegenheit. Wie wär' es auch möglich (ganz abgeſehen von den 1500 Frs. für jeden Abend), daß ſie fehlen ſollte? Verlaßt euch darauf, ihr werdet ſie hören, — ſie wird auf ihrem Poſten ſein, — denn in Frankreich, ihr wißt es ja, wie es im Couplet heißt: „tout fini-it par des chansons!"

XI.

Pariser Sommerbälle.

Von

Arthur Levysohn.

Es gab eine Zeit, da in der Literatur sich Idealismus und Realismus wie auf der Mensur gegenüberstanden, und die Schlagworte der Schule „Waschlappenthum" und „Nußknackerei" waren wie Scheidemünze in Umlauf. Heute ist der einseitige Streit fast vergessen, und man sieht in gemessener Verbindung beider Agentien die rechte Weihe der Kunst.

Nur einem Gegenstande gegenüber hat, fern von Paris, idealistische Anschauung ungeschmälert die Oberhand behalten; und dieser Gegenstand, sit venia verbo, sind: die Bälle von Paris.

Wenn Nicolai vor nunmehr dreißig Jahren in seinem „Italien wie es ist" gesagt hat, daß der Insektenreichthum dieses Landes eine größere culturhistorische Bedeutung besitze, als alle Schätze der Kunst und Natur dieser gesegneten Gefilde darbieten: so mag ihn gerechterweise das entrüstete Anathem unserer Italianissimi treffen. Was aber wird man von mir sagen, wenn einem Thema gegenüber, welches die Phantasie der

Fremden ſo ſehr beſchäftigt, meine Feder nur eine Feder bleibt, und meine Tinte nur Tinte, kalt, ſchwarz, gallicht — vielleicht ſogar grauſam?

Dennoch hieße es der Wahrheit zu nahe treten, wollte ich die große Rolle in Abrede ſtellen, welche die öffentlichen Bälle, vor allem aber ihr weibliches Publikum in der ſogenannten pariſer Geſellſchaft ſpielen; welch letztere ſich bekanntlich weit weniger aus eigentlichen Pariſern, denn aus einer Miſchung von Lebemännern aller Länder und Nationen zuſammenſetzt, die allein nach der Anſicht der ſocialen Geologen die obere Bevölkerungsſchicht der Lutetia Parisiorum von heute bildet.

Wenn aber dies Leben und Treiben der Demi-Monde in ihren verſchiedenſten Bruchtheilen zum Brennpunkt einer ganzen Geſellſchaftsklaſſe mit zahlreichen Affiliationen werden konnte, ſo müſſen auch die Orte, die ihrerſeits jenem Publikum zum Focus dienen, aller Augen gar ſehr auf ſich ziehen. Darum eben nehmen die öffentlichen Bälle von Paris eine ſo hervorragende Stelle in allen Erinnerungen ein, welche wißbegierige Fremde von ihrer Reiſe ins Herz Frankreichs mit nach der Heimat zurückbringen.

Daß alle dieſe Tempel Terpſichore's im Grunde nur dem Dienſte einer andern Göttin gewidmet ſind, verſteht ſich von ſelbſt, aber, wie man es aus jedem Führer durch Paris mit billigem Enthuſiasmus auswendig lernen kann: „Hier unter den dunkeln Bäumen, im Schimmer von tauſend Lampen und tauſend Sternen, ſchlägt jedes jugendliche Herz feuriger, flammt jedes verzehrende Auge verzehrender, und ſtrahlt jede blühende Wange ſchöner!“ Schade nur, daß die jugendlich pochenden Herzen, die unſer Reiſeführer feuriger ſchlagen läßt — meiſt ausgebrannten Kratern ſehr ähnlich ſind; daß die verzehrenden Augen nur flammen, wenn ihnen mittels kühn geſchwungenen „pencil japonnais, pour animer les yeux“ eine ſich dunkel abhebende Randverzierung gegeben wurde, und daß endlich die blühenden Wangen all ihren Jugendſchimmer nur der mehr oder weniger fein aufgetragenen „rose d'Armide“, zu deutſch Fettſchminke, verdanken, bei welcher Aufzählung an „Poudre de Riz“ für den Teint, „Poudre à l'Empire“ für das Haar,

„Nymphea blanc en Liqueur" für die Schultern und Karmin für die Lippen noch gar nicht gedacht wurde.

Das glänzendste aller der Sommerball-Etablissements seit dem Aufhören des „Château des Fleurs", das einem neuen Hausmann'schen Boulevard Platz machen mußte, ist nunmehr der Jardin-Mabille, auf der linken Seite der Champs-Elysées, fast am Eingang der Avenue Montaigne gelegen. Seit 1831 schon besteht dieser Tanzgarten, der, seit dieser Zeit der Dynastie der Mabilles angehörig, aus den sehr bescheidenen Uranfängen eines Balles vor der Barrière à 50 Centimes Entrée, sich zu dem Range einer Lieblingsreunion des Lorettenthums erhob, in welcher sich die verschiedensten Jahrgänge der „Haute-Bicherie" und der „Cocottes" ein abendliches Rendezvous geben.

Seitdem im Jahre 1847 der dritte der Herrscherfamilie Mabille, „zugleich ein Dichter und ein Advocat", der mit Lord Byron wenigstens die Eigenschaft gemein hatte, zu hinken, seit dieser Mann 500000 Frs. in das Unternehmen gesteckt, um es an Pracht und Ausstattung zum elegantesten in Europa zu machen, seitdem ist von Jahr zu Jahr der Glanz und der Luxus gewachsen, mit dem sich dort die „Civilisation" von Paris dem staunenden Fremdling präsentirt.

Der Garten ist nach deutschen Begriffen nicht groß; aber beim Eintritt in die gasstrahlende Eingangsallee gewahrt man eine wahrhaft künstlerisch ausgeführte, perspectivisch gemalte Fernsicht, die durch geschickt angebrachte Lichtreflexe durchaus den Eindruck hervorruft, als verlängere sich der Garten ins Unendliche. Kurz vor dieser Wandmalerei wendet man sich nach links und steht, nachdem man einen kurzen gewundenen Gang durchschritten, der von blühenden und duftenden Hecken eingefaßt, vor dem prachtvoll erleuchteten funfzig Mann starken Orchester, dessen Führer, der Schwiegersohn des Besitzers, Herr May, ein Deutscher aus Manheim, den Taktstock mit Präcision und Geschick handhabt.

Ringsumher ist alles in Licht und Glanz getaucht, und mehr denn zehntausend einzelne Gasflammen erhellen den aus festgestampftem Sand hergerichteten Tanzplatz, der ringweise das Orchester umschließt, und von dessen grell reflectirender Fläche

die dunkeln Baumpartien des Hintergrundes ſich effectvoll abheben. Vergoldete Bronzecandelaber, „Marmorbaſſins, die im Widerſchein von tauſend Lichtern ſchimmern und im Blumenflor prangen" — um mit meinem emphatiſchen Reiſeführer zu reden —, vervollſtändigen den Zauber auf pittoreske Weiſe, während ein Schneckenweg zu einer künſtlichen Tropfſteingrotte leitet, die von friſchen Quellenbächen durchrieſelt, durch bengaliſche Flammen myſteriös erleuchtet und in magiſchem Halbdunkel gehalten wird. Rechterhand aber gewahrt man zum Schutz für die Launen der Witterung einen prächtigen, weiten Saal, der mit rothem Seidendamaſt ausgeſchlagen und mit großen Spiegeln in arabeskenartigen Goldrahmen gleichſam tapeziert iſt. Daneben findet ſich ein „Café-Divan" in mauriſchem Stil und mit einer leichtüberdachten Terraſſe, während chineſiſche Billards, Schießſtände, Ringſpiele und Kraftmeſſer, im Garten rings verſtreut, den Liebhabern ſolcher Dinge reiche Abwechſelung der Genüſſe darbieten.

Für Geſicht, Gehör, Geſchmack und ſelbſt Geruch iſt alſo hinreichend geſorgt, — bleibt noch das Herz zu befriedigen. Aber wehe dem Romantiker, der nach Mabille kommt, um Herzen zu ſuchen!

Das weibliche Publikum des Bal-Mabille rekrutirt ſich zumeiſt aus jenem Theil der Halbwelt, der überhaupt kein Herz mehr hat, oder nie ein anderes gehabt hat als jenes „Marmorherz", nach welchem weiland, vor der Erfindung der „Demi-Monde", die hier verſammelten Damen genannt wurden. Sie repräſentiren in ihren luxusſtrahlenden Gewändern nach neueſter, aber immer excentriſcher Mode, ſo banal das Wort auch klingen mag, nichts als das vergoldete Elend. Auch iſt durch ſie der Ball Mabille um ſeine eigentliche Beſtimmung gekommen. Es wird wenig mehr dort getanzt. Am meiſten noch Donnerstags, dem Elitetage, wo neben den Stammgäſten weiblichen Geſchlechts auch noch viele jener höhern Weſen der Halbwelt erſcheinen, die als „femmes entretenues" augenblickliches Eigenthum eines einzelnen ſind, der gewöhnlich eine rührende Unwiſſenheit zur Schau trägt, wenn man ihm das Geſchick Menelaus' ins Gedächtniß ruft, ja, der ſelbſt mit ſtoiſchem Gleichmuth in der Helena-Quadrille das „pars pour

la Crète, pars pour la Crète" zwischen den Zähnen mitsummen kann, ohne ein Exempel daran zu nehmen.

Die wenigen Tänzerinnen, die für eine mehr als zweifelhafte Polka, einen hart gemaßregelten Walzer oder einen lustigen Cancan die Bravos der umstehenden Männerwelt einsammeln, sind ebenso kärglich und monatlich dafür bezahlt, als ihre schlotterbeinigen Tänzer.

Seit einigen Jahren existiren keine eigentlichen Tanzberühmtheiten in Mabille mehr. Die Zeiten von Rose Pompon, Pomaré, Rigolette und Frisette sind längst vorüber. „Marie la Polkeuse" hat eine reiche Heirath gemacht, „Celeste Mogador" ist als Celeste de Chabrillan Gräfin und — Schriftstellerin geworden, welch letzteres zu werden vielleicht das Schwierigere war, und „Jenny L'Hirondelle", „Panache" und „L'Ecureuil" sind wie die „Reine Pomaré" elend an der Schwindsucht gestorben.

Was nun aber die Männerwelt, und von dieser zunächst die tanzende anbetrifft, so setzt sich dieselbe für jetzt zumeist aus Advocatenschreibern, Coiffeurgehülfen und solchen Taugenichtsen zusammen, die von dem leben, was ihnen ihre Füße und oft auch ihre Arme einbringen, wenn sie die letztern nämlich diesen Damen, sei es zum Schutz, sei es zur Begleitung, gegen Vergütung leihweise überlassen. Ihr Tanz entbehrt jeglichen originellen Charakters, und von den ehemaligen Heroen, den Brididi, Pritchard, Tortillard, existirt nur noch der eine alte, Generationen überdauernde Chicard, der im gewöhnlichen Leben diesen Spitznamen sorglich verbirgt und des Tags über in der Nähe der Hallen ein einträgliches Ledergeschäft betreibt. Es ist kaum anzusehen und gewiß nicht zu schildern, wie dieser Mann tanzt; wie er noch in seinem grauen Haar sich einen Cancan zurechtgestutzt, der die frivolen Ueberlieferungen der alten Schule mit den Ausschweifungen der modernen in holder Mischung darbietet. Alle Glieder arbeiten mit, wenn er einmal im Wirbel des Tanzes aufgeht. Seine großen, runden Augen glänzen unheimlich, die weiten Nüstern der starken Nase schwellen an, das verlebte Gesicht erhält einen abschreckend-cynischen Ausdruck, und nun führen die Gesten der Hände und die Pas der Füße ein so widerlich-erotisches Ganzes

vor, daß ſich entrüſtet abwendet, wer noch ein bischen ehrlicher Scham in der Seele hat.

Die Mehrzahl aber der rings im Kreiſe verſammelten eleganten Männerwelt lacht oder wiehert ſelbſt Beifall, bricht in ermunternde Zurufe aus, bis das Finale der Quadrille, in immer wildern, feurigern Rhythmen ertönend, dem Cancan ein Ende macht.

Dies bewundernde Herrenpublikum zeigt nicht ſelten die Blüte des Jockeyclubs und gehört in ſeiner Mehrzahl jener glücklich ſituirten Minorität an, der Auſtern, Champagner und Trüffeln ſo alltäglich ſind, wie uns andern das Brot. Dieſe Herren brauchen Cayennepfeffer, um ſich wenigſtens noch eine „Emotion" außer der andern zu verſchaffen, in die ſie allnächtlich das Hazardſpiel verſetzt.

Doch ich ſehe, ich falle in einen Ton der Klagelieder Jeremiä, den zu vermeiden gerade in meiner Abſicht liegt.

Darum zu euch in kühnem Sprunge, ihr Kinder der Luſt und jugendtrunkenen Vergeſſens, die ihr freudeſtrahlend den Becher ſeligen Taumels leert, denen „das Leben noch wonnevoll winkt" im Frühling der Jahre, die ihr euch tummelt und freut draußen in der Cloſerie des Lilas, der Flieder-laube, die ihr die Ueberlieferungen des Prado dahin verpflanzt, die ihr im Tanze euch dreht auf dem Bullier.

Der Ort ſelbſt hat traurige Erinnerungen. Dort, wo einſt ganz nahe am Obſervatorium und am Ende des Luxembourggartens Ney, der „Bravſte der Braven", von franzöſiſchen Kugeln durchbohrt, fiel, da erhebt ſich die in falſchem mauriſchen Geſchmack grell angemalte Wand, die zum irdiſchen Elyſium der pariſer Studentenwelt führt. Zwar die Zeit iſt dahin, in der die ſorglos heitere Griſette hier blühte, da Mimi und Fleurette ein idylliſches Liebeleben mit ſpätern Staatsanwälten und Aerzten und Miniſtern und Poeten gelebt; aber noch immer iſt hier Jugendfriſche und jene echtfranzöſiſche Lebensluſt zu finden, die man in ſolch naiver Ungebundenheit in den glänzenden Räumen Mabille's vergeblich ſucht. Nach Erlegung des Obolus von einem Franc ſteigt man hinab in den Tanzraum, der, nach einer Seite offen und auf einen Garten ausgehend, gedielt und überdeckt iſt. Der Garten iſt nicht

sehr groß, aber zu beiden Längsseiten steht Fliederlaube an Fliederlaube, jede nur groß genug „für ein glücklich liebend Paar". Aber auch hier ist es mit süßem, traulichem Liebesgeflüster nicht mehr weit her. Hier hört man ganz andern Zwiesprach. Und waren schon die Frauen vom Bal-Mabille nicht gerade Muster von Geist und Witz, hier trifft man noch weit seltener eine fein zugespitzte Bemerkung oder ein zierlich geschliffenes Witzwort. Eine gewisse Ungeschlachtheit des Ausdrucks, die etwas darin sucht, sich im „argot", dem corrumpirten Französisch zu ergehen, hat überall jene Zierlichkeit des Ausdrucks ersetzt, die die Franzosen aller Stände noch unsern Urgroßvätern als das Nonplusultra gesellschaftlicher Bildung erscheinen ließ.

Doch nun zum Tanz! Wie geht es da anders zu, als im pas-bezahlten Mabille.

Hier tobt sie sich aus, die schäumende, maienwonnige Lusttrunkenheit der pariser, der französischen Jugend. Denn wie die Studenten, die hier ihre cancanirenden Saltimortali zum besten geben, sich aus allen Provinzen des Kaiserreichs rekrutiren, so auch ihre „Freundinnen", die sich sogar aus fast allen Weltgegenden zusammenfinden. Zum wenigsten gibt es stets Italienerinnen, Spanierinnen, Deutsche, Polen und selbst Engländerinnen, die mit mehr oder weniger Glück neben den behendern Französinnen aus den neunundachtzig Departements des Landes sich im Cancan versuchen.

Wenn man den Cancan sehen will, nicht jenen überdrüßigen, forcirten, wie er für Geld getanzt wird in Mabille, sondern den echten und wahren pariser Cancan, der sich nur „pour l'amour" tanzt: so soll man zu Bullier gehen. Da ist der Cancan voll bacchantischer Wildheit, voll rauschenden Lärms und brausenden Gelächters, wenn plötzlich eine von den Cancaneusen das Bein schultert, exact, als ob ein preußischer Unteroffizier gerufen: Gewehr auf! Da ist der Franzose, die Französin in der Blüte ihres Vergnügens. Wie da die Füße fliegen, bald zierlich trippelnd, bald in großen Sprüngen kokett sich vor- und rückwärts bewegend! Wie da die gerötheten Gesichter ein Aufgehen im Genuß des Augenblicks strahlen, das uns kältern Nordländern fast stets ver-

ſagt bleibt; wie ſich ſelbſt ein eckiges, geradezu häßliches Antlitz im Tanze auf Augenblicke verſchönt, wie die Augen ſchelmiſch winken, wie nach dem Abſchluß einer muſikaliſchen Phraſe ein donnerndes: „Bis! Bis!“ aus den Kehlen ſich losringt, die vom Schreien und Gelächter faſt ſchon heiſer geworden; wie der wirbelnde Taumel abermals beginnt, bis er, in immer krampfhaftere Bewegungen und Zuckungen ausartend, nach einem Preſtiſſimo urplötzlich abbricht, — das muß man geſehen und halb davon mitberauſcht erlebt haben, wenn man ſich einen Begriff machen will von dem unverſiegbaren Quell von Lebensfreudigkeit und Kraft, der in der Jugend des franzöſiſchen Volks noch immer vorhanden.

Und bei all dieſem Raſen und Wirbeln wiſſen die meiſten der tanzenden Frauen, ſo niedriger Herkunft, ſo ungebildet ſie auch immer ſein mögen, doch ſtets noch einen gewiſſen Anhauch von Grazie ſich zu bewahren, den ihnen Mutter Natur als unveräußerliches Nationalgut mit auf den Weg gegeben.

Allein ſelbſt auf dem Bullier iſt es nicht genug, graziös zu ſein; „das Auge des Geſetzes wacht“, daß man dort auch anſtändig ſei — was man nämlich unter ſo bewandten Umſtänden mit dem Namen „Anſtand“ bezeichnen kann. Dieſes Auge, welches einem meiſt finſtern und in einer finſtern Ecke ſtehenden Mann der Polizei gehört, ſieht ſcharf und iſt unerbittlich. Es dringt in die Geheimniſſe der Fliederlauben und weiß auf ein Haarbreit zu meſſen, ob die vorſchriftsmäßige Schönheitslinie des Tanzes überſchritten ſei. Dann hebt ſich der Finger des Mannes zum erſten mal: es iſt die erſte Verwarnung. Die zweite Verwarnung iſt ominös, die dritte vernichtend, ſo bei der Preſſe, ſo bei dem Bullier — das obſtinate Blatt und die Cancaneuſe haben *ein* Schickſal —: ſie verſchwinden!

Der Bullier hat ſeine großen und ſeine kleinen Tage. Donnerstags und Montags, den Lieblingsabenden der männlichen und nichtmännlichen Studentenwelt, finden ſich hier zumeiſt die Mädchen vom Quartier-Latin vereint, die häufig mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit das Problem löſen, dreien oder vieren ihrer ſtudirenden Anbeter gleichzeitig treu zu ſein, und die in ſorgloſer Ungebundenheit ſich von einem

Semester in das andere hinübertanzen, um schließlich, ich weiß nicht wie und ich weiß nicht wo, zu enden. Sie säen nicht, sie ernten nicht, — kurz sie gleichen, bis auf die Unschuld, den Lilien auf dem Felde, verblühen wie sie nach kurzem Lenze, und werden wie jene vom Winde verweht. Stets pikant, aber fast niemals schön, ausgelassen, gutmüthig, lachlustig, nicht eigentlich verschwendungssüchtig, aber doch mit überraschender Schnelligkeit das Gold in Silber und das Silber in nichts verwandelnd, wechseln sie ihre Liebhaber häufiger als ihre Hüte, und ohne Sorgen für den morgenden Tag bewahren sie dem, dem sie einmal, sei's noch so kurze Zeit, nahe gestanden, ein freundschaftliches Gedächtniß, fast nie aber ob schmählicher Trennung irgendwelche Rancune. Man trifft sich wieder, reicht sich die Hand — und der Liebhaber von gestern hospitirt nicht selten am Tische des Liebhabers von heute.

Zuweilen freilich schlägt auch die sentimentale Ader der Franzosen durch, und dann spielen sich im Leben junger Männer und Frauen Melodramen ab, deren Knoten in der Closerie geschürzt worden, und deren Ausgang nicht selten Noth, Elend, Verzweiflung und Selbstmord als grausige Schlußeffecte verhängnißvoll machen.

Aber auf dem Bullier den Othello zu spielen ist im allgemeinen weder eine dankbare noch eine gewöhnliche Rolle. Das ist die Figur der Boulevarddramen, nicht die der Wirklichkeit, in welcher alles fröhlich und heiter verläuft, bis nachts um zwölf Uhr die Bevölkerung des Lateinischen Viertels sich paarweise nach den engen Gassen zurückbegibt, an welche die renovirende Hand des Seinepräfecten, außer durch den Boulevard St.-Michel, noch nicht die lüftende, aber zerstörende Hacke gelegt hat.

Sonntags verschwindet der Student mit der Studentin, um dem ehrgeizigen Barbiergehülfen und „Calicot" (zu deutsch „Schwung") Platz zu machen, die beide, mit höhern Dienstmädchen und kleinen „Ouvrièren" bewaffnet, ihr Bestes thun, in kühnen Sprüngen die Wochentagsgäste wenn nicht in den Schatten zu stellen, doch mindestens zu erreichen.

An andern Tanzabenden wieder verirrt sich ein Theil der

Geſellſchaft aus Mabille hierher, und von der Höhe der am Ende des Saals befindlichen Eſtrade lächeln dann manche der Halbgöttinnen der Champs-Elyſées auf die Nymphen, Dryaden und Hamadryaden des Bullier herab. Die Schauſpielerinnen von dort werden für einen Augenblick Zuſchauerinnen hier; und diejenigen, denen eben noch Beifall geklatſcht worden, machen ſich das Vergnügen, Beifall zu klatſchen.

Fern dem ſtudentiſchen Treiben, am andern Ende der Stadt, dicht am Montmartre, liegt ein anderer Tanzgarten, Château-rouge, deſſen Beſitzer, was Illuminationseffecte betrifft, ſich ſtark bemüht, in die Fußſtapfen der Familie Mabille zu treten. Freilich ſein Publikum iſt ein viel beſcheideneres als das der Avenue Montaigne. Hier dreht ſich der geſchniegelte Ellenreiter mit der adretten, zierlichen und manierlichen „Demoiſelle de Magaſin" in zweitactigem Walzer; die Quadrille hat viel von ihrer unrhythmiſchen Regelloſigkeit verloren, und die kleinen, behenden Füßchen allein werden dem Auge des munter ſcherzenden Vis-à-Vis preisgegeben. In dieſem Garten begegnet man, namentlich Sonntags, auch nicht ſelten ganzen Familien aus dem niedern, arbeitſamen Bürgerſtande, die ſich an der Luſt der Tanzenden und den Klängen der ſchmetternden mit Hörnern reichlich verſehenen Muſik ergötzen wollen. Auch hier gibt es einzelne bezahlte oder doch zu dem Etabliſſement in gewiſſen Beziehungen ſtehende Tänzerinnen, die gewöhnlich aber nur da ſind, um den Eifer des anderweiten Publikums anzuſpornen und im Anfang den Platz zu beleben, man könnte ſagen: „die tanzende Claque" des Gartens. Der Wirth iſt ein gelehriger Kopf und ein Schelm. Wie er vom Jardin Mabille die Beleuchtungseffecte, ſo hat er von der Académie-Françaiſe eine andere Idee geborgt: er hat nämlich für die drei beſten Tänzerinnen ſeines Etabliſſements einen „Monthyon-Preis" in Geſtalt dreier Uhren geſtiftet und der alljährlich verheißenen Vertheilung derſelben, als aufgeklärter Mann und Imperialiſt, das Suffrage universel zu Grunde gelegt. Auf dieſe Weiſe iſt es natürlich bis heute noch niemals zur wirklichen Vertheilung gekommen; denn das allgemeine Stimmrecht ergab in dieſer leicht

erregbaren, hitzigen, außerdem mit kleinen Zähnen und ſcharfen Nägeln wohlausgerüſteten Verſammlung jedesmal einen ſolchen Tumult, daß eine abſolute Mehrheit nicht erzielt werden konnte und der freudvoll angefangene Abend obendrein nicht ſelten ſehr leidvoll endete.

Ganz in der Nähe des Château-rouge iſt ein anderer Feſtplatz für den Cancan im Sommerkleid: das Elyſée-Montmartre. Zur Seite des Wintertanzſaals liegt ein mit wenigen verkümmerten Bäumen geſchmückter Garten, dem einige grüne Hecken allein ein gartenähnliches Anſehen geben. Eine Anzahl weiß angeſtrichener Statuen, von denen ich dreiſt behaupten kann, daß ſie weder von Cleſinger noch von David d'Angers herrühren, verleihen dem Ganzen jenen mythologiſchen Anſtrich, der allein im Stande iſt, den vielverheißenden Namen des Hauſes zu rechtfertigen. Das männliche Publikum dieſes Orts beſteht meiſt aus jüngern Künſtlern, namentlich Malern und Bildhauern, die ſich im Quartier Montmartre mit Vorliebe anſiedeln; aus angehenden Journaliſten und Schriftſtellern à drei Sous die Zeile, aber auch aus Gehülfen des benachbarten großen Schlachthauſes, aus Garçons größerer Cafés und Reſtaurants, die eben ihren Ausgehtag haben, . . . kurz iſt ein ſehr gemiſchtes. Das weibliche dagegen ſetzt ſich zumeiſt aus Näherinnen, Stuhlflechterinnen, Blumen- und Putzmacherinnen zuſammen, die ihren „Amants", deren hier jede für gewöhnlich ſich mit nur einem begnügt, das wöchentliche Rendezvous geben. Auf der andern Seite aber findet ſich auch die Viertels- und Achtelswelt dieſes Stadttheils im Elyſée vereint, meiſt aus noch ſehr jugendlichen, friſchen Geſtalten beſtehend, die, ſoeben erſt ihren Aeltern entlaufen oder aus der Provinz angelangt, in dieſem Local die Vorſtudien machen für die Ueberſiedelung nach dem Quartier-Latin oder in die Nähe des Boulevards, um im letztern Fall ſpäter das Heer der „Mabilliennes" zu verſtärken.

Ebenfalls nicht gar fern von dieſem Local liegt die Reine Blanche, die ein noch origineller zuſammengeſetztes Publikum darbietet. Finden ſich doch in den engen Räumen dieſes Locals, dem ein ganz kleiner Garten annectirt iſt, neben Dienſtmädchen, Köchinnen, Kammerzofen jeglicher Gattung auch die

brillanteſten Löwinnen des Jardin-Mabille. In Mabille ſind ſie nicht frei, tanzend oder nicht, — ſie ſind nur da, um andere zu amuſiren; ſogar im Bullier ſpielen ſie nur die Zuſchauerinnen. In der Reine Blanche aber dürfen ſie ſich dem Luxus hingeben, endlich einmal ſich zu amuſiren. Hierher kommen ſie am Arm ihrer Amants de coeur, meiſt rüder, ungehobelter Geſellen, die, auf gleicher Stufe mit ihnen ſtehend, den traurigen Reſt von Herz und Gemüth beſchäftigen, der ihnen noch geblieben.

Dieſe Leute, gar oft von den Dirnen auf deren Koſten und durch deren Erwerb unterhalten, gehören derſelben Brüderſchaft an wie diejenigen, welche man in Deutſchland übereingekommen iſt, in einer für den jetzigen Kaiſer der Franzoſen ſehr wenig ſchmeichelhaften Weiſe zu benennen. In Paris wird der Gattungsbegriff dieſes Genre dunkler Exiſtenzen in dem Wort „Maquereau" zuſammengefaßt, und will man ſich feiner ausdrücken, ſo pflegt man, weil Maquereau gleichzeitig ein ſehr beliebter Fiſch, mit Beziehung darauf von „Haute poissonnerie" zu ſprechen.

Dieſe Leute alſo tanzen bunt gemiſcht, ohne weder die Balletſprünge des Mabille hier anzubringen noch in die pedeſtriſchen Extravaganzen der Cloſerie zu verfallen, genau mit jenem Grade von Ausgelaſſenheit, der ihnen Herzensbedürfniß, und das iſt für Zuſchauer aus dem Norden immer noch eine hübſche Doſis.

Der eigentlichſte Sommerball aber von ganz Paris iſt gar nicht in der Hauptſtadt, ſondern in dem durch die Bahn nur zehn Minuten entfernten Dorfe Asnières gelegen. Der Parc d'Asnières, mit einem ſehr hübſchen Schloß, ſchönen Gebüſchen, Raſengründen, Baumgängen, Lauben, Spielen aller Art, einem Café chantant, Feuerwerk, Illumination, elektriſchem Licht und einem rauſchenden Orcheſter, befindet ſich dicht am Ufer der Seine. Hier verſammelt ſich dreimal wöchentlich die fine fleur von Mabille und vom Jardin-Bullier. Die ſommerlichen Canotiers in Matroſenkleidung und die kokett aufgeſchürzten Canotières, die des Nachmittags Luſtfahrten auf der Seine veranſtalten, bilden die Stammgäſte des Etabliſſements, das eine Anzahl beliebter Tänzerinnen der öffentlichen Locale

auf seinen Affichen stets im vorhinein als anwesend ankündigt.

Außer den hier genannten gibt es natürlich noch eine Menge anderer Balllocalitäten für die schöne Jahreszeit, um den verschiedenen Geschmacksrichtungen und Bedürfnissen einer so großen Bevölkerung zu genügen. Aber die hier herausgegriffenen sind ohne Zweifel die am meisten charakteristischen. Sie tragen am deutlichsten jenen Stempel des echt-Parisischen an sich, der uns aus der Ferne so tannhäuserlich anmuthet, und der in der Nähe so viel von seinen eingebildeten Reizen verliert. Hüten wir uns aber, nachdem wir einem schönseligen Idealismus, wie wir hoffen, glücklich entgangen, in das andere Extrem zu gerathen: das puritanische Pharisäerthum. Erscheinungen des modernen Lebens, wie wir sie auf den vorhergehenden Blättern geschildert, sind nicht der Gegenstand, um eine Kritik der Zustände an ihnen zu üben. Dazu müßten wir weit tiefer greifen, oder — weit höher!

XII.

Der Winter in Paris.

Von

Julius Rodenberg.

Es klingt beinahe wie ein Widerſpruch, und iſt doch wahr und obendrein ſehr leicht zu erklären, daß die Bewohner der großen Städte die enthuſiaſtiſchſten Naturfreunde ſind, die dankbarſten, die glücklichſten. Die Pariſer ſtehen in dieſer Eigenſchaft hinter den Bewohnern keiner andern Stadt zurück, ja ſie übertreffen alle noch in den lauten und lärmenden Aeußerungen ihres Entzückens, welches zu wecken ein Sonnenſtrahl und ein mit Kornblumen bedecktes Feld hinreicht. Man muß Paris nur einmal an irgendeinem hübſchen Sonntag-Nachmittag in der guten Jahreszeit geſehen haben: wie da alles hinausſtrömt, die Vornehmen und die Geringen, in ſchönen Equipagen und in altmodigen Kutſchen, die nur für dieſe Fälle noch zum Vorſchein kommen, auf den Imperialen und zu Fuß, paarweiſe, Arm in Arm, ſcharenweiſe, ganze Familien; wie da die Straßen, die zu den Bahnhöfen führen, von fröhlichen Menſchen wimmeln, von Blumen in Knopflöchern, von Strohhüten mit blauen Schleiern, weißen Kleidern

mit rothen Bändern und Handschuhen couleur de paille. Die Seelen dürsten nach dem Freien, der freien Natur, der freien Luft — diesem letzten Rest von Freiheit, der den Parisern gegönnt ist; und während dann die schwülen Häuser, die schattenlos heißen Straßen von Paris für einige Stunden leer und stiller werden, erfüllt sich die ganze Umgegend mit Leben und Jubel auf Meilenweite, von den Seineufern bis zu den waldigen Anhöhen, von Asnières bis Vesinet und Versailles.

Hier in Asnières, in den sommerlichen Gärten, wo man unter den alten Eichen tanzt, unter welchen einst Ludwig Philipp mit Thiers und Guizot gewandelt; wo die Bäume dieses einst königlichen Parks fast den Rand des vorüberziehenden Wassers berühren; wo die Drehorgel, der Gesang und das Orchester sich immer mischen mit dem fröhlichen Lachen und dem Gläserklang aus kleinen Pavillons; wo man über die Mauer hinweg, an einer kleinen wohlbesetzten Tafel und von einer muntern Gesellschaft umgeben, einen anmuthigen Blick hat gegen das bunte Treiben an dem Flusse und auf dem Flusse, seine blühenden Ufer und das sonnige Paris im Hintergrunde: hier und an zahllosen andern Punkten der landschaftlich mit Wald und Feld, Hügel, Thal und Wasser so reich ausgestatteten Umgebung von Paris entfaltet sich ein reizendes Sommerleben. Was auch folgen mag, wenn erst die funkelnden Lichterreihen wie Diamanten in den Zweigen sich schaukeln und die prasselnden Feuerwerke, die blauen Schleier der Nacht zerreißend überall emporsteigen; hier im Grünen und im Sonnenschein zeigt sich uns der Pariser von seiner besten, gefälligsten Seite; hier ist er sorglos, naiv, tummelt sich in all jenem unschuldigen Uebermuth, der ihn im Grunde so liebenswürdig macht. Hier wirft er sich in den Rasen, hier jubelt er hellauf zum Himmel, hier spielt er Pfänderspiele, — hier endlich klettert er hoch hinauf in die Bäume und läßt sich auf den breiten Aesten sein Diner serviren, um aus der Laubkrone herab, in der Hand das Glas, in welchem der Wein und die Sonne schimmern, von Grasmücken und Finken umzwitschert, seiner Freundin den Reim zu singen:

Ferons-nous notre dînette
Sur l'arbre de Robinson —
Tendres comme une fauvette,
Ou joyeux comme un pinson?

Asnières, St.-Cloud, St.-Germain, Sèvres und jenseit der Hügel von Meudon, Robinson und Sceaux: diese und viele andere sind die Luft- und Lustschlösser der Pariser, von denen sie Besitz ergreifen mit der ersten Blüte, die sich da zeigt, um sie zu verlassen mit dem letzten Blatt, das vergilbt zur Erde sinkt. Unerschöpflich in ihrer Lust pilgern sie hinaus, von Städtchen zu Städtchen, von Dorf zu Dorf in der Umgegend, um all die Heiligen zu feiern, deren jedes derselben zum wenigsten einen zählt. Da gibt es noch Gewürzbrot und Lotteriebuden, Makronen und Gerstenzucker, Possenreißer und Seiltänzer, Verschlinger von Säbeln und brennendem Flachs, weise Hunde, wunderbare Fische, Kälber mit zwei Köpfen, hölzerne Pferde und die wahre „femme à barbe", welche 150 Kilogramme wiegt; kurz, alle diese guten Dinge, die aus Paris längst und sogar aus den Vorstädten verschwunden. Hier sieht der bejahrte Pariser noch einmal diese von der Civilisation immer weiter verdrängten Reste einer alten und harmlosern Art, sich zu unterhalten; er begrüßt sie gleich Freunden aus der Kindheit, während die jüngere Generation sich mit ihnen königlich amusirt — man verzeihe das Wort, welches so sehr „zurückgeblieben" klingt; aber in diesem Punkt haben wir uns noch nicht entschließen können, den kaiserlichen Superlativ anzuerkennen: mitten im zweiten Kaiserreich ist unser Vergnügen „königlich" geblieben.

Früh im Mai, mit dem zweiten Sonntag, beginnen die Feste des Sommers, um erst im October mit dem von St.-Denis zu schließen, diesem Heiligen, welcher zu irgendeiner Zeit im 3. Jahrhundert den Märtyrertod erlitt auf einem Berge bei Paris, seitdem der Märtyrerberg genannt, Mons Martyrum, Montmartre. Der Heilige ward enthauptet; dann aber geschah das Mirakel, daß er sich zum großen Erstaunen der Zuschauer erhob, seinen Kopf zwischen beide Hände nahm und fortmarschirte, bis er nach zweistündiger Wanderung an dem Orte halt machte, wo heute die Kirche, die Abtei und die

Stadt St.-Denis ſtehen. Zwei Stunden ſind für einen Mann, der ſeinen Kopf unter dem Arm trägt, ein weiter Weg; aber in ſolchen Fällen iſt es nur um den erſten Schritt zu thun, wie Frau du Deffand richtig bemerkt hat: Ce n'est que le premier pas, qui coûte.

Auch Winzerfeſte gibt es in der Umgegend von Paris. „Honneur au petit bleu!" Die Hügelſeiten von Suresnes, von Puteaux und Courbevoie ſind ganz mit Weinbergen bekleidet, in welchen, wie in unſern Rebgeländen am Rhein, „die Sichel und das Lied erſchallt, das Feuer leuchtet und die Fahne wallt". Etwas imitirtes Winzerthum mag dabei wol unterlaufen — es wäre ja nicht Paris ohne das; allein auch hier iſt der Zudrang groß und die Fröhlichkeit allgemein. Das ſind die letzten Klänge des ſterbenden Sommers, der Abſchied von der Natur; und wo jüngſt noch die Muſik, die bunte Menge, die Sonne bei Tag, die Illumination bei Nacht und der Jubel von früh bis ſpät geweſen: da iſt nun die Einſamkeit, die tiefſte Stille, und der Nebel drückt auf die laub- und lautloſen Uferwälder der Seine. Man iſt zurückgekehrt in dieſe Mauern, hinter welchen, wie ein witziger Engländer geſagt, Paris, die alte Sünderin, ſich ſelbſt ins Gefängniß geſetzt hat.

Aber Paris verliert darum nicht ſeine gute Laune. Das Gegentheil: wenn Paris im Frühling am ſchönſten und im Sommer am meiſten es ſelber iſt, wo man den Pariſer und das pariſer Leben in ſeinen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten am meiſten frei von allen fremden Einflüſſen erblickt, ſo iſt Paris im Winter das Paris, welches auf den Fremden den größten Reiz ausübt, jenen Zauber, von welchem ein großer Herr aus Deutſchland zu Edmond Texier geſagt: Entweder ein Fürſtenthum oder eine Wohnung auf dem Boulevard; ein drittes gibt es nicht.

Der Winter in Paris von ſeinen Anfängen im October oder November bis zu ſeinem Ausgang im März, wo der „Boeuf gras" mit Kränzen und von Masken umgeben durch die Straßen zieht, iſt diejenige von den vier Jahreszeiten, in welcher ſich alle Pracht, aller Luxus und aller Reichthum von Paris in ſeiner ſchimmerndſten Blüte zeigt. Man ſagt, daß

es keinen Carneval mehr in Paris gebe: dafür ist der ganze Winter ein Carneval geworden, in welchem die Festsäle niemals leer werden und die Lichter niemals verlöschen.

Ihren Höhepunkt erreicht die Saison um die Zeit der „Etrennes", d. h. in den Tagen vor und nach dem Neujahr; von da bis zum „Mardi-gras" tummelt und tanzt sie sich aus, um am Morgen darauf mit Asche, statt Rosen in dem Haar, zu erwachen.

Ein Weihnachtsfest, wie bei uns, wird in Paris nicht gefeiert; kein Tannenbaum, keine Christbescherung. Um die Stunde, wo sie daheim die Lichter anzündeten, wo der Geruch des frischen Grüns durch das festliche Zimmer duftete und hinter der Thür schon ein Kinderherzchen ungeduldig pochte, ein Kindergesichtchen erwartungsvoll glühte: saß ich weit entfernt, am Seinestrand, in der Kathedrale von Notre-Dame. Dumpf zitterte die Abendluft von dem Klang der schweren Glocken; die Orgel ging, die Vesper wurde gesungen, — die Kerzen hier und da in der Dämmerung der Flügel flimmerten wie kleine Sterne in der Dunkelheit, — der Hochaltar strahlte von Gold und Flammen, — mitten in der rings herrschenden Nacht ein Anblick des hellsten Glanzes, umgeben von Priestern, die sich murmelnd und singend neigten, von Chorknaben in roth und weiß, mit dem Weihrauchfaß in der Hand — und zu beiden Seiten, halb im Licht und halb im Schatten, in wundersamem Helldunkel funkelten die bunten Radfenster des Chors, jedes Glassplitterchen ein Diamant . . . Landleute kamen herein, Marktweiber, Städterinnen mit dem Gebetbuch unter dem Arm, — knieten nieder und gingen, — eine oder die andere von ihnen trat in den Beichtstuhl, und der Pater schloß sich in die Zelle. Feierlicher Augenblick, wo das alles zuerst auf den Fremden eindrang; und doch so fremd für ihn, — so kalt, als er wieder hinaustrat auf den Platz, wo die Arbeit des Werkeltags weiter ging, in die Straßen, wo gebaut und eingerissen ward — auf die Quais und die Boulevards — wo sich nun Laterne nach Laterne entzündete — vierzigtausend Gasflammen und kein Christbäumchen! . . .

Alles, was wir auf Weihnachten und Neujahr vertheilen, die Glückwünsche und die Geschenke: das concentrirt sich in

Paris auf den „jour de l'an". Auf dieſen Tag ſind alle Hoffnungen der Spielſachenhändler, der Chocoladenverkäufer, der großen und der kleinen Magazine, der Kinder und der Dienſtboten gerichtet. Die Spannung wächſt von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zuletzt, bis ſie endlich am 1. Januar, ſehr früh ſchon, bei Morgengrauen in einen allgemeinen Lärm von Guitarren, Drehorgeln, Clarinetten und andern lieblichen Inſtrumenten, in doppelt ſoviel Wagenraſſeln, doppelt ſoviel Scharen geputzter Menſchen und zehnmal ſoviel Bettlern explodirt, die heute von allen Tagen im Jahre ihren jour fixe haben. Eine Woche vorher ſchon haben ſich die Boulevards in ihrer ganzen Länge von der Madeleine bis zur Juliſäule, von dem Strasburger Bahnhof bis zum Obſervatorium mit Tauſenden von kleinen Buden bedeckt, die mitten in der Stadt eine neue Stadt bilden und immer umdrängt vom kaufluſtigen Publikum, bei Tage bunt ausſehen von Hampelmännern, Ballons, Stahl, Meſſing, Glas, Porzellan, und bei Nacht von zahlloſen Lichtern. Da iſt zu haben und zwar zu den billigſten Preiſen und im ausgeſchoſſenſten Ausſchuß, was Paris nur hervorbringen kann: die allerletzten Novitäten in allerſchlechteſter Qualität verkaufen ſich da für ebenſo viel Sous, als die vornehme Dame Francs und Napoleons in den Magazinen bezahlt. Es iſt erſtaunlich, was man da findet und wie billig es iſt: Perlmutterknöpfe mit goldenen Lettern, rothe Sammtportemonnaies mit Perlſtickerei, Portefeuilles von Leder in allen Farben, Bijouterie, Quincaillerien — vielleicht hervorgegangen aus denſelben Ateliers und denſelben Händen, welche für die großen Läden arbeiten, aber mit einem heimlichen Fehler, den gewöhnlich erſt der damit Beſchenkte entdeckt.

Auf beiden Seiten der Boulevards ſtehen die großen Läden in ſtolzer Reihe den kleinen Baracken gegenüber; die Thür von Mahagoni mit Bronze und das Fenſter in Kryſtall ſind vis-à-vis der Breterbude ohne Thür, ohne Fenſter, mit einem Leinendach, und dazwiſchen wogt der bunte Strom des pariſer Lebens, der für dieſe Gegenſätze nicht blos die gute Laune, ſondern auch das gute Herz hat. Da iſt das Schaufenſter, welches in all der echten Pracht der Farben und der Stoffe ſchimmert; hier iſt ſeine Caricatur. Aber es iſt nichts darin,

was den Geſchmack verletzt, oder nur die Stimmung: es bleibt harmlos, wiewol es ſo charakteriſtiſch iſt. Man glaubt den Crayon von Cham zu erkennen oder den Stift Gavarni's, der dieſer Hand zu früh entſunken. Keinen reichern Bazar hat Paris, als die Säle von Giroux, an der Ecke des Boulevard des Capucines, und nichts mehr als die Ausſtellungen derſelben zur Zeit der Etrennes gibt einen Begriff von der Höhe der pariſer Kunſtinduſtrie, welche dieſe prachtvollen Sachen geſchaffen, und dem Reichthum der Pariſer, die ſie kaufen. Ich verließ dieſen Bazar ganz bezaubert von all den Waaren, all der Bronze, all den Kryſtallen, und mehr noch über die decorative Kunſt, mit welcher all dieſe Schätze arrangirt waren, deren Kaufpreis ſich durchſchnittlich auf dem Niveau zwiſchen 1000 und 5000 Frs. hält, um bei irgendeiner Malachitvaſe ganz unvorbereitet auf 20000 zu ſteigen. Beim Heraustreten, faſt noch auf der Schwelle von Giroux, ſtand ich vor einer Baracke, auf deren breternen Behältern ſich zu meinem Erſtaunen all die Herrlichkeiten wiederfanden, die ich eben in der koſtbarſten Etalage auf Piedeſtalen von Alabaſter, auf geſchnitzten Eichentiſchen und ſammtenen Kiſſen erblickt hatte. Ich glaubte in einen jener traurigen Spiegel zu blicken, auf welchen jeder Menſch ausſieht, als ob er Zahnweh habe. Und doch war etwas nicht blos ſehr Komiſches in dieſem Doppelgänger und Facſimile von Giroux: mich rührte noch mehr die Naivetät deſſelben. „Für zwanzig Centimes", rief er, „habt ihr die ſchönſte Taſſe von Porzellan, und für zwanzig Sous die ſchönſte Vaſe."

Iſt das nicht „Vanity fair", aber ohne den Sarkasmus, ohne die Bitterkeit des großen engliſchen Humoriſten?

Es geſchieht nicht ſelten, daß die Parodie ſo viel amuſanter, und in dieſen neuern Zeiten der Decorationsſtücke ſo viel prächtiger iſt als das Original. Das iſt keineswegs auf dem Neujahrsmarkt von Paris der Fall. Es mag vielleicht nicht als ein Zeichen äſthetiſcher Bildung gelten, vor koſtbaren Roben, glänzenden Colliers und ſchimmernden Büchereinbänden in Enthuſiasmus zu gerathen. Und doch iſt es ſchwer, in nüchternen Worten davon zu reden. Hat nicht auch die ſchöne Außenſeite ihre Art von Poeſie? Iſt es nicht möglich, indem man an ein geliebtes Weſen denkt, ſich für einen Perlenſchmuck

zu begeiſtern? Ich kenne ſogar Männer, welche dies ohne ſolchen Gedanken zu thun im Stande. Ach, man muß nur Phantaſie haben, um in dieſen roſigen Schuh einen zierlichen Fuß zu träumen, in dieſe Taille von Roſa-Damaſt die ſchönſte weibliche Büſte, die weißeſten Schultern, den ſtolzeſten Nacken. Fordern dieſe Fenſter nicht in jedem von uns, ſei es den Dichter, ſei es den Philoſophen, ſei es nur einfach den Freund der Damen heraus? Wer würde nicht gern jene Schleppe mit ehrfurchtsvoller Lippe berühren und der Königin nachtragen, die allein in ſolch einem Gewand daherzurauſchen das Recht hat? . . . Alle dieſe Läden, in allen Straßen und auf allen Plätzen von Paris, ſind um dieſe Zeit gedrängt voll elegantеſter Käuferinnen. In langen Zügen halten die Equipagen davor, und auch hier ſcheint die Queue gemacht zu werden: eine nach der andern rollt vor und zwiſchen einer gaffenden Zuſchauermenge ſchlüpfen die ſchönen Damen (einige mit kleinen Masken, dem ſogenannten „loup", um nicht erkannt zu werden) über den Teppich in den Laden. Strahlend ſind die weiten Räume erhellt, vom Perron bis unter das Dach — in den Straßen des feinen Verkehrs, den Rues Richelieu, Vivienne, de la Paix, kurz in dieſer ganzen Region von den Boulevards bis zu der Rivoliſtraße, ſcheint jedes Haus ſich in einen Luxusbazar verwandelt zu haben. Wagen ſchließt ſich an Wagen in unüberſehbarer beweglicher Kette, Pferd an Pferd, — die Sergents de Ville rufen und ordnen, die Fußgänger warten auf beiden Seiten in dichten Scharen, bis eine Lücke frei wird, und ſuchen dann im Galop und mit Lebensgefahr hinüber- und herüberzukommen. Kurz, Paris iſt dann, wie das Sprichwort ſagt, das Paradies der Frauen, welche ganze Wagen voll koſtbarer Dinge kaufen, das Purgatorium der Männer, welche die Rechnungen bezahlen, und die Hölle der Pferde, welche die theuern Laſten ſchleppen müſſen, von früh bis ſpät, ſtraßauf, ſtraßab, durch eine oft unentwirrbare Maſſe von Rädern und Vehikeln aller Art und den Straßenſchlamm, der ſich zollhoch auf dem Macadam geſammelt.

Vergeſſen wir hier nicht eines Artikels Erwähnung zu thun, welcher auf dem Neujahrsmarkt von Paris nicht fehlen darf, weil es keinen gibt, den die Damen, ſei es in Paris,

ſei es im Auslande, ſo ſehr in ihre Protection genommen: nämlich die Süßigkeiten, die Praline's — die Chocolade! Wer kennt nicht die Namen von Marquis, Maſſon, Siraudin, ja wer kennt den letzten Namen nicht beſſer, ſeit ſein Eigenthümer von den Luſtſpieldichtern unter die „Confiſeurs" gegangen und die Welt, die ſich bei ſeinen Vaudevilles ziemlich gleichgültig verhielt, in ungeheucheltes und ſtürmiſches Entzücken verſetzt, ſo oft er mit jeder nahenden Etrenneszeit eine neue Erfindung ankündigt, im vorigen Jahre die berühmten „Ephemerides", die ſo zart waren, daß ſie nicht nur im Munde, ſondern ſchon in der Hand zergingen, und in dieſem Jahre die berühmtern „Mignons", welche die gute Eigenſchaft hatten, nur auf der Zunge zu ſchmelzen? Je mehr ſich der große Tag nähert, um ſo mehr ſind auch die Läden von Maſſon in der Rue Richelieu, von Marquis beim Théâtre-Français und vornehmlich von Siraudin in der Rue de la Paix von Menſchenhaufen buchſtäblich blokirt, die nur das billige Schauſpiel der aus- und einſteigenden Damen ſowie der Schaufenſter genießen wollen. Man eilt ſich, in dieſe Läden noch zur rechten Zeit zu kommen; denn nicht ſelten erhält man, nach dem einen oder andern beſonders geſuchten Artikel fragend, die Antwort: daß die Auflage für dieſen Tag vergriffen ſei. Wie erhebend für den Chocoladefabrikanten und wie niederdrückend für den ehemaligen Schriftſteller!

Der Winter von Paris iſt kürzer und pflegt auch viel milder zu ſein als der unſere. Während die kleinen Buden in all ihrer Herrlichkeit von Stearinkerzen und Oellichtern ſchimmern und die kaufluſtige Menge ſich vor ihnen hin- und herdrängt, ſitzen vor den Kaffeehäuſern in der laulichen Luft, oft bis in die ſpäten Stunden hinein, die Herren und die Damen, rauchend, plaudernd, Zeitungen leſend oder einfach nichts thuend, mit übergeſchlagenen Beinen — und das alles Ende December, draußen im Freien und nachts zwiſchen elf und zwölf. Die Damen — ich brauche nicht zu ſagen, welche Damen ich meine. Viele von ihnen trugen „tocques", jene kleinen Barets, die wie Studentenmützen ausſehen, wie Cerevis-

käppchen, und die man ihnen auch überall ſchon nachgemacht hat; ſie trugen außerdem Beinkleider, offene Weſten, Gilets, kurze Röckchen mit Manſchetten, Lorgnons. Das war ihre jüngſte Mode; ſie ſahen darin aus wie hübſche Jungen. Es war ſchwer, ſie zu unterſcheiden, und ſie brachten ſogar „den weiſen Magier" in Verlegenheit. Dieſer, „Le savant magicien", war nämlich ein Guckkaſtenmann, der ſich auf einem der obern Boulevards zwiſchen den übrigen Buden aufgeſtellt hatte. Sein erleuchtetes Schild beſagte: daß der Profeſſor Thin, nachdem er die Magie tief ſtudirt, dieſen wunderbaren Apparat erfunden habe, deſſen angenehme Ueberraſchung darin beſtehe, jeder oder jedem, die hineinblicken, denjenigen oder diejenige, nach welchen man ſich ſehne, ſeien ſie nun fern oder nah, ſo zu zeigen, als ob ſie in ihrer Gegenwart wären. Je nachdem bekam man alſo in dem Zauberkaſten ein weibliches Weſen in feuerrothem Gewand, mit hoher Taille, oder einen Jüngling in blauem Frack, mit Blumenſtrauß, zu ſehen, und nachher erhielt man grüne Blätter mit Schickſalsſprüchen, welche wiederum bezüglich „La vierge" oder „Le jeune homme" überſchrieben waren. Einigen von den hübſchen Jungen in Tocques und Beinkleidern gelang es, den weiſen Magier zu täuſchen; lachend kamen ſie mit den grünen Blättern zu ihren Freunden vor dem Kaffeehauſe zurück — „Voilà la vierge!" riefen ſie, und das Binocle auf das Näschen ſetzend, laſen ſie: „Dein Horoſkop meldet dir, daß du in wenigen Tagen Nachrichten erhalten wirſt, welche dir, ich bin deſſen gewiß, Vergnügen machen werden; Perſonen, welche dir übel wollen, haben den Verſuch gemacht, dir bei Perſonen, die du liebſt, zu ſchaden; aber ſie hatten keinen Erfolg, du wirſt über ſie triumphiren" . . . „Prenez garde, Monsieur", fügten ſie lachend hinzu, „n'en soyez pas trop sûr" — indem ſie ſich gegen den einen oder andern ihrer Verehrer wehrten, die ihnen das grüne Blatt entreißen wollten.

Noch eine Seite hat der Neujahrsmarkt von Paris, die dazu beiträgt, ihn intereſſant zu machen: er bildet gleichſam die Revue des Jahres, welches vergangen. Was in dieſem

Jahre von Bedeutung geſchehen, es iſt ſicher in irgendeiner Weiſe ſich auf den Boulevards vertreten zu ſehen. Er iſt der wahre Thermometer des öffentlichen Geiſtes, dieſer Markt am Schluß des Jahres; und man könnte ſagen: Erzähle mir, was man dir dort verkauft hat, und ich will dir erzählen, was ſich in dem vorausgegangenen Jahre ereignet.

Die große Novität des letzten Neujahrmarkts war das Zündnadelgewehr, le fusil à l'aiguille. Das ſah man in allen Größen und in allen Formaten, vor allen Fenſtern und in allen Anwendungen, au naturel, als Schießwaffe für Erwachſene, als Spielzeug für Kinder, und angewandt zu Broſchen, Nadeln und Spangen für die Damen. Gewöhnlich waren die Läden, in welchen ſich dieſe Dinge verkauften, mit zwei Bildern geſchmückt, gleichſam den Patenten für die Echtheit derſelben: das eine Bild war „Le roi Guillaume", das andere „Le comte de Bismarck". Hin und wieder ſah man auch als dritten im Bunde: „Le prince Karl", und ein- oder zweimal — ich garantire nicht für mehr — „Mademoiselle Pauline Lucca".

Bemerken wir, im Vorübergehen, daß der große Name des Jahres 1866 auch ſonſt mehrfach in die Sprache der Pariſer übergegangen iſt. Die Weinhändler haben den vortrefflichen Mâcon des letzten Jahrgangs dem preußiſchen Premier zu Ehren „Bismarck" genannt, ich hüte mich wol zu ſagen: getauft, das wäre in dieſem Zuſammenhang eine Beleidigung; und die Kartenſpieler ſagen „bismarcken" (doppelt markiren, bis-marquer) von einem, der ein gewagtes, aber kluges Spiel macht....

Eine andere Novität des Etrennes-Markts, deren Zuſammenhang mit den Zeitideen ich indeß nur annähernd verſtanden habe, waren die „hiſtoriſchen Puppen". In langen, wahrhaft prachtvollen und in der That hiſtoriſch ſehr genauen Coſtümen erſchienen eines Tags in einem glänzenden Schaufenſter des Boulevard des Capucines die großen Damen der Weltgeſchichte, deren Geſichter auch wenigſtens ſoviel als den Verſuch einer Porträtähnlichkeit erkennen ließen. Hier ſah man die großen Königinnen und die großen Heldinnen, Katharina von Medici in ihrer ſteifen Tracht und Halskrauſe, Marie Stuart mit ihrer eigen-

thümlichen Kappe, die Jungfrau von Orléans und Agnes Sorel, — man bemerkt, daß es dabei nicht ſtreng auf Legitimität ankam. Vielleicht war es dieſe große demokratiſche Lehre, welche die hiſtoriſchen Puppen geben ſollten, und durch welche ſie wiederum, ihr Recht auf den Neujahrsmarkt documentirend, mit den die Gegenwart bewegenden Ideen zuſammenhingen. Ganz umgeben von dieſem Corps weiblicher Berühmtheiten, die ſich in ehrfurchtsvollem Halbcirkel umher gruppirt, ſtand in der Mitte, auf einer Eſtrade und mit dem Diadem, dem Purpur und Hermelin geſchmückt: „Sa Majesté l'Impératrice Eugénie". Das war der Kern und die Nutzanwendung der hiſtoriſchen Puppen, man könnte ſagen: ihre Moral.

Da nun aber in Paris nichts von einigem Succès erſcheinen kann, ohne daß ſich ſogleich die Traveſtie daneben-ſtellt, ſo ſah man, zehn Fenſter von den hiſtoriſchen Puppen entfernt, die Ananaspuppen, d. h. Figuren, oben Puppe, unten Ananas, aus Pappe und Goldſchaum, und wieder zehn Fenſter weiter die Zuckerhutpuppen, ein reizendes Puppenköpfchen auf einem Zuckerhut aus blau- und weißgeſtreifter Seide, „oben ſpitzig, unten breit, durch und durch voll Süßigkeit".

Eine Dame, der ich am Jour de l'an ſelbſt meinen Beſuch machte — ſehr ſpät, ich will es geſtehen, aber man macht in Paris ſpäte Viſiten —, ließ mich aus dem Boudoir einen Blick in den Salon thun. Er ſah aus wie ein Spielzeug-magazin: da waren Schafe, welche blökten; Hunde, welche lieſen; Affen, welche tanzten, und Automaten, die Muſik dazu machten; da waren außerdem zwanzig „toupies volantes", dreißig Puppenküchen, vierzig Puppenſtuben und hundert Puppen, welche ausſahen wie die großen Damen und ſich demgemäß benahmen.

„Die Reſte der letzten Etrennes", ſagte mir die liebens-würdige Dame des Hauſes, „begegnen ſich hier immer mit den neuen Geſchenken. Es iſt meine Vorrathskammer für das ganze Jahr. Jeder Freund des Hauſes fühlt ſich verpflichtet, den Kindern dieſe Freundlichkeit zu erweiſen, und einer von ihnen überbietet immer den andern. Sehen Sie dieſe Rieſen-puppe; ſie iſt ganz mit Chocolade von Siraudin gefüllt. Ich glaube, ſie koſtet 500 Francs und würde gerade hinreichen,

um all meinen Kindern von heute bis übers Jahr den Magen zu verderben, wenn ich dieſen Unhold nicht ſehr feſt unter Schloß und Riegel hielte."

Sie ſagte mir dies mit einem wehmüthigen Lächeln. Ganz erſchöpft von den tauſendundein Beſuchen, die ſie empfangen, Karten, die ſie entgegengenommen, Briefen, die ſie erhalten — war ſie eben auf dem Punkt, Toilette zu machen für eine Soirée, nachdem ſie kurz zuvor von einem Diner zurückgekommen war. Denn nicht blos für das Vergnügen von Messieurs et Mesdames les enfants, ſondern auch für das ihrer Aeltern iſt in ausreichendem Maße geſorgt.

Nach einer Berechnung, welche der Feuilletoniſt der „France" vor einiger Zeit angeſtellt, finden während der Saiſon in Paris an jedem Tage, oder vielmehr in jeder Nacht, 130 Privatbälle ſtatt. Zu einem jeden dieſer Bälle ſind im Durchſchnitt 250 Perſonen eingeladen, im ganzen alſo täglich 32500. Die Saiſon dauert etwa ſechsunddreißig Tage — und wie könnte die große Zahl derer, die jede Nacht einen dieſer Bälle beſucht, es auch nur einen Tag länger ertragen? — Es werden demnach 4680 Privatbälle während der Saiſon gegeben. Jeder davon koſtet durchſchnittlich 900 Frs., was für alle zuſammen die Summe von 4,212000 Frs. macht. Rechnet man dazu 25000 Wagen per Tag und ſetzt den Preis für die Fahrt hin und her ſo niedrig als 3 Frs., ſo gibt das noch einmal 2,700000 Frs. für die Saiſon. Wir werden eher zu niedrig als zu hoch greifen, wenn wir jedes Ballkleid auf 200 Frs. ſchätzen, und bleiben ganz gewiß ſowol hinter der Wahrheit als der Mode zurück, wenn wir annehmen, daß jedes Ballkleid viermal getragen werde. Das ergibt eine Zahl von 146250 Ballkleidern für 16250 Damen und eine gelegentliche Ausgabe von 29,250000 Frs. Der Kopfputz von 16250 Damen — unſere ſchönen Leſerinnen werden uns nicht der Uebertreibung beſchuldigen — beläuft ſich auf ungefähr 500000 Frs. per Tag, und mithin auf 1,800000 Frs. per Saiſon. Bänder, Bouquets, Handſchuhe, Fächer, ſtellen

ſich, ſo billig als möglich gerechnet, für jede Dame und jeden Ball auf 30 Frs., was wiederum für alle ſich auf 487500 Frs. per Nacht und 17,550000 Frs. per Saiſon beläuft. Nach einem ſehr mäßigen Ueberſchlag würden alſo die Damen während einer pariſer Saiſon 60,084000 Frs., die Herren 5,000000 Frs. für ihre Toilette, und die Wirthe 4,212000 Frs. für die Unterhaltung ihrer Gäſte ausgeben; ſodaß die runde Summe, welche Paris in ſechsunddreißig Tagen vertanzt, ſich auf ſiebzig Millionen Francs beläuft! Und nun wollen dieſe Pariſer dem Seinepräfecten noch grollen, daß er ſich bemüht, ihnen für ihre Tänze und Ballroben auch einen ſchönen Ballſaal zu bauen — zu einem Koſtenpreis für nur zweihunderttauſend Francs per Tag, während ihre Bälle doch täglich zwei Millionen koſten!

Und dabei ſind die Bals masqués, die öffentlichen Bälle und die ſogenannten Tanzakademien noch gar nicht einmal mitgerechnet, von deren Affichen in Roſenlicht und bunten Transparenten während der Carnevalszeit die ganzen Boulevards leuchten. Da ſind die Salons des Palais-Royal, die Bals de nuit und die Bals parés et coſtumés — Entrée 10 Frs.; da ſind die Bälle im Winterſalon unſers Freundes Bullier — Entrée 1 Fr.; und da ſind die Bälle der Barrièren, Entrée 50 Cts. Kurz, für alle Abſtufungen und für jede Form der Geſellſchaft ſind die Hallen der Göttin mit Pauken und Schellen geöffnet.

Derjenige Ball aber, der noch immer außerhalb Paris eines europäiſchen Renommée genießt, während die Pariſer nicht mehr viel daraus machen, iſt der Bal de l'Opéra — Sonnabend Nacht, zwölf Uhr, weiße Kravatte oder Domino und zehn Francs.

Ja, es iſt ein buntes, fröhliches Durcheinander, dieſer Ball! Zwar hat er lange ſchon aufgehört, das zu ſein, was er ehemals geweſen. Noch vor zwanzig Jahren war es guter Ton, den Opernball zu beſuchen, namentlich den des letzten Samſtags im Carneval, den glänzendſten von allen. Der Opernball war damals der Ort für die feinen Galanterien, wo man unter der Maske nicht nur Jugend und Schönheit, ſondern auch Abenteuer, Geheimniſſe und Geiſt finden konnte. Das iſt vor-

über. Kaum noch die Herren der guten Geſellſchaft, geſchweige denn ihre Damen verirren ſich hierher. Der Cancan hat den Opernball beſiegt. Der Geiſt, den man hier findet, redet nicht mehr die claſſiſche Sprache des Salon, ſondern den argot des Cabarets; Jugend und Schönheit rekrutiren ſich aus der Umgegend von Notre-Dame-de-Lorette, und die Abenteuer erheben ſich daher auch nicht weit über das Niveau von Mabille.

Dennoch iſt der Opernball für den Fremden noch immer ein Schauſpiel, welches ihn das erſte mal einige Stunden unterhalten wird. Für mich war er der tollſte Ball, den ich jemals geſehen.

Ueberall auf den Boulevards flammten ſchon ſeit Eintritt der Dunkelheit in ſchimmernder Gasſchrift die Worte: „Bal de l'Opéra". Ueberall hatten die Cafés und die Reſtaurants kleine Schilder ausgehängt, welche die tröſtliche Verſicherung gaben, daß ſie die ganze Nacht nicht ſchließen würden. Kurz, der Bal de l'Opéra war die Parole, wohin man ſah.

Wir hatten, der Gelegenheit gemäß, ſpät dinirt, und Bonvivant war in ſeiner allerbeſten Laune. Er hatte ſich die weiße Kravatte ſchon um elf Uhr angelegt; er hatte ſich's in den Kopf geſetzt, heute Abend oder nie ſich zu amuſiren, und Schlag Mitternacht zog er ſich auch die weißen Handſchuhe an. Er war „killing", wie die Engländer ſagen.

Präcis halb 1 Uhr nachts waren wir auf dem Platze — Rue Lepelletier, vor dem Haupteingang der Großen Oper. Sein Herz brannte vor Erwartung, ſein Auge brillirte mehr als die koſtbare Buſennadel, mit der er ſein weißes Gilet geſchmückt.

Wir traten in einen ziemlich engen Corridor, in welchem es furchtbar zog.

„Ça ne fait rien", ſagte Bonvivant, der unter Franzoſen nur franzöſiſch ſpricht.

Ich hätte ihn umarmen mögen in dieſem Augenblick: er war das Bild des Vergnügens in ſeiner reinſten Geſtalt und höchſten Potenz. Und wir waren immer noch im Corridor.

Nun begaben wir uns zur Treppe. Da war das Ge-

dränge ſchon ſehr ſtark. Wir wurden geſchoben und geſtoßen. „Ich ſchwebe!“ ſagte Bonvivant.

Er ſchwebte und ich wurde faſt erdrückt; aber wir kamen beide auf dieſe Weiſe in das Foyer.

Welch ein Wogen auf und ab! Welch ein Glanz von Kronleuchtern! Welch ein Parfum von Patchouli, Savon d'Amandes, Poudre de Riz! Aber auch welch ein Staub! Welch eine Hitze! „Wir wandeln im Vorſaal des Elyſiums“, ſagte Bonvivant, „unter Engeln!“

Er fing ſchon an, mit einigen Engeln zu liebäugeln.

„Sie haben keine Flügel!“ ſagte ich.

„Aber Füße!“ ſagte er, indem er einer von ihnen ſchon eine Kußhand zuwarf. In der That! die zierlichſten, anmuthigſten Füße trippelten um uns herum: die Chauves-ſouris, die Dominos, die Masken, „die Roſenköniginnen des Teufels“. Die Gefahr wuchs und — die Hitze auch!

Wir begaben uns in die Couloirs, welche von Rang zu Rang um das Gebäude laufen. O, wie viel reizende Geſtalten wandelten und lachten da, wie viel reizender als all die andern, die wir vorher erblickt — und wie viel . . . ja wie ſoll ich ſagen . . . wie viel freiſinniger in ihrer Toilette! Toiletten gab es da, die ſchon beinahe gar keine mehr waren. Goldene Sandalen ſahen wir und römiſche Togas, Stirnreife, Tricots, kurze Röckchen . . . Eine Göttin ging an uns vorüber, ganz in olympiſches Gewand gehüllt, nur etwas kürzer; und eine andere ſahen wir auf dem vergoldeten Gitter lehnen, die mit nichts bekleidet war, als einem Pantherfell und einem Hakenſtock. Man hatte ein Gefühl, als ob man mit Frack und weißer Binde ſich in die Mythologie verirrt habe, die bekanntlich im Coſtüm ſich auf das Nothwendigſte beſchränkt. Man fing an, ſich in ſeinen Kleidern genirt zu fühlen, und war auf dem Punkte, ſich derſelben zu ſchämen. . . .

Das war zu viel für Bonvivant, der das Rococo mehr liebt als die Renaiſſance. Wir traten in den großen Saal. Wer kennt nicht dieſes Bild, wem iſt es nicht tauſendmal ſchon beſchrieben worden? Die brauſende Menge, welche den ganzen Raum erfüllt, die ſonſt Parquet und Bühne zuſammen einnehmen; das Orcheſter, das Meer von Licht und Freude, der wogende Strom von Muſik

und bunten Figuren, welche tanzen, welche auf und niederpromeniren, welche lachen, ſich necken, welche Arm in Arm legen, oder auch zuweilen Arm um die Taille, welche jauchzen, welche ſpringen, welche wirbelnd einen Augenblick hoch in der Luft erſcheinen und im andern unter der Menge wieder verſchwinden . . . wer beſchreibt dieſen Anblick, wo alles lebt: der Fußboden, das Parquet, die Logen; wo die Ränge bis unter dem Kronleuchter einer hin- und herſchwankenden Wand gleichen von Augen, Blumen und Fächern; wo alle Lippen, alle Füße, alle Arme, alle Köpfe in Bewegung ſind? Wo die Männer die häßlichſten Masken tragen, Hüte wie Maſtbäume, Vatermörder wie ausgeſpannte Segel, und in den Dominos zuweilen die hübſcheſten Frauen ſich bergen; wo Pierrot ſein weißbeſtrichenes Geſicht an deinen Buſen drückt, ſodaß du die ganze Nacht den Mehlfleck auf deinem ſchwarzen Frack nicht mehr los wirſt; während ein kleiner Page in Blau ſich geſchickt hindurchzuwinden weiß, und du kannſt nicht ſagen wie? plötzlich an deinen Arm hängt.

Dieſer kleine Page in blauer Seide: das war das Verhängniß! „Was wird unter dieſer Maske ſtecken?" fragte Bonvivant, indem er „la barbe" du masque ein wenig und dann kecklich immer höher hob.

O, es ſteckte zuerſt ein hübſches Kinn darunter, dann ein lachender Mund, dann ein Näschen, fein und zierlich, dann ein Paar der ſchönſten, braunen Augen, dann eine zarte, jugendliche Stirn und endlich ein Geſichtchen, ſo roſig, ſo graziös, daß man nicht halb ſo gutmüthig wie Bonvivant hätte ſein dürfen, und es dennoch reizend gefunden haben würde.

„Tu l'as volu, George Dandin!" rief ich ihm zu, als drunten im Café de l'Opéra, in der offenen Halle und halb ſchon auf der offenen Straße, die erſte Flaſche Champagner kam, abſcheulicher Champagner, zwanzig Francs die Flaſche — Apfelſinen, fünf Francs das Stück, und gräulicher Taback für funfzig Centimes.

Dabei pfiff durch die offene Colonnade der Nachtwind, und es regnete auf unſern Tiſch, auf Bonvivant's ſchwarzen Frack, auf ſeine weiße Kravatte, auf ſeinen neuen Hut und auf den blauen Pagen.

O du kleiner Page in Blau, wenn du plaudern wollteſt!...

Als ich in den Saal zurückkehrte, hatte ſich die Hitze freilich nicht vermindert, aber der Lärm hatte ſich verdoppelt: es war die „Amboß-Polka“ unſers braven Parlow (von den Vier- unddreißigern), deren famoſe Rythmen die fröhliche Stimmung des Hauſes in einen wahren Orkan des Entzückens verwandelt hatten. Man tanzte nicht mehr, man ſtampfte den Boden, klatſchte in die Hände, hob die Mädchen hoch in die Luft, warf die Hüte hinterher, ließ die Taſchentüſcher wehen wie Fahnen, ſang dazu, ſchrie „Bravo!“ und „Bis, bis, bis!“ In dieſem allgemeinen Jubel hatte ich die Genugthuung, die Bekanntſchaft einer ältern, geſetzten, mit dem Inſtitut der Opernbälle in Verbindung ſtehenden Dame zu machen, welche jede Gelegenheit ergriff, um nicht zu tanzen. Sie war ſehr offenherzig, was ihr um ſo leichter ward, als ſie die Maske ſchon vorher abgenommen. Sie ſagte mir, im Vertrauen, daß dies ihre zwanzigſte Saiſon „bei der Fahne“ ſei. Das Alter macht geſchwätzig. Sie kannte jeden Menſchen, der da war, in der Maske und ohne die Maske, alle die tanzenden und die nichttanzenden Celebritäten, die Journaliſten, die Kritiker, die Schauſpieler und die „Hommes du monde“. Sie ſei eine Knopfmacherin, ſagte ſie mir, und ihr Bruder in einem Atelier für Damenſtiefel beſchäftigt. Ihr Bruder ſei im höchſten Grade eiferſüchtig, ſagte ſie mir mit einem ſchalkhaften Seitenblick und der ganzen Naivetät einer guten Vierzigerin. „Er iſt ſehr eiferſüchtig!“ wiederholte ſie; ich wußte nicht und ich fragte auch nicht, auf wen? obwol ſie eine ſolche Frage zu wünſchen ſchien, die zärtliche kleine Schelmin! „Wir erhalten monatlich während der Saiſon vierzig Francs Gage jeder von uns, dafür müſſen wir hier tanzen oder die Fremden unterhalten.“ In dieſem Augenblick erſchien der Eiferſüchtige. Er trug einen bunten Policinellorock mit Schellen beſetzt. „Wir erhalten unſer Coſtüm aus der Garderobe geliefert“, ſagte die Schweſter, „und zwar wir können uns wählen, was wir wünſchen, jeden Samstag etwas Neues.“ Hier war der Eiferſüchtige dicht vor mich hingetreten und bot mir ſeine Rechte. Ich wagte nicht, ſie auszuſchlageu. Dann verlangte er, eine Flaſche Rothwein zu trinken. Auch das, in Anbetracht

ſeiner Eiferſucht, riskirte ich nicht, ihm zu verweigern. Dann verlangte er, ich ſolle mit ihm an das Büffet gehen und in Geſellſchaft mit ſeiner Schweſter und ihm die in Ausſicht geſtellte Flaſche trinken.

Gegen dieſen Vorſchlag erlaubte ich mir die Bemerkung, ob er nicht lieber, wenn ich ihm das Geld dazu gebe, mit ſeiner Schweſter allein an das Büffet gehen wolle? Ich hätte keine beſondere Luſt hinzugehen, ſagte ich. Er willigte ein, nahm das Geld, ſteckte es in die Taſche, bot ſeiner Schweſter den Arm und ging, wie ich vermuthe — auch nicht hin!

XIII.

Die Damen der Halle und ihre Gevattern.

Von

William Reymond und Julius Rodenberg.

Zwei oder drei Stunden vor Tagesanbruch, während kaum die in Schlummer versenkten Straßen (denn Paris ſchläft nicht, wir haben es ſchon geſagt!) etwas ſtiller, etwas öder geworden, erhebt ſich auch ſchon in der Ferne wieder ein unbeſtimmtes Geräuſch, das ſtoßweiſe in unheimlichen Tönen zwiſchen den hohen Häuſern widerhallend ſich vorwärts wälzt, dem Mittelpunkte der Stadt zu. Der eine Tag iſt todt — es lebe der andere Tag! Man fängt an den Hufſchlag der Pferde zu unterſcheiden, den heiſern Ruf ihrer Führer, die grelle Stimme der Frauen, die ſelbſt die friedliche Stille der Nacht nicht zum Schweigen bringen kann. Dieſes Geräuſch wird allmählich zuſammenhängender. Schwere Wagen folgen einander immer zahlreicher und werden endlich ein unausgeſetztes Rollen, gleich dem des Donners in den Alpen.

Folgen wir den Spuren dieſer Vorboten des Tags, ſo gelangen wir in eine ſeltſame, grandioſe, wimmelnde Stadt wie in Vulcan's Höhle.

Es ist die Stadt der Nacht.

Langgedehnte, architektonische Silhouetten ragen über die umliegenden Häuser hervor. Hoch wie Kathedralen, erleuchtet und durchsichtig gleich Feenpalästen, dehnen sie sich weit aus; ihre Profile heben sich aus der Dunkelheit ab und verlieren sich ohne bestimmte Formen in der Nacht. Es sind die Halles centrales, der große Markt, der die Nahrung sammelt für diesen Minotaur, den man Paris nennt.

Versucht man es, sich diesem wunderbaren Gebäude zu nähern, so stolpert man hier und da längs der Trottoirs über lange, ausgestreckte Körper. Ein Brummen oder dumpfes Schnarchen verrathen, daß es menschliche Geschöpfe sind, die hier schlafen: Männer und Frauen, welche warten, bis die frühe Stunde der Arbeit schlägt. Die einen sind „les Forts de la Halle" (Sackträger), die andern die „Verkäuferinnen der vier Jahreszeiten", d. h. von Blumen, Gemüse und Obst; Hercules und Venus dieses düstern Olymps.

Weiter vernimmt man, je mehr man sich in diesem seltsamen Chaos von Nacht und Licht, von Schweigen und Tumult orientirt, den dumpfen Schall von menschlichen Stimmen und den Klang von Gläsern. Dieses ungewöhnliche Geräusch dringt aus Häusern, welche von oben bis unten erleuchtet sind. Wir treten ein; die Menge drängt sich um die zinnernen Comptoire — und welche Menge! Fuhrleute in blauen Kitteln, Sackträger mit weißen Hüten, groß wie Wagenräder, Bauern, in wollene, gestreifte Decken gehüllt, und alte Weiber mit rothen und blauen Kopftüchern, die mit heiserer Stimme, ein Glas Branntwein in der Hand, schon den Preis des Kohls, der Rüben oder Kartoffeln discutiren.

Die obern, glänzend erleuchteten Etagen sind mit Trinkern oder Gästen beiderlei Geschlechts angefüllt, die noch zur Nacht essen. Denn dies ist der Punkt von Paris, wo Tag und Nacht sich unaufhörlich begegnen. Oft entdeckt man sogar eine zarte Gestalt, einen weißen Handschuh unter einem Atlasmantel, elegante Damen, die einem Ball oder einer Soirée entschlüpft zu sein scheinen, und Herren im schwarzen Frack — Studenten vom linken Ufer und ihre Freundinnen, die gar

kein Ufer haben, d. h. hübſche und muntere Geſchöpfe, die nur zu bald im Strome des Lebens unterſinken werden.

Unterdeß ſtrömen immer mehr Wagen herzu. Da erheben ſich, einer nach dem andern, die Schatten längs der Trottoirs. Bald ſind alle auf den Füßen. Die Wagen verſchwinden unter den rieſenhaften Gewölben. Die langen, bedeckten Straßen des Gebäudes erdröhnen unter den Hufen der Pferde. Das Geraſſel der Räder wird durch den Aſphalt gedämpft. Schnell häufen ſich Gegenſtände in allen Formen. Die Säcke, Körbe und Bütten, Blumenſträuße, Gemüſehaufen ſowie blutende Fleiſchmaſſen werden weggeſchafft und in verſchiedenen Richtungen durch das Labyrinth von Galerien getragen, oder verſenken ſich durch unterirdiſche Treppen.

Eine Glocke läutet: die Verſteigerung der Fiſche! Männer mit eigenthümlichen Profilen, die gleich Profeſſoren auf eine Art von Tribüne ſteigen, bieten der ſtürmiſchen Menge die friſch eben angekommene Ladung aus und verkaufen ſie dutzend- und grosweiſe.

Seltſames Phänomen! Betrachtet man dieſe Männer näher, ſo findet man, daß ſie ihrer Waare ähnlich ſehen. Fiſchverkäufer von Vater zu Sohn, dynaſtienweiſe, haben ihre Züge allmählich den Ausdruck und die längliche Form der Thiere angenommen, deren Advocaten ſie ſind. Ihr Kopf hat nicht die eiförmige Form der kaukaſiſchen Raſſe, oder wenigſtens liegt das Ei, ſtatt auf der Spitze zu ſtehen, in horizontaler Richtung auf dem Halſe; die Spitze iſt durch die Naſe und den Mund gebildet. Goethe hätte ſeinen „Wahlverwandtſchaften" ein Kapitel hinzufügen können für die Erklärung dieſer Naturerſcheinung.

Die „Fiſch-Börſe" fährt luſtig fort. Die Käufer ſind Victualienhändler und Reſtaurateure, die nur en gros einkaufen. Der Detailhandel beginnt viel ſpäter, um acht Uhr.

Ehemals war der Anblick der Hallen während der Nacht weniger großartig, aber vielleicht noch pittoresker. Die gewaltige Decoration des Kryſtallpalaſtes, der jetzigen Hallen, fehlte zwar, aber die Menge wimmelte unter den Buden, die Füße im Waſſer, mitten unter einem babyloniſchen Thurm von Tiſchen und Bänken in einer verpeſteten Atmoſphäre.

Der Urſprung dieſes Markts der Hallen datirt aus dem 12. Jahrhundert. Da die Märkte der Cité und der Grêve nicht mehr genügten, ordnete Ludwig der Starke einen Proviantmarkt an in einem Terrain, das damals außerhalb der Stadtmauer von Paris lag und das man die Champeaux (Petits-champs, campelli) nannte. Dieſes Terrain iſt das der Hallen, das ſich jetzt im Centrum der Stadt befindet. Philipp Auguſt ließ hier die erſten bedeckten Hallen errichten. Die hochanſehnliche Gilde der Krämer (mercatores), die Vorfahren unſerer heutigen „Marchands de nouveautés", ſie waren es zuerſt, die hierherkamen. Ludwig XI. fügte zwei andere Hallen hinzu für die Tuchhändler und bevollmächtigte die Wiederverkäufer, ihre Artikel längs des Todtenhauſes (charnier des Innocents) auszulegen. Dieſes Todtenhaus war ein gewölbter Gang, der einen Theil des Cimetière des Innocents umgab und unter dem man die reichen Leute begrub.

Aber wenn es die reichen Leute waren, die man hier begrub, ſo waren es die jungen Leute, die Stutzer, die Elegants, welche hierherkamen, um zu flaniren; und ſo wurden die Galerien des Todtenhauſes ein Luxusbazar, welcher in dem mittelalterlichen Paris etwa das vertrat, was in dem modernen das Palais-Royal iſt. Wunderlich-grotteske Phantaſie des Mittelalters: man ſah hier eine Serie von Fresken, die einen Todtentanz darſtellten, und ein Skelet aus weißem Marmor, von Germain Pilon. Den Hintergrund bildete die Kirche der Unſchuldigen mit der berühmten Fontaine, welche Pierre Lescot im Jahre 1551 gebaut und Jean Goujon mit herrlichen Sculpturen geſchmückt hatte; die Mitte nahm der Kirchhof ein, wo die Menge der Todten ſo groß war, daß die Neuankommenden in die Gräber der kaum Vermoderten gebettet werden mußten, und ringsum waren die Hallen und Galerien, in welchen die ſchöne Welt ſich ein Rendezvous gab, die Auslagen bewunderte und Einkäufe machte, während von dem Kirchhof der Leichengeruch wehte, von dem Kirchthurm das Glockengeläute klang. Aber nicht blos Luxusbazar war der Kirchhof, er war auch der Ort für den Pranger und das Schaffot.

An der Stelle, wo ſpäter die Fiſchhalle eingerichtet wurde,

erhob sich zu dieser Zeit ein achteckiger Thurm mit einem beweglichen Käfig, in dem man die Verurtheilten, den Kopf in einem eisernen Ring, aushängte, bevor sie definitiv gehängt oder geköpft wurden. Dieser Pranger, den man 1542 verbrannte, wurde später wieder errichtet. Er ist nur einige Jahre vor der Revolution von 1789 definitiv vernichtet worden. Neben dem Pranger stand das Schaffot. Da wurde Clisson, Montégut, Colinet de Pesex, der die Brücke von St.-Cloud den Armagnacs 1411 überliefert hatte, und 1477 Jacques d'Armagnac, Herzog von Nemours, hingerichtet, dessen beide Söhne während seiner Hinrichtung unter dem Schaffot stehen mußten, um von dem Blute ihres Vaters bespritzt zu werden. Der Henker von Paris wohnte neben dem Schauplatz seiner Thätigkeit; ja, es war ihm, als der „anrüchigen" Person, für welche der Henker im Mittelalter galt, sogar verboten in irgendeiner andern Gegend von Paris zu wohnen, und ein Theil seines Einkommens war gleichsam auf diesem Grund und Boden radicirt, indem er von allem Getreide, das hier verkauft ward, einen Zehnten erhob. Nun denke man sich dieses Conglomerat: die Gräber, den Pranger, das Schaffot, die Wohnung des Henkers, den Markt, den Bazar — und alles dieses zusammengedrängt auf derselben Stelle, wo heute die Centralhallen stehen!

Nur langsam löste sich eine Partie nach der andern aus dieser barocken Verbindung. Zuerst rückte der Pranger und das Schaffot auf den benachbarten Grèveplatz; dann folgten zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Modewaarenhändler der Mode in den Umkreis des Palais-Royal, und noch vor Ende des Jahrhunderts ward auch der Kirchhof geschlossen, die Todten wanderten aus, und ein Decret des Staatsraths (vom Jahre 1785) verordnete, daß hier fortan der Lebensmittel-Markt von Paris sein solle. Nun versetzte man Lescot's und Goujon's Fontaine, die bisher an der Kirche gestanden hatten, in die Mitte des freigewordenen Platzes und baute rings umher die alten Hallen, die man hier bis vor wenigen Jahren gesehen hat.

Nichts war malerischer und erinnerte mehr an das Paris des Mittelalters, als dieser Marché des Innocents, wo

Hunderte von unförmlichen Buden ſich unordentlich um die prächtige Fontaine von Jean Goujon gleich einer Verſammlung von Banditen um einen Helden gruppirten. Ich erinnere mich noch, dicht neben der monumentalen Fontaine die langen Tiſche geſehen zu haben, eine Art Reſtaurant, wo die Weiber und Sackträger der Halle frühſtückten, die Füße im Waſſer, mitten unter den Ueberbleibſeln aller Art von Gemüſe, Obſt und Blumen. Das pariſer Volk nannte ſcherzweiſe dieſes Etabliſſement „den Reſtaurant der naſſen Füße".

Auch machte ſich ſchon lange das Bedürfniß fühlbar, dieſen Sumpf, der ſich mitten in der Stadt befand, zu reinigen. Im Jahre 1845 wurde der Plan eines Neubaues der Hallen entworfen. Zu ſeiner Ausführung mußte eine große Anzahl der umliegenden Straßen zerſtört werden, die ſeit dem Mittelalter den Namen derjenigen Nahrungsmittel führten, die man hier feilbot, z. B. die Rue de la Fromagerie, de la Tonnellerie, der Marché aux Poirées, Marché aux Poiſſons, la Coſſonnerie, la Poterie, la Friperie u. ſ. w.

Dieſe Demolitionen fanden ſtatt. Im Jahre 1845 wurde am erſten Pavillon gearbeitet; doch bald zerſtörte man ihn wieder.

Die Ehre der definitiven Einweihung der Hallen ſollte Napoleon III. zufallen, der ſeinen Namen dem neuen Paris laſſen wird, wenngleich der größte Theil der Verbeſſerungen, die unter ſeiner Regierung ſich gemacht, ſchon unter Ludwig Philipp oder unter der Republik 1848 votirt worden ſind. Napoleon I. hatte geſagt: „Die Hallen müſſen der Louvre des Volks werden." Heute iſt ſein Wunſch theilweiſe erfüllt.

Die Centralhallen, nach den Entwürfen der Herren Battard und Callet conſtruirt, werden nach ihrer Vollendung aus zwölf ungeheuern Pavillons beſtehen, die in zwei Gruppen, jede zu ſechs getheilt, einen Flächenraum von 70000 Meter bedecken. Der Boden, auf welchem ſie ſich erheben, hat für ſich allein 60 Millionen gekoſtet. Die Pavillons ruhen auf Fundamenten von Quaderſtein, welche Keller und unterirdiſche Gänge zur Aufbewahrung der Vorräthe bilden. Zwei Meter über der

Erde ruht, auf einer eleganten Mauer aus weißen und rothen Ziegeln, der Reſt des Gebäudes aus Gußeiſen und Glas, mit Dächern von Zink. Bogen von 25 Meter Höhe wölben ſich über den breiten Straßen von Aſphalt, welche die einzelnen Pavillons miteinander verbinden. Acht Brunnen in jedem der Pavillons liefern freigebig ihr Waſſer, ſowol für die Reinigung der Waaren als der Waarenlager, und durch die Jalouſien von mattem Glas circulirt hier in dieſen weiten Räumen das Licht und die Luft; des Nachts ſind ſie durch 1200 Gasflammen erleuchtet. Kurz, alles iſt gethan, um dieſen großen Sammelplatz der Nahrungsmittel von Paris einladend für die Käufer, angenehm und geſund für die Verkäufer zu machen. „Ein Markt muß wie ein offener Regenſchirm ſein", hatte Herr Battard geſagt; und einem gewaltigen Regenſchirm von Stahl und Glas gleicht dieſer Paxton'ſche Dom, nur mit dem Unterſchied, daß hier das Waſſer von unten kommt, wenn ſich nämlich zu einer gewiſſen Zeit an jedem Abend, nach marktpolizeilicher Vorſchrift, plötzlich alle Brunnen der Tiefe öffnen und von den Trottoirs jede Spur von Schmuz, Pflanzenreſten und ſonſtigem Stoffwechſel hinwegſpülen. Dann iſt der Aſphalt der Hallen ſo glatt und rein wie der friſchgeſcheuerte Fußboden eines Ballſaals.

Eine Wanderung durch die Pavillons und Hallen gibt das bunteſte, das mannichfaltigſte Bild, das man ſich denken kann. Das Grün und das Licht ſchimmert überall; alles hat einen Anblick von ungemeiner Zierlichkeit, und ſogar die Fleiſchkeulen ſind in eine allerliebſte Garnitur von Spitzenpapier gefaßt, wie bei uns die Ballbouquets der jungen Damen. Nichts beleidigt das Auge: alles reizt den Appetit! Das iſt das große Geheimniß der Centralhallen: die Kunſt der Decoration auf den Fleiſch- und Kartoffelmarkt angewendet. Welches andere Volk der Erde hätte jemals daran gedacht, daraus Gegenſtände für ein geſchmackvolles, ja geiſtreiches Arrangement zu machen? Man geht gleichſam durch ein großes Menu, wenn man durch dieſe Hallen geht. Da fehlt nichts, vom Tafelſchmuck und der Suppe angefangen, bis zum Käſe, zum Deſſert. Köſtliche Südfrüchte, die dunkelrothen Apfelſinen von Meſſina leuchten und die aromatiſchen Ananas von Weſt-

indien ſenden uns ihren Duft entgegen. Aus der Zone der Blumen tritt man in die Zone gewürzhafter Kräuter und Pilze, jener Champignons und Trüffeln, deren köſtlichen Erdgeruch zu athmen eine ſolche Wonne iſt. Träume, wie ſie Brillat-Savarin nicht kühner geträumt und der Baron de Briſſe in ſeinen Speiſezetteln der „Liberté“ und „Gazette des Etrangers“ nicht glücklicher verwirklicht, gehen durch die Seele deſſen, der ſich in dieſe Gärten der Hesperiden begeben hat. Ganz Frankreich und, ſeit Eiſenbahnen und Dampfſchiffe die Entfernungen illuſoriſch gemacht haben, ganz Europa, ja die ganze Welt ſind dieſem Markt von Paris tributär geworden, um ihn mit den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen zu füllen. Da iſt das pré solé, das Fleiſch jener Rinder, die auf den ſalzigen Wieſen am Meeresufer der Normandie geweidet haben — „pré solé“, merkt es euch, eine große Delicateſſe! Da iſt das zahme Geflügel von Périgord und das wilde aus dem Elſaß; die Puter aus Calvados, die fetten Gänſe aus Toulouſe (großer Rival von Strasburg in der Gänſeleberpaſtete!). Deutſchland ſendet ſeine Rehe, ſeine Hirſche, ſeine Gemſen, und Polen — ſeine Bären; wie es in jenem Gedicht heißt: „Hummer, Lachs und fetten Bärenſchinken“. Freilich, damals, zu Seume's Zeiten, mußte man weit gehen, in die Wildniß von Amerika, um dergleichen zu finden. Heute habt ihr es dutzendweiſe in den Centralhallen. Da habt ihr alles, unbekümmert um die Jahreszeit: mitten im Winter Salat, Artiſchocken, grüne Gemüſe und jene primeurs — unüberſetzbares Wort, deſſen Bekanntſchaft ihr aber ſchon machen werdet —, friſchen Spargel Ende December, junge Erbſen Anfang Januar. Ja, was habt ihr da nicht? „Meeraal gut für das Volk, Seezungen gut für die Bourgeois, Seeſchollen gut für die Herzoginnen, Roſa-Crevetten gut für die kleinen Damen, Heringe gut für die Bettler!“ ...

Sollte man nicht meinen, die Fiſchweiber rufen zu hören? Aber nein! — es iſt Alfred Delvau, dieſer muntere Chroniſt, der ſich an ihre Stelle geſetzt hat. Denn wenn ich ſagte: da hättet ihr alles — ſo iſt das nicht ganz wahr. Freilich findet ihr in den Centralhallen Dinge, die ihr nicht ſucht, oder wenn ihr ſie gefunden, nicht haben mögt, wie z. B. Pferde-

fleiſch und Hahnenkämme — allerneueſte Delicateſſe übrigens (nämlich die Hahnenkämme; das Pferdefleiſch iſt, außer bei den Wettrennen und im Jockeyclub, hors de question) — und ſo ſehr in Vogue bei den ſuperfeinen Reſtaurants, daß eine neue Klaſſe von Induſtriellen ſich gebildet hat, „les fabricants de crêtes de coq", welche Hahnenkämme aus — Kalbseingeweiden fabriciren, indem ſie dieſelben ſehr künſtlich ausſchneiden und mit ſo viel Geſchicklichkeit färben, als unſere eleganten Damen ihre Wangen.

Aber die Fiſchweiber findet ihr nicht mehr — das iſt es, worauf ich euch aufmerkſam machen wollte, die Penaten dieſes Markts, die „Damen der Halle" — ſie, die ehemals ſo berühmt und ſo berüchtigt in jeder Beziehung geweſen.

Sie ſitzen wol noch da. Scipio konnte nicht ſtolzer auf den Trümmern Karthagos ſitzen, als ſie auf den Trümmern des alten Paris und ihrer ſchmuzigen Baracken, aus denen das neue Paris und dieſe Centralhallen ſich mit Marmor, Eiſen und Glas aufgebaut.

Aber ſie ſind nicht mehr die alten. Sie leſen das „Petit-Journal" und haben die Hälfte von ihrem ehemaligen Witz und ihre Munterkeit beinahe ganz verloren. Sie ſind vielleicht noch immer nicht höflich; aber man muß ſie ſehr reizen, damit ſie grob werden. Neulich, im Vorübergehen, bemerkten wir eine Dame, welche die Unvorſichtigkeit beging, Fiſche zu beriechen, ohne ſie zu kaufen. Da ward allerdings die andere Dame, die „von der Halle" wunderſam beredt! Da ſah man, daß — obwol ſie nur mit Fiſchen handelte — doch noch etwas in ihr ſei von jenem heißen Blut, welches ſich ſo oft empört gegen die Reichen und Vornehmen, und ſeinen höchſten Triumph gefeiert hat in dem raſenden Mänadenzug von 1789, welcher die Schloßthore von Verſailles ſprengte, die königliche Familie beſchimpfte, die Franzöſiſche Revolution inaugurirte. Freilich läßt ſich die Natur niemals ganz austreiben, und wäre es auch mit einer Heugabel, wie Horaz, oder dem „Volks-Louvre", wie Napoleon I., oder dem „Regenſchirm", wie Battard geſagt. Aber ich bleibe dabei: die marmornen Tiſche haben ihnen geſchadet. Sie ſind indolent geworden. Sie haben nicht mehr die Initiative des Humors. Ein junger

Maler ging vor kurzem mit einem seiner Freunde die Wette ein: er werde der Beredsamkeit eines Fischweibes die Stirn bieten. Gesagt, gethan; er begab sich zur Halle und hatte bald die Genugthuung, durch einige herausfordernde Redensarten bei einer dieser Damen die Schleuse der Schimpfreden weit geöffnet zu haben. Nun begann das große Probestück seiner Wette; ohne weder außer Fassung noch außer Athem zu kommen, warf er ihr die technischen Namen aller Farben seiner Palette entgegen. Ist es ein Wunder, daß es der Dame davon grün und blau vor den Augen ward? Sie erschrickt, wird stumm und sieht sich ihren Mann still und groß an; dann klopft sie ihn auf die Schulter und sagt: „Hier, mon petit, nimm diesen schönen Fisch; aber sage mir dein Repertoire noch einmal her!“ Man sieht, daß im Grunde das Fischweib von heute das Fischweib von ehedem noch immer nicht verleugnet: indignatio facit versum! Freilich muß man, um einen solchen Erfolg zu erringen, Maler sein und hauptsächlich — Colorist!

Nach dem Fisch der Wein. Begeben wir uns auf das andere Ufer der Seine, an die obern Quais, an das Ende der Boulevards, dorthin, wo Paris nicht mehr Paris ist, wie Balzac sagt: „Es ist die Landschaft, ist die Vorstadt, es ist die große Chaussee, es ist die Majestät des Nichts; aber es ist doch einer der prächtigsten Orte von Paris, denn der Blick von dort ist überwältigend. Es ist ein römischer Glanz ohne Zuschauer! Die Brücke von Austerlitz, die Seine in ihrer vollsten Breite, Notre-Dame, der Jardin des Plantes, die Insel Saint-Louis, die Kornmagazine, die Julisäule, die Gräber der Bastille, das Pantheon ...“

Und dort ist die Weinhalle. Man hätte keine bessere Nachbarschaft für sie finden können. Wenn im Frühling die tausend Bäume und Büsche des Botanischen Gartens knospen und die Vögel darin jubiliren, erwartet man dann nicht von einem Augenblick zum andern, daß sich die alten Pforten öffnen, und er noch einmal daraus hervorgehe auf dem herrlichen Wagen, mit Panthern bespannt, der Freudespender, musikumrauscht und umjubelt von der thyrsusschwingenden Schar?

Alles ist Freude, alles ist Licht in Bacchus' Metropole.

Alles duftet von Wein und ist nach Wein genannt: der Hafen an der Seine, wo er gelandet wird; die Halle, wo er lagert, und die Straßen, welche zwischen denselben hinführen. Aus der Straße von Touraine kommt man in die Straße von Languedoc, und aus der Straße von Bordeaux in die Straßen der Champagne und von Burgund. Die sonnigen Rebenhügel Frankreichs, seine Côtes d'Or und weinberühmten Schlösser schimmern vor unsern Augen, hier am Seineufer, fast am Rande von Paris!

Die acht großen Gebäude, aus welchen das „Entrepôt des vins" besteht, sind von Napoleon I. 1808 auf dem Terrain der ehemaligen Abtei von St.-Victor errichtet. Sie fassen 175000 Hektoliter Wein — welch ein Ocean in Fässern! — und bilden, jedes von ihnen, drei übereinander geschichtete Abtheilungen. Unten und im Erdgeschoß sind Keller, in der ersten Etage Magazine, zu denen für die Wagen breite Auffahrten führen.

Um diesen riesenhaften Bau gruppiren sich im Schatten von langen Baumalleen Hunderte von kleinen, niedlich gebauten Häuserchen, die den Commissionären und Kaufleuten, deren Wein dort lagert, als Bureaux dienen. Sie sind aber auch zugleich kleine, epikuräische Salons, wo die Feinschmecker den Wundertrank kosten. Neben jedem Häuschen liegt ein Garten mit einer Weinlaube, worin im Sommer die erprobten Trinker über das flüssige Gold sinnen, welches die hügeligen Ufer von Frankreichs Flüssen so reichlich spenden.

Ich sprach vorhin von einem Bacchantenzug. Aber ach! daß die Zolleinnehmer so zahlreich in seinem Gefolge vertreten sind, und nicht blos diese, sondern auch die Erheber des städtischen Octroi. Diese doppelte Steuer, welche den Wein belastet, steigert sich für Paris daher nicht selten zu der unerhörten Summe von 32 Frs. per Hektoliter. Das hat die Consumtion des Weins in dieser Stadt ganz unnatürlich vertheuert; und doch, wenn der Wein des Menschen Freund ist, so ist er es noch mehr der des Pariſers. An jeder Straßenecke sieht man in einem offenen Laden das zinnerne Comptoir des Marchand de vin blinken, und das pariſer Volk kann nicht vorübergehen, ohne einen canon „blauen Weins" zu trinken — Genuß, der zu seiner Heiterkeit und seinem Glück so

ſehr beiträgt. Freilich iſt nicht alles, ja nicht einmal das meiſte, was unter dieſem beſcheidenen Namen getrunken wird, Wein! Von der Vermehrung des Weins durch Waſſer, zu welcher die Nähe der Seine ein ſo verführeriſches Mittel bietet, zu ſchweigen: ſo reizt die ganz übermäßig hohe Steuer zu zahlloſen Verfälſchungen, welche mit Holunderſtengeln und einem Pflanzenſtoff, Attich genannt (hièble) ſo ſehr ins große getrieben wird, daß die Peſſimiſten ſagen: es ſei unmöglich, in Paris einen Tropfen reinen Weins zu bekommen! Und doch ſind das nur die unſchädlichen Mittel, die nur der Qualität, nicht aber der Geſundheit ſchaden; was wäre nun erſt von den mineraliſchen, oft geradezu giftigen Verfälſchungsſtoffen zu ſagen! Zwar beſteht eine ſtrenge Controle, und ich habe oft, beim Vorübergehen an dem Quai von Bercy (wo das zweite große, aber ſozuſagen nicht officielle Weinlager von Paris iſt) ganze Tonnen Weins auf Befehl der Polizei in die Seine gießen ſehen, aus der vielleicht einige Tage vorher der größere Theil ihres Inhalts geſchöpft worden. Aber was hat man damit gebeſſert und wem damit geholfen? Caveant consules! Und doch werden weder Rouher noch Haußmann in der Lage ſein, dieſer Steuer zu entſagen, welche jährlich die enorme Summe von 25 Millionen bringt.

Der jährliche Weinverbrauch eines jeden Einwohners von Paris wird auf $1\frac{1}{2}$ Hektoliter berechnet, ſodaß ein jeder, Mann, Weib, Kind und Säugling dort per annum ſein Ohm oder vier Anker preußiſch trinken müßte. Doch wird wol ein Compromiß beſtehen (die Erlaubniß der Statiſtiker vorausgeſetzt), daß die Männer ſich zu Nutze machen, was die Frauen nicht trinken mögen, die Kinder nicht trinken dürfen und die Säuglinge nicht trinken können, ſodaß bei einer jährlichen Weinproduction von 38 Millionen und einer Einwohnerzahl von 37 Millionen in Frankreich wenig in der That für uns Ausländer bleiben würde, wenn die Provinzen auch ſo ſcharf trinken wollten wie die Hauptſtadt! Zum Glück jedoch ſcheint der Conſum in den Departements nicht ſo groß zu ſein, und was Paris anbelangt, ſo wiſſen wir es ja, daß es dort das Waſſer iſt, welches der Quantität nachhilft, ſodaß — zu unſerm

Glück — für den Export $2^1/_2$ Millionen Hektoliter übrigbleiben — immer noch wenig genug, für alle Champagner- und Rothweintrinker in der ganzen Welt!

Begeben wir uns nun von dieſen großen Märkten auf die kleinen, die ſogenannten Stadtviertelmärkte, ſo erfordert es der Anſtand, daß wir zuerſt einem derſelben unſere Aufwartung machen, welcher bereits im Mittelalter die gute Stadt Paris verproviantirte und ganz conſequent „Le Marché-neuf" heißt, wie der Pont-neuf, weil er der älteſte iſt. Im 12. Jahrhundert, zur Zeit ſeiner Gründung, nannte man ihn den Markt Palu; er lag an dem Quai zwiſchen der Brücke St.-Michel und Le Petit-Pont. Man hatte hier eine Halle und zwei gedeckte Schlächtermärkte erbaut, die mit Sculpturen von Jean Goujon verziert waren; die Staffage dieſes Markts bildete die Notre-Dame und — die Morgue. Man nahm es ehemals mit den Nachbarſchaften nicht ſo genau.

Nichts iſt amuſanter für den Beobachter als die Stadtviertelmärkte. Zwiſchen den Verkäuferinnen und ihren Clienten beſteht hier ein vertraulicheres Verhältniß als in der großen Halle möglich iſt, und ſie ziehen dieſelben daher durch die liebenswürdigſten und familiärſten Redensarten an.

„Sehen Sie doch die ſchönen Aepfel, mein Kätzchen!"

„Meine Schöne, riechen Sie dieſen Fiſch, wie er friſch iſt!" (Das geneigte Publikum merkt, daß wir hier ſehr weit von den Hallen ſind!)

„Meine Roſe, mein Kaninchen, kaufen Sie meine Mohrrüben!"

Und dieſe Roſe, dieſes Kaninchen, dieſes Kätzchen und dieſe Schöne iſt nur eine gute Bürgerin aus der Nachbarſchaft, die zu den verbindlichen Redensarten lächelt und ihre Börſe leert.

Von den kleinen Märkten iſt vielleicht derjenige der Rue de Sèvres, der an das Krankenhaus der Unheilbaren ſtößt, der originellſte (wenn Herr Battard nämlich aus der Centralhalle einen rieſigen geöffneten Regenſchirm gemacht hat, ſo hat dieſer Markt die wirklichen Regenſchirme beibehalten) und der von

St.-Honoré, zwiſchen der Straße dieſes Namens und der Place Vendôme der eleganteſte. Zugleich iſt er der denkwürdigſte, denn er bedeckt hiſtoriſchen Boden. Er ſteht auf der Stelle, wo einſt das Kloſter und die Kirche ſtand, in welcher der Club der Jakobiner ſeine leidenſchaftlichen Sitzungen hielt; Robespierre wohnte nicht weit von hier. Auch zwiſchen Gemüſekörben und den Buden der Grünzeughändler verliert ſich in Paris niemals die Spur einer großen, gewaltigen und erſchütternden Vergangenheit; ihre Todten ruhen überall unter unſern Füßen, und die Blumen, die man an jedem Morgen hierherträgt, bedecken ſie nur halb.

Und doch ſind die Blumen hier ſo ſchön, und nirgends werden ſie mehr geliebt als in Paris. Sie ſind die Freude der Manſarden und Salons, ſie ſind das Lächeln der Natur, das im Winter über den Schmuz der Straßen und im Sommer über den Staub tröſtet. Nichts geht dem pariſer Volk über das Land; aber da es, bei dem beſten Willen, nicht immer Zeit hat, im Boulogner Wäldchen, in Vincennes und auf den Höhen von Montmartre oder Chaumont, dieſer kleinen Schweiz, zu promeniren (denn auch in Paris iſt nicht alle Tage Sonntag), ſo bereitet es ſich zum Erſatz in ſeinen Zimmern eine kleine Natur.

Von den vier Hauptblumenmärkten iſt der der Madeleine der bekannteſte, weil er ſich unter den Augen der großen Welt von Paris und der Fremden befindet; aber der bedeutendſte, der Blumenmarkt par excellence, iſt doch derjenige, welcher neuerdings vom Quai Deſaix, wo er dem Juſtizpalaſt gegenüber ſo lange ſeinen Platz hatte, nach der andern Seite der Seine, hinter dem Hôtel de Ville, verlegt worden iſt. Da prangen rothe und weiße Azaleen, prächtige Rhododendren und ſtolze Camellien neben dem anſpruchsloſen Heliotrop; Fuchſien und Margueriten, Roſen aller Arten; Schlingpflanzen oder ſeltenere Gewächſe, die nur für die ariſtokratiſchen Boudoirs beſtimmt ſind, während das liebliche Heidekraut oder das duftende Veilchen den Tiſch der Arbeiterin ſchmücken und oft ihre einzige Sonntagsgeſellſchaft ausmachen. Man findet hier im Ueberfluß die ſo bekannten und geſuchten Bouquets, welche in ihrer ſymmetriſchen Regelmäßigkeit an die Gärten von Ver-

ſailles und an die claſſiſche Literatur Frankreichs erinnern. Ich brauche nicht zu ſagen, daß, wenn man die hübſcheſten Frauen von Paris ſehen will, man auf die Blumenmärkte gehen muß. Was ſich gleicht, kommt ja gern zuſammen....

Aber wie komme ich — ich, der ich weder Actionär von Tatterſalls, noch Mitglied des Hippophagen-Vereins bin — wie komme ich hierher auf den Boulevard de l'Hôpital und den Pferdemarkt? Darauf habe ich nur eine Antwort: mit Lebensgefahr! Man denke ſich eine Auffahrt oder einen langen, ſchlecht gepflaſterten, ziemlich ſteilen, von Bäumen umgebenen Weg, den von beiden Seiten eine Art Umzäunung einſchließt, an der die Pferde angebunden ſind. In der Mitte befindet ſich eine ſteinerne Fontaine, die vielleicht in monumentaler Beziehung einen guten Eindruck machen würde, wenn man nur Muße genug hätte, um ſie zu betrachten. Aber ein Kunſtgenuß läßt ſich nicht wohl denken, wenn man keinen Augenblick ſicher iſt, von den Pferden geſchlagen oder gebiſſen zu werden. Die einzige Schutzwehr dagegen bietet ein anderer Zaun, der den Weg in zwei Hälften ſchneidet, und hinter welchen man ſich, bald auf dieſe und bald auf jene Seite, durch beſtändiges Hinüber- und Herübervoltigiren retten muß. Das Stampfen der Pferde, ihr Wiehern und das Raſſeln ihrer Gebißketten, verbunden mit dem „Hue!" und „Holla!" und Peitſchenknallen der „Agents-Trotteurs" machen einen betäubenden Lärm für jeden, der kein „Habitué" dieſes Markts iſt. Die „Agents-Trotteurs" ſind eine Art von Stallknechten, welche die Pferde verſuchen müſſen und für jeden Galop 75 Centimes bekommen. Nichts iſt trauriger, als zu ſehen, durch welche Mittel ſie ihre Schutzbefohlenen zu dieſen Beweiſen ihrer Kraft und ihres Muths anfeuern — arme Thiere, die, wie Roſinante nach der Erzählung, einmal in ihrem Leben galopirten!

Hat man den erſten Augenblick des Unbehagens überwunden, ſo ſcheinen die Pferde weniger ſchlecht, und man fängt an, ſchöne Thiere aus der kräftigen Raſſe von Berri, der Normandie oder Limouſin zu erkennen und zu bewundern. Man ſieht hier wenig Luxus- und Reitpferde; der größte Theil ſind tüchtige Zugpferde, die man ſpäter vor den Omnibuſſen von Paris wiedererblicken wird, oder die für die Feldarbeiten und

Steinbrüche bestimmt sind, nachdem sie ihre Dienstzeit in der Artillerie oder schweren Cavalerie gemacht haben.

Unter Heinrich III. fand der Pferdeverkauf auf dem Platze des alten Hotel von Tournelles statt, wo jetzt die Place Royale, neben der Bastille, ist. Heinrich IV. verlegte ihn an die Thore der Stadt, dorthin, wo jetzt der Boulevard des Capucines sich befindet. Unter Ludwig XIV. endlich etablirte der Apotheker und Kammerdiener des Königs den Markt an der Stelle, wo er heutigentags noch steht, der ehemaligen Folie-Eschalart.

Von den Typen, die man hier antrifft, will ich nicht wie von den Fischverkäufern sagen, daß die Pferdehändler und Agents-Trotteurs die Physiognomie der Thiere angenommen haben, die sie verkaufen. Das hieße die Theorie der Wahlverwandtschaften zu weit treiben. Doch jedenfalls haben sie ihr derbes und lärmendes Wesen angenommen, und ich glaube, es wäre noch rathsamer, einen Streit mit den Damen der Halle als mit den Pferdehändlern anzufangen.

Mit einem Gefühl von Wehmuth, welches freilich nur der Pariser verstehen kann, dessen Jugenderinnerungen weit genug hinaufreichen, sah man die lustigen Märkte, welche während des Sommers vor den Barrièren von Montmartre, Batignolles, Passy, Vaugirard u. s. w. gehalten wurden, zuerst von ihrer alten Lustigkeit verlieren, und dann, als nach der Annexion*) der genannten Vorstädte die Barrièren niedergerissen wurden, ganz verschwinden, um sie fortan nur noch weit außerhalb, in den Umgebungen von Paris, wiederzufinden. So rücken die Freuden unserer Jugend uns immer ferner, und was die Väter und Vorväter ergötzte, das Gaukelspiel, das seine Lumpen unter Blumen und Vergoldungen versteckte, dieses Zauberland der Kinderphantasie, muß sich nun hinaus in die Dörfer flüchten. Besonders glorreich war das Fest immer im Faubourg Montmartre, wo die berühmte „Butte" eine große Estrade über diesem Pandämonium bildete. Mir brausen die Ohren noch, wenn ich — zehn oder funfzehn Jahre zurück —

*) Denn man weiß, daß der Kaiser in Paris zu annectiren begann (nämlich die Vorstädte), bevor er es auswärts versuchte!

an den Lärm von Trompeten, Tambours, Drehorgeln, Militärpfeifen und das Geschrei der Verkäufer, Taschenspieler, Kinder und Frauen denke, welches über dem Wirrwarr der Menge erscholl.

Aber doch war es ein sehenswerthes Schauspiel, wo die ganze Ausgelassenheit und Munterkeit der pariser Bevölkerung sich entwickelte, die, wenngleich sie jeden Tag zu ihrer Disposition die schönsten Theater, die glänzendsten Monumente und die reichsten Läden hat, sich mit Entzücken vor den Baracken der Seiltänzer und durch die lärmenden Gassen drängte, welche die Marktbuden bildeten, um den Händlern irgendein unnützes Ding abzukaufen, aus dem einfachen Grunde: weil es das Fest war. Hier war es auch, wo ich eines Tags, am Arm eines Freundes — natürlich, es war ein Maler, denn nur den Malern passiren solche Dinge — flanirend, „Pastrana die Zweite" sah, „oder die häßlichste Frau des Jahrhunderts", wie das Schild der Bude verbindlich hinzufügte.

Wir würden uns weniger gewundert haben, wenn sie nur häßlich, nur Pastrana gewesen wäre; aber sie war auch nackt, d. h. in schwarzem Tricot, hatte das Gesicht mit Ruß beschmiert, trug eine getigerte Reisedecke mit rother Einfassung als „Fell" über den Schultern und — aß Rauchtaback.

Allein auch darein würden wir uns vielleicht gefunden haben, sowol mein Freund als ich. Denn soviel ist gewiß, daß Pastrana durch Ruß im Gesicht nicht verführerischer geworden wäre; Taback zu essen ist Geschmackssache, und auch die Reisedecke hatte nichts Auffallendes, denn wir leben im „siècle du deshabillé".

Was meinen Freund aber wahrhaft in Erstaunen versetzte, das war: daß er in dem „häßlichsten Weib des Jahrhunderts" seine ehemalige Wäscherin entdeckte, die eigentlich sehr hübsch war.

„Was zum Teufel", rief er aus, „konnte dich bestimmen, dein ehrbares Gewerbe zu verlassen, um dich in diesem greulichen Aufzug in dieser Baracke zu zeigen?"

„Je nun", erwiderte sie ganz naiv, „der Meister hat mir gesagt, daß ich mich auf diese Weise leichter verheirathen würde!"

Doch kehren wir zu den Märkten zurück. Man kennt jenen selbst zur Anekdote gewordenen Anekdotenfreund, der bei Tisch plötzlich und mitten im friedlichen Gespräch ausrief: Ist nicht ein Schuß gefallen? Nein, erwiderte man ihm, wir haben nichts gehört. Nun, sagte er, da wir einmal von Schüssen gesprochen haben, so fällt mir folgende Geschichte ein ... worauf er dieselbe, die er auf gar keine andere Weise anbringen konnte, zum besten gab.

Bedienen wir uns desselben Privilegs und führen wir unsere Leser, „da wir einmal von alten Reisedecken gesprochen haben" — auf den Markt des Temple.

Eine Residenz der Tempelherren war es, welche diesem Platz ursprünglich den Namen gegeben. Zusammengesetzt aus einer düstern und umfangreichen Masse von Gebäuden, glich sie mit ihren gothischen Thüren und dicken Mauern einer Festung. Die mannichfaltigsten Schicksale, seit der Verbannung der Tempelherren, erduldete dieser Bau; geistliche sowol als weltliche Herren folgten sich im Besitz desselben; einer der letztern bewirthete hier den Verfasser des „Contrat social", dann kam ein wirklicher Restaurant, welcher in einem der Außenhöfe einen Vergnügungsort für die Pariser etablirte; diesen vertrieb der Graf von Artois, und die Revolution vertrieb den Grafen. Der Tempel, das Schloß, welches sechshundert Jahre lang bald den Pomp der Ritterorden und bald den Glanz fürstlicher Gelage gesehen, endete seine wechselvolle Laufbahn, indem es ein Gefängniß wurde. Als sein erster Gefangener bezog am 18. Aug. 1792 Ludwig XVI., begleitet von seiner Familie, den großen Thurm des Temple. Von hier führte man am 21. Jan. 1793 den König zum Schaffot, und wenige Monate später die Königin und des Königs Schwester, Madame Elisabeth, zur Conciergerie. Der Dauphin starb hier am 8. Juni 1795, und die Dauphine, die einzig überlebende von den königlichen Gefangenen, ward von hier aus den Oesterreichern übergeben, um als Herzogin von Angoulême der düstere Rachegeist zu werden, der den Untergang der Bourbonen so sehr beschleunigte.

Unter all seinen andern Privilegien, die aus der Feudalzeit stammten, besaß der Temple auch das des Asylrechts:

jene braven Leute, welche so unglücklich waren, ihre Schulden nicht bezahlen zu können, fanden hier eine sichere Stätte vor den Importunitäten und Zudringlichkeiten ihrer Gläubiger, bequeme Wohnung, gute Kost und gesunde Luft in den Gärten des Temple. Was konnte besser, was konnte humaner sein? Kein Schuldgefängniß, kein Clichy — eine Freistatt der Verfolgten! Und jene Zeiten nennt man die barbarischen! Doch übten die Schützlinge des Temple eine ganz besondere Attraction aus: zu den braven Schuldnern gesellten sich die braven Spieler, zu den braven Spielern die braven Diebe, und zuletzt wimmelte das Nest von den verrufensten Subjecten, die Paris aufzuweisen hatte. Was natürlicher, als daß man daran dachte, hier einen Trödelmarkt zu errichten? Das geschah im Jahre 1781, wo man den Anfang mit der Rotunde machte. Im Jahre 1811 demolirte man den Thurm und erbaute auf der Stelle die ersten Hallen. Doch die Restauration betrat diesen Boden noch einmal mit dem Rauchfaß: Ludwig XVIII. gab das Hotel des großen Priors der Prinzessin Condé, welche hier eine Congregation von Augustinerinnen stiftete. Die Revolution von 1848 vertrieb die Nonnen und machte das Hotel zu einer Kaserne, bis auch diese 1854 demolirt wurde. Nun erinnerte nichts mehr weder an das Schloß, noch an das Gefängniß, noch an das Kloster, und der Trödelmarkt war wirklich das Ende von allem.

Und welch ein Trödelmarkt! Man muß ihn in all seiner Glorie gesehen haben, um zu begreifen, *was* er war. Eintausendachthundertundachtundachtzig Baracken, niedrig, schwerfällig, dichtgedrängt, bildeten ein zusammenhängendes Ganze, welches zunächst in zwei Hauptreihen: die rothe und die schwarze, eingetheilt war. Diese beiden Reihen zerfielen in vier Unterabtheilungen, welche sich der Namen „Palais-Royal", „Pavillon de Flore", „Fôret noir" und „Pou volant" erfreuten. Als das vornehmste Quartier galt das Palais-Royal, welches in der ersten Abtheilung der rothen Reihe lag. Hier fand man Spitzen und Bänder, Sammt und Seide — „billig, meine Damen, sehr billig" —, aber freilich nicht immer aus *erster* Hand! Der Schwarzwald war der Ort für Stiefel und Lederzeug; die Blumengöttin handelte mit alten Betten, und

das kleine Geſchöpf mit dem unanſtändigen Namen, welches in alten Betten heimiſcher zu ſein pflegt als irgendwo, präſidirte hier dem Verkauf von eiſernen Sägen und meſſingenen Leuchtern.

Die Rotunde blieb dem Handel mit alten Kleidern geweiht, und hier war, ſeit 1811 ſich ringsum die „Dependenzen" aufgebaut, der Hauptladen des pariſer Volks, ſein großes Magazin, wo man einen Frack für 4 Frs., ein Paar Sommerbeinkleider für 10 Sous und ein Paar Strümpfe für 5 Sous kaufen konnte. Dieſer Temple war der Tempel der Vergänglichkeit; das fatale Ende aller Größe, aller Pracht und Hoffahrt, der Schlupfwinkel der Verbrechen und des Diebſtahls, der fünfte Act und die traurige Moral aller pariſer Dramen. Einer einzigen Göttin huldigte man hier: dem Gelde, und die Prieſter dieſes Idols, faſt alle ausgeſtoßen aus der menſchlichen Geſellſchaft, ruinirte Speculanten, diebiſche Bankrottirer, veraltete Dirnen, corrumpirte Kinder, erfüllten die düſtern Räume mit ihrem Geſchrei, aus welchem man kaum etwas anderes als Zahlen unterſcheiden konnte. Kein Ding wurde hier bei ſeinem rechten Namen genannt. Ein Franc hieß: ein Punkt; ſechs Francs: ein Kreuz. Eine Haube hieß: ein decrochez-moi ça; ein Rock: ein Fell; ein Hemd: eine Schnecke; und ſich neues Zeug kaufen, hieß: ſich den Roſt abreiben. Nicht ohne Zittern trat man in dieſes Labyrinth, und man verließ es nur, nachdem man ſeine Börſe zum Theil oder ganz geleert hatte für unmögliche, unnütze Gegenſtände, die man nie hätte kaufen mögen.

Es war im Jahre 1858, als ich eines Abends in der Dämmerung am Temple vorübergehend eine junge Arbeiterin traf, die mich unter ihrem kleinen Hut erſtaunt anſah, erröthete, vorbeihuſchte und in einem der dunkeln Gänge des Temple verſchwand.

Ich blieb einen Augenblick verdutzt ſtehen, dieſer Blick hatte mich frappirt. Ich kannte dieſes Geſicht. Wo hatte ich es doch geſehen? Ich beſchloß ihr nachzugehen; und zum erſten mal vertiefte ich mich in dieſes Chaos von Buden des Lumpenmarkts.

Kaum war ich eingetreten, als ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf mich richtete.

„Monſieur! Schöner Herr! He Bourgeois! Kommen Sie her! Ich habe, was Sie brauchen!“ „Einen prächtigen Rock, der einem Marſchall gehört hat.“ „Sehen Sie die ſchöne Kravatte. Es iſt ein Cachemire des Indes!“ „Wollen Sie ſchöne Leinwand, reines Linnen?“ „Ich habe einen Hut für Sie, Ihrer iſt zu ſchlecht. Erſte Qualität.“ „Nehmen Sie dieſe Hoſe, ſie iſt außergewöhnlich billig, wie Sie ſie nie finden werden.“ „Hier, Monſieur, eine Repetiruhr.“ „Hier, junger Herr, machen Sie ſich ſchön, Ihrer Dame zu gefallen.“

Und die Männer zogen mich beim Arm, die Frauen am Rockſchos. Ich verſuchte mich loszumachen.

Unterdeß glaubte ich in einem Spitzenkram meine kleine Arbeiterin wiederzuſehen. Ich hob einen Teppich auf — ſie war es wirklich. Der Beſitzer des Ladens kam auf mich zu.

„Ich bin der Begleiter der Dame“, flüſterte ich ihm zu; „ich werde wiederkommen.“

Es war ein dicker Mann und ſein Geſicht vom Trinken aufgedunſen. Er verſtand, daß ich ſagen wollte: ich gehe der Dame nach, — blinzte mit den Augen und ließ mich in Ruhe.

Während der Zeit hatte die junge Dame, ohne im geringſten auf das Geräuſch um ſie her zu achten, einen Spitzenkragen gekauft und zog, um ihn zu bezahlen, eine hübſche ſeidene Börſe.

Hinter dem Teppich konnte ich ſie nach Belieben betrachten. Immer bekannter wurden mir ihre Züge, und doch konnte ich mich nicht auf ſie beſinnen. Plötzlich ging ſie an das Comptoir, um andere Toilettengegenſtände anzuſehen, und kam in den Gang, in dem ich mich verſteckt hielt. Da konnte ich den Klang ihrer Stimme hören ... ich traute meinen Ohren nicht.

Ich erkannte eine ehrenhafte und reizende junge Dame, die Frau eines bedeutenden Malers, bei der ich noch vor einigen Abenden zum Beſuch geweſen! Meine Verlegenheit würde ſo ſchwer zu ſchildern ſein als ihre gute Laune und ihr herzhaftes Gelächter, als ſie mich hinter dem Teppich entdeckte! Doch als gute Pariſerin wußte ſie das Verhältniß bald wieder-

herzuſtellen, indem ſie um meinen Arm bat und mich plaudernd und immer noch lachend nach dem Boulevard zog.

„Es wundert Sie, mich hier und in dieſem Coſtüm zu ſehen?“ ſagte die junge Dame. „Nichts iſt jedoch natürlicher. Sie bewunderten neulich meine ſchönen Damaſtgardinen, die gothiſchen Möbeln und die prächtigen Teppiche, die meines Mannes Atelier zieren, ebenſo meinen Sammetpaletot und die brüſſeler Spitzen, alles das kommt aus dem Temple. Mein Mann ſowie ich lieben die ſchönen Sachen; ſollen wir ſo lange warten, bis wir reich genug geworden, um ſie in den glänzenden Läden der Boulevards zu kaufen? Nein, mein Herr, wir müßten vielleicht zu lange warten. Mittlerweile ſpiele ich mein eigenes Dienſtmädchen, ſetze dieſe kleine Mütze auf, fahre im Omnibus hin und her, und bringe dieſen ganzen Korb voll hübſcher Sachen mit, die Sie morgen bei uns gewiß ſehr bewundern würden, wenn Sie nicht wüßten, daß ſie aus dem Temple wären.“

Heute hat ſich der Temple vollſtändig moderniſirt. Wer kann überhaupt noch vom Temple ſprechen, ſeitdem die alten Galerien nebſt der Rotunde verſchwunden ſind, und die Trödler und Schacherer, die Eiſen- und die Matratzenkrämer, und alle die Guten und Edeln, welche einſtens unter den Zeichen des „Schwarzwald“ und „Pou volant“ handelten und wandelten, mit Sack und Pack ausgezogen und in die vier großen prächtigen Pavillons übergeſiedelt ſind, in denen ſie ſich allerdings anfangs ausnahmen wie Bruder Sam in der Ballweſte. Doch ſie haben ſich daran gewöhnt. Die Architektur ihres neuen Markts iſt beinahe dieſelbe wie die der Centralhallen, und auch die Wirkung auf ſie war ungefähr dieſelbe. Haben die Damen der Hallen mit der Bildung der Zeit gleichen Schritt gehalten, ſo ſind auch ihre Gevattern vom Temple nicht dahinter zurückgeblieben. Sie haben ihre Romantik verloren und betragen ſich faſt wie ehrliche Leute. Sie haben ſich gewaltig herausgemacht in jeder Beziehung, und ſehen extrafein aus in ihren neuen Pavillons, in welchen ſogar die alten Hoſen und Röcke eine Miene der Decenz und Reſpectabilität angenommen haben, die dem „luftigen Geſindel“ von ehedem fehlte. Hinter großen Fenſtern mit vollen Bogen, gleich denen der italieniſchen

Baſiliken, thronen jetzt unſere Freunde. Der Trödel von Paris hat einen Palaſt bezogen, vor deſſen Südſeite ſich ein reizender Square ausdehnt. An der Stelle, wo früher der alte Thurm ſtand, ſind jetzt Teiche, Grotten, Cascaden und Trauerweiden, durch deren langherabhängendes, feingefiedertes Laub der Wind zuweilen wie eine Klage rauſcht, daß die Vergänglichkeit ſelbſt nicht mehr ſicher ſei — vor dem Seinepräfecten!

Die Märkte von Paris beſchreiben: das iſt die Beſchreibung von Paris. Denn ganz Paris iſt ein Markt, — ein Markt der Moden, ein Markt der Literatur, ein Markt des Vergnügens; und an ſehr wenig Gegenſtänden in der That hängt jene Marke, die wir zuweilen auf unſern Bilderausſtellungen ſehen: „Nicht verkäuflich.“ Das Palais-Royal mit ſeinen Arcaden, die Paſſagen mit ihren Glasdächern, die Bazars, die proviſoriſch in neugebauten Parterrewohnungen angelegt werden — dies alles ſind Märkte; jeder Platz, jeder Boulevard, jedes Trottoir iſt ein Markt, und jede Straße, ſobald man ſie pflaſtert oder für Fuhrwerke ſperrt, um Kanäle zu legen, wird ein Markt. Schnell findet ſich irgendein Gewerbtreibender ein, der hier auf der Erde eine ganze Galerie von Stahlſtichen ausbreitet: Schlachten- und Heiligenbilder, Porträts berühmter Männer und anakreontiſche Compoſitionen, Photographien und colorirte Landſchaften bedecken die aufgeriſſene Straße, und die Menge drängt ſich umher, blättert, bewundert und kauft zuweilen.

Auf dem Boulevard iſt ein Mann mit feinen, zarten Zügen, langem Haar und kühnem, ſchurkiſchem Ausſehen, der ſeine Mütze auf den Asphalt legt, ſie mit kleinen Päckchen Seife, falſchen Schmuckſachen und anderweitigen Waaren füllt und anfängt, ſeinen Trödel zu preiſen.

„Dieſe goldene Uhr iſt funfzig Francs werth, meine Herren; aber ich verkaufe ſie nicht für zehn, nicht für fünf, nicht für drei, zwei, nicht einmal für einen Franc; ſelbſt nicht für funfzig Centimes. Nein, meine Herren, ich verkaufe ſie nicht. Ich verſchenke ſie. Fünf Sous, meine Herren! Wer kauft eine goldene Uhr für fünf Sous? Fünf Sous die goldene Uhr mit der Kette!“

Am Eingang der Thorwege laſſen andere „Induſtrielle“

Puppen tanzen und rothe Ballons aufsteigen, brennen Nachtlichter, spielen Harmonica, blasen auf Dudelsäcken, tragen weiße Hunde herum zum Verkauf (wer kauft weiße Hunde auf dem Boulevard? Ich glaube, es ist noch derselbe Mann und derselbe Hund wie vor zehn Jahren!), offeriren elegante Portemonnaies zu fabelhaften Preisen, bieten den „Guide des Etrangers" aus mit schnarrender Stimme, — kurz überall Geschrei, Musik, Lärm, überall Markt...

Ueberall? — Bald hätte ich den Markt vergessen, von dem jetzt ganz Paris spricht; der zwar noch nicht fertig ist, aber wahrscheinlich fertig sein wird, ehe noch dieses Buch in die Hände seiner Leser kommt.

Auf dem Platze des Château d'Eau, zwischen dem Boulevard St.-Martin und dem des Temple, erhebt sich als Pendant zu der gegenüberliegenden Kaserne seit einiger Zeit ein Palast im Stil der Renaissance, von stolzer und eleganter Bauart, mit domartigen Dächern, gleich denen des Louvre oder der Häuser der Place Royale. Der Boulevard, der an dieser Stelle sehr breit wird und sich in einen mit den seltensten Blumenbeeten verzierten Kreuzweg erweitert, dient dem neuen Palast als prächtiger Vorhof. Auf einem mit Karyatiden und Statuen versehenen Portal liest man die in Goldbuchstaben geschriebene Aufschrift:

„Magasins réunis"

und etwas niedriger, auf rothem Grunde in verschnörkelten Buchstaben:

„L'Epargne par la Dépense".

Diese „Vereinigten Magazine" sollen einfach ein Markt oder ein Bazar sein — für alles! Hier soll man von dem kleinsten bis zum größten Gegenstand nebeneinander finden, was die Industrie von Paris, von Frankreich, von der Welt hervorbringt: die indischen Shawls so gut wie das Musselinkleid der Arbeiterin für vier Francs, den Erard'schen Flügel und die Kindertrompete, das Juwelenhalsband und die Stecknadel.

Doch das würde nur großartig sein; das Neue an der Sache ist, daß man hier alles — umsonst bekommt!

Ja, schöne Leserin, staune und gehe in die „Magasins réunis". Du wählst dir dort eine köstliche Brosche und das

allerneueſte Sonnenſchirmchen. Es iſt wahr, man verlangt dir dafür 200 Frs. ab, und du zahlſt ſie auch. Aber das iſt nur pro forma. Denn an der Kaſſe erhältſt du eine Anweiſung, eine ſogenannte „Obligation-warrant", einen Schuldſchein, eine Art von unverzinslichem Papier. Jede von dieſen Obligationen lautet auf 100 Frs.; kaufſt du weniger als dieſe Summe beträgt, ſo erhältſt du einen Interimsſchein, auf welchen dir die Obligation ausgehändigt wird, ſobald der Betrag von 100 Frs. erreicht iſt. Dieſe Obligationen werden verloſt wie jedes andere gute Staatspapier, und nach zwei, höchſtens aber nach 59 Jahren erhältſt du dein Geld wieder zurück. Du präſentirſt alsdann, nach 59 Jahren, wenn du noch lebſt, dein Papier und das Haus zahlt es dir zurück, wenn — es noch beſteht. Man ſagt, daß der Vortheil dieſes Unternehmens auf der Unverzinslichkeit jener Papiere, mir aber ſcheint, daß er vielmehr auf den beiden zuletztgenannten Eventualitäten beruhe.

Der Palaſt bildet ein Parallelogramm, das an der einen Seite in ein Dreieck ausläuft. Zwei Höfe, von denen einer in dem Parallelogramm, der andere ſich in dem Dreieck befindet, ſind mit Säulengängen und Spazierplätzen verſehen. Getrennt werden dieſe beiden Höfe durch einen Seitenflügel, deſſen Erdgeſchoß für die Adminiſtration beſtimmt iſt, während man im erſten Stock einen von oben erleuchteten Saal bemerkt, der für die Gemälde dienen ſoll. Denn es verſteht ſich, daß hier, wo man alles hat, auch Gemälde zu haben ſind.

Wird das Unternehmen reuſſiren? Ich glaube wol; die Leſer kennen meine Anſicht hierüber.

Anderer Meinung jedoch war einer meiner Freunde, Journaliſt, dem ich dieſer Tage davon ſprach.

„Haben Sie die Schlafſäle bemerkt?" fragte er.

„Die Schlafſäle? Wozu Schlafſäle in einem Magazin? Ich habe nur Hunderte von Läden geſehen."

„Und die Ställe?"

„Sie ſcherzen! Was ſollen Ställe in einem Bazar!"

„Und die Reitbahn in dem großen Hofe?"

„Die Reitbahn? Ich habe da nur eine Promenade wahrgenommen."

„Sie ſind ſehr naiv, mein Freund, und Sie kennen Ihr Paris nur halb. Reden Sie doch nicht von Magazinen und einer finanziellen Speculation! Das iſt nur eine Finte, ſag' ich Ihnen, ein Vorwand. Sehen Sie denn nicht dieſe prächtige Lage, und wie man von hier aus, ſozuſagen, Paris in der Flanke faſſen könnte wie in einer Schere? Wenn das Unternehmen misglückt — und es wird misglücken, haben Sie keine Sorge! — ſo kauft der Staat das große Gebäude und macht daraus . . .“

„Was macht er daraus?“ fragte ich im höchſten Grade geſpannt.

„Eine Kaſerne!“

XIV.

Das unterirdische Paris und die Todten.

Von

Julius Rodenberg.

Zuweilen, in dem langen und glänzenden Zuge von Equipagen und Carroſſen, welche zwiſchen den gedrängten Reihen der Fußgänger und den Paläſten hin und her, über den Macadam von Paris rollen, zeigen ſich ſchwarze Wagen, mit ſchwarzen Vorhängen, von Kutſchern geführt in ſchwarzem Mantel, von Pferden gezogen mit ſchwarzen Federn und von Männern gefolgt mit ſchwarzem Flor. Nur ſelten ſtört ein Cortège wie dieſer die allgemeine Circulation; raſch vorüber in dieſem Bilde voll bunter Farben, in dieſem unaufhörlichen Wechſel der Figuren geht der ſchwarze Wagen, mit den ſchwarzen Pferden und den ſchwarzen Männern, ſchüchtern beinahe macht er ſich aus dem Staube, als ob er ſich ſchäme, als ob er Se. Majeſtät das Publikum allerunterthänigſt um Verzeihung bitte, gleich jenem Abbé von Verſailles, welcher ſagen wollte: „Alle Menſchen müſſen ſterben"; aber, den König unter ſeinen Zuhörern erblickend, ſich verbeſſerte: „Faſt alle Menſchen müſſen ſterben."

Nein, mein lieber Leſer! Sogar in Paris müſſen alle Menſchen ſterben. Jener verſchämte Trauerzug brachte einen Menſchen, Mann, Frau oder Kind, die geſtern vielleicht, vorgeſtern gewiß noch in dieſer Sonne von Paris gelebt und gelacht haben, zur ewigen Ruhe — die man hier in Paris nur ſehr weit draußen findet. Der ſchwarze Kutſcher, der ſchwarze Wagen und die ſchwarzen Pferde kennen ihren Weg — ſie machen ihn täglich, wer weiß wie vielmal (drum haben ſie es auch ſo eilig) und die ſchwarzen Männer mit dem Flor, ich habe die Ehre ſie dir vorzuſtellen, ſind „Messieurs les employés des pompes funèbres".

Es iſt wahr: die Menſchen ſterben in Paris ſo gut oder ſo übel wie in aller Welt; aber ſie laſſen ſich ohne viel Umſtände begraben und machen, noch mit einem höflichen Gruß gleichſam, den Lebendigen und dem Leben Platz . . . „Messieurs les employés" . . . wir ſagen: „Leichenbitter, Todtengräber, et hoc genus omne" — und Shakſpeare ſagt:

Ein Grabſcheit und ein Spaten wol,
Sammt einem Kittel aus Lein,
Und, o! eine Grube, gar tief und hohl,
Für ſolchen Gaſt muß ſein . . .

Der Unterſchied iſt, daß die franzöſiſche Höflichkeit bis zu dieſem äußerſten Moment vorhält und bis ins Grab mitgeht und . . . und . . . und dennoch:

. . . eine Grube, gar tief und hohl,
Für ſolch einen Gaſt muß ſein.

Den größten Friedhof von Paris ſieht man nicht mehr. Er iſt geſchloſſen. Niemand kann da mehr hineingehen, weder ein Lebender, noch ein Todter. Es iſt kein Platz mehr darin. Er liegt viele Klafter tief unter der Erde. Viele Millionen Todte ſchlafen dort, übereinander gehäuft in häuſerhohen Haufen, feſt wie die Mauern; Schädel, Gerippe, Beinknochen und Armknochen . . . die Todten vieler Jahrhunderte, hier zuſammengepackt ohne Unterſchied des Ranges, des Standes, des Geſchlechts. Hier gibt es keine Ariſtokratie des Todes, hier herrſcht die fürchterlichſte Demokratie; Prieſter und Gottesleug-

ner, Prinzessinnen und Straßenkehrweiber, die Säuglinge, die Greise, die Mädchen, geknickt wie die Rosen in der Blüte, die Männer, umgehauen wie die Eichen in der Fülle der Kraft, die Mönche und die Soldaten, die eines natürlichen Todes starben auf ihrem Bett, oder die unbeklagt und unbetrauert fielen auf einem Kreuzwege dieser Stadt, oder die da umsanken, das Messer oder die Kugel in der Brust und das Wort ihrer Treue und ihres Glaubens auf den Lippen: sie alle sind hier versammelt, sie alle sind hier eingethan worden, und Gottes Auge wird sie auch hier zu finden wissen, — klaftertief unter der Erde, in der Dunkelheit, unter Millionen von Gerippen — in den Katakomben von Paris!

Diese mächtigen, unterirdischen Kammern, welche sich unter der ganzen Südwesthälfte von Paris dahinziehen, fast bis zur Seine, sind im Verlaufe von Jahrhunderten gewühlt worden: es sind die alten Steinbrüche von Paris. Aus dem Schose derselben nahm Paris das kostbare Baumaterial für seine herrlichsten Bauten; man grub und scharrte und brach immer weiter, bis plötzlich die Sicherheit von Paris selbst dadurch bedroht worden war. Nur eine dünne Erdkruste trennte fortan Paris mit seinem Panthéon, seinem Luxembourg-Palais und all den Quartieren, welche sich im weiten Ring und volkreichen Gassen um den heutigen Boulevard St.-Michel gruppiren von der ungeheuern Erdtiefe; d. h. das ganze Faubourg St.-Michel, St.-Jacques, St.-Marcel, bis an die Grenzen des Faubourg St.-Germain steht auf dem ungeheuern Grabe, welches Paris sich, zu seinen eigenen Füßen, selbst gegraben, und in welches es sich eines Tags stürzen würde, wenn die dünne Kruste zwischen ihm und der Unterwelt nachgäbe.

Dies zu verhindern hat man seit Mitte des vorigen Jahrhunderts unaufhörlich gearbeitet. Man schloß die Steinbrüche und fing an die Höhlen auszufüllen und die Decken zu stützen.

Es war im Jahre 1785. Bis dahin hatte Paris seine Todten immer auf Kirchhöfen bestattet, welche mitten in der Stadt, im Innern derselben lagen. Aber da waren diese Kirchhöfe voll. In Paris sterben jetzt jährlich über 42000 Menschen, also damals im Verhältniß der kleinern Einwohnerzahl starben etwa 20000. Die neuen Ankömmlinge zu fassen

reichten die alten Kirchhöfe nicht mehr aus. Keiner von dieſen Kirchhöfen war älter als derjenige „der Unſchuldigen“ (Cimetière des Innocents); ſchon im Jahre 1186 galt er für alt, er umfaßte zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mehr denn eine Million Särge; der Boden des Kirchhofs hatte ſich durch die Grab auf Grab gepackten Sarg- und Leichenſchichten um acht Fuß gegen die Straße erhöht, und ein einziger Todtengräber (der letzte dieſes Kirchhofs) François Poutrand, welcher dreißig Jahre im Amt geweſen war, hatte hier allein mehr denn 90000 Pariſer zur Ruhe gebettet.

Um die genannte Zeit nun, vier Jahr vor Ausbruch der Revolution, fing man an, die Kirchhöfe an den Außenrändern der Stadt anzulegen und die Kirchhöfe in der Stadt ihres mehr als tauſendjährigen Inhalts zu entleeren. Man wählte zu dem großen Reſervoir, welches die Reſte von vielen (man ſagt ſechs) Millionen Todten aufnehmen ſollte, die Katakomben, welche damals leer und öde unter der Oberfläche von Paris gähnten. Dieſes waren die Bewohner, die man der Unterwelt geben wollte: die Schatten! Zu dem Ende weihete der Erzbiſchof von Paris die unterirdiſchen Räume feierlich, und der große Leichenzug begann: der größte wol, den jemals die Welt geſehen. Man machte den Anfang mit dem Kirchhof der Unſchuldigen, und die Gräber der andern vierzehn bis funfzehn Kirchhöfe von Paris folgten. Nacht für Nacht, bei Fackelſchein und funfzehn Monate lang wurde nun gegraben und gegraben, rollten die Wagen hinaus, mit Moder beladen, verſenkte man, immer tauſend auf einmal, die Reſte der Welt, die vor uns gelebt ....

Dann ſchichtete man im Innern die Gebeine auf, baute Altäre daraus, ließ ſich die Schlüſſelbeine kreuzen, ſetzte augenloſe Schädel darüber, decorirte dieſe ungeheuern Kammern des Todes auf das phantaſtiſchſte, gab den Tafeln Inſchriften aus der Bibel, den Galerien Namen und bezeichnete die Straßen, die ſich gebildet, nach den Straßen, die in Paris zu Häupten mit ihnen correſpondiren. So hat ſich denn unter dem Paris, durch welches wir kutſchiren und flaniren, in welchen wir Cigarren rauchen und Wein trinken und tanzen und luſtig ſind, ein

anderes Paris gebaut — eine Todtenſtadt, lichtleer, bis auf das rothe Laternchen des Arbeiters, welcher darin umherkriecht, geräuſchlos, tonlos, bis auf das dumpfe Rollen ſeiner Karre, mit der ſchweren, dumpfen, feuchten Luft der Erdtiefe, mit den Schrecken des Todes ringsumher. Tagelang kann man in dieſer Stadt irren, bis man erſchöpft niederſinkt, ohne den Ausweg zu finden. Selbſt die Eingeweihten finden ſich nur nach gewiſſen ſchwarzen Strichen und Zeichen zurecht, mit welchen ſie die einſt weißen Stein- und Knochenwände markirt haben. Denn endlos, zuweilen im Cirkel, zuweilen in unentwirrbaren Verſchlingungen, windet ſich dieſes Straßennetz unter der Erde, von jenen Wänden flankirt, aus denen der Todtenſchädel in unaufhörlicher Wiederkehr herabgrinſt, zähnefletſchend, mit dem gräßlichen Lachen, das dieſen leeren Augen- und Naſenhöhlen, dieſen breiten, lippenloſen Kiefern eigen, dem grauenhaften Humor des Todes, welcher die Furcht, die Bangniß, zuletzt aber die Verzweiflung, die Wuth des Lebens herausfordert. Unglücksfälle der verſchiedenſten Art, die ſich zuletzt immer mehr häuften, haben die Obrigkeit veranlaßt, den Beſuch der Katakomben für alle ohne Ausnahme zu ſchließen; nur die Arbeiter, die dazu verdammt ſind, in dieſem Paris des Schreckens unaufhörlich thätig zu ſein, damit das Paris der Luſt und des Vergnügens ſicher ſei, nur ſie wandern täglich über die Galerien aus Menſchengebein und durch die Straßen aus Todtengerippen, und einmal jedes Jahr hält eine Commiſſion ihren Umzug, der ſich zuweilen auf eine beſondere, jedoch ſehr ſchwer zu erlangende Erlaubniß einige Neugierige anſchließen. Siebzig verſchiedene Treppen führen aus den verſchiedenen Gegenden von Paris zu den Katakomben hinunter; die beiden Haupteingänge ſind in der Ebene von Montſouris, dicht unter der Feſtungsmauer von Paris, vor welcher ſich im Thal der Bièvre die neuen Steinbrüche von Paris befinden, und im weſtlichen Hofe der ehemaligen Barrière d'Enfer, wo man eben eine Trauerkapelle errichtet hat für die Feier der Gedächtniß-Gottesdienſte.

Nach jenem großen Leichenzuge des Jahres 1785 bewegte ſich nur noch einmal ein allerdings viel kleinerer, aber nicht weniger ſchrecklicher Conduct nach den Katakomben: am Tage nach den Septembermetzeleien vom Jahre 1792. Da wurden

in die Tiefe der Steinbrüche von Paris die noch blutenden Reſte dieſer ſchönen, dieſer liebenswürdigen, dieſer über den Tod hinaus getreuen Freundin Marie Antoinette's, der Prinzeſſin Lamballe geworfen. Eine Tafel mit der Inſchrift: „Massacres de 2 et 3 Septembre 1792" bezeichnet in den Katakomben den Platz, wo die grauſam Gemordete, die Schuldloſe, dieſes reinſte Opfer der Revolution, mit tauſend andern, Soldaten und Geiſtlichen, Männern und Frauen, die während derſelben zwei Tage in den Gefängniſſen geſchlachtet wurden, zuſammenruht, unterſchiedslos, nicht mehr zu erkennen . . . Aber ſie iſt nicht vergeſſen! Ihr ſchönes Bild lebt im Herzen der Dichter; ſie werden niemals aufhören, ihr ſüßes Lächeln, ihr goldenes Haar und ihre blauen Augen zu verherrlichen.

Raſch in Paris folgt das Leben dem Tode, und eine Revolution der andern, die den Boden aufwühlt.

Wir haben in dem vorhergehenden Kapitel geſagt, wie noch in der frühern Zeit der Markt an den Kirchhof ſtieß; ja, das eine ſchien mit dem andern in jener Gegend von Paris, wo heute die Centralhallen ſtehen und damals „Cimetière" und „Marché des Innocents" ſich befanden, um den Vorrang zu kämpfen, bis die Todten zuletzt verdrängt wurden. Die prachtvolle Fontaine des Innocents, gegenwärtig von einem reizenden Square und Blumenbeeten umgeben, iſt das einzige Denkmal, welches ſtehen blieb; ein anderes, damals nicht minder berühmtes Sculpturwerk, die ſogenannte „Croix Gaſtine", nahm man bei jener großen Auswanderung der Todten mit und ſetzte es an einen der Eingänge der Katakomben. Allein nicht lange ſollte es da ſtehen: mitten in der Revolution, etwa 1793, verkaufte man das Terrain, und errichtete an der Stelle, wo die „Croix Gaſtine" geſtanden — einen Tanzſalon.

Das, wenn irgendetwas, war ein Todtentanz, eine „danse macabre"; nun tanzte man wirklich auf einem Grabe!

Der Tanz und der Tod: das war die große Manie jener grauenhaft blutigen Tage, wo der Patriotismus zu einer Art von raſender Krankheit geworden und das Grab alle ſeine Schrecken verloren hatte. Der Tod ging voraus, und

der Tanz folgte mit einer schamlosen Verwilderung der Sitten. Ich weiß nicht, ob die Tänzerinnen, sagt Mercier, die republikanischen Regierungsformen von Griechenland sehr geliebt haben würden; aber sie haben für die Form ihres Putzes diejenige von Aspasia zum Muster genommen: die Arme nackt, den Busen entblößt, die Füße mit Sandalen bekleidet, die Haare zu Zöpfen geflochten um ihren Kopf . . . Das Hemd ist verbannt, denn es dient nur, die Umrisse der Natur zu entstellen; es ist obendrein unbequem; und das Corset in fleischfarbener Seide, welches sich um die Taille schließt, läßt alle geheimen Reize nicht mehr errathen, sondern deutlich sehen. Das nennt man: à la sauvage gekleidet sein. Nachdem man um die Guillotine die Carmagnole getanzt hatte, tanzte man nun auf den Kirchhöfen, in den Kirchen, in den Gefängnissen, in den Schlössern. Man tanzt, schreibt unser Gewährsmann aus jener Zeit, im Kloster der Karmeliter, wo man gewürgt hat; im Noviziat der Jesuiten, im Kloster der Karmeliterinnen des Marais, in dem der Filles der Ste.-Marie und in drei zerstörten Kirchen meiner Section. Man tanzte im „Elysée national", demselben Palais, in welchem der weiland Präsident den Staatsstreich von 1851 ersann und ausführte. Man tanzte im Pavillon d'Hanovre, jenem Haus mit Rundbau auf dem Boulevard des Italiens, welches man noch heute sieht mit dieser Inschrift: „Argenterie Christofle." Man tanzte in dem Hotel Thelusson, in der Rue de Provence, dem Hause des großen Bankiers, bei welchem einst Necker, der Vater der Staël, Buchhalter gewesen; in diesem Hotel begannen jene gräßlichen „bals à victime", zu welchen nur Tänzer und Tänzerinnen Zutritt hatten mit einem Flor um den Arm und einem Certificat, daß sie entweder Mutter, Vater, Gatten, Gattin, Bruder oder Schwester unter dem Eisen der Guillotine verloren hatten. „Der Tod von Seitenverwandten gab nicht das Recht, einem solchen Feste beizuwohnen."

Ein Ball-Etablissement ward auf dem Kirchhof St.-Sulpice errichtet; die Pforte war mit einem von Rosalicht erleuchteten Transparent geschmückt, auf welchem man die Worte las: „Bal des Zéphyrs." Aber diese Pforte trug auch noch die Embleme, welche im Jahre 1785, bei dem großen Leichen-

transport, nicht ausgelöſcht worden waren: einen Schädel mit Fledermausflügeln, ein Paar Schlüſſelbeine, gekreuzt, ein leeres Stundenglas und die Inſchrift: „Hier ruhen jenſeit der Furcht diejenigen, ſo eine ſchöne Hoffnung erwarten.“ Sie, die in den Gräbern geruht, waren kopfüber kopfunter ſeit zwölf Jahren in die Katakomben geſtürzt; aber auf den Leichenſteinen, die noch hier und da lagen, ſaßen jetzt Liebespaare, während aus der Kirche die Ballmuſik ſchallte.

Der Sturm der Revolution hat auch andere Gräber geſprengt. Der Leichnam Richelieu's ward aus der Sorbonne geriſſen, und erſt neuerdings (December 1866) iſt ſein Kopf, braun, knöchern, mit halb abgefaulter Naſe, mächtiger Stirn, ſtarkem Unterkiefer, fünf ſcharfen Zähnen im Oberkiefer und ein paar Barthaaren, ſtruppig wie die einer Katze, wieder ausgeliefert und im Mauſoleum der Sorbonne feierlich beigeſetzt worden. Aber auch die Reſtauration hatte keine Scheu vor dem Sacrileg der Gräberzerſtörung: ſie riß 1814 Voltaire und Rouſſeau aus dem Panthéon, ſteckte die halbverweſten Leiber der beiden Philoſophen in Säcke und warf ſie in die Bièvre, einen kleinen Seitenfluß der Seine. Das Herz Voltaire's iſt gerettet und ſteht, ein Geſchenk des Kaiſers, in dem Münzcabinet der Bibliothek der Rue Richelieu, in einem vergoldeten Metallkaſten mit der Inſchrift: „Das Herz Voltaire's, welcher ſtarb in Paris am 30. Mai 1778.“ Aber die Schändung ſeiner Aſche iſt noch nicht geſühnt; dafür geſchah es, daß man jetzt die Errichtung ſeiner Statue durch Beiträge des Volks ins Werk zu ſetzen beabſichtigt.

Von den andern im „Panthéon der großen Männer“ beſtatteten Todten der Revolution entfernte man ſchon 1793, auf Befehl des Convents, Mirabeau wieder als „Verräther“ und brachte ihn nach dem ehemaligen Kirchhofe Clamart, gegenwärtig als anatomiſches Theater für die Secirübungen der Studenten benutzt, während man Marat's Reſte zwei Jahre ſpäter in die Kloaken warf. Robespierre und ſein Freund St.-Juſt fanden ihre Ruheſtätte, da der Kirchhof der Madeleine, der Begräbnißplatz der Guillotinirten, gefüllt war, als ſie fielen, auf dem Cimetière des Errancis. Aber nicht lange, ſo ward auch auf dieſem Kirchhofe ein Ballſaal errichtet, wel-

cher bis vor kurzem beſtanden hat. Da riß man ihn nieder und baute nun Häuſer an der Stelle; und Robespierre, über deſſen Leiche die Revolution, das erſte Kaiſerreich, die Reſtauration, das Bürgerkönigthum und das zweite Kaiſerreich noch getanzt, liegt jetzt vergraben und vergeſſen unter der Grundmauer irgendeines der Häuſer an der Ecke der Rue du Rocher, nicht weit von der Rue St.-Lazare und der Chapelle Expiatoire, dort, wo die Aſche der getreuen Schweizer und der getreuen Eliſabeth ruht um die Gräber, in welchen die Leichen Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's unerkannt lange gelegen haben.

Nachdem am 21. Jan. 1793 Ludwig XVI., „ein abgehagerter Mann, in braunem Rock und mit langem Bart", auf der Guillotine geſtorben war unter dem Rufe Santerre's: „Tambours!" und dem Rufe ſeines Seelſorgers, des Abbé Edgeworth: „Fils de St-Louis, montez au ciel!" — da verſcharrte man ſeine Leiche, mit einem blutigen Strich um den Hals und, wie bei allen Guillotinirten, mit dem Kopfe unter dem Arm, irgendwo auf dem Kirchhofe der Madeleine, der ſich hinter der Stelle ausdehnte, wo heute die Kirche der Madeleine ſteht. Mit grauſamer Ironie hatte man gerade dieſen Ort gewählt, um hier zuerſt die am 10. Aug. gefallenen Schweizer und dann den König zu begraben; denn hier ruhten, ſeit damals dreiundzwanzig Jahren die unglücklichen Opfer des Tags, an welchem das in jener entſchwundenen Zeit ſo enthuſiaſtiſch begrüßte junge Paar, der Dauphin und der Dauphine, ihren Einzug in Paris hielt — ominöſer Tag, wo die Schaugerüſte brachen und mehrere hundert Zuſchauer unter ihren Trümmern begruben; man ſagte, dieſe Verunglückten hätten den König und die Königin nachgezogen und ihnen gleichſam den Weg gewieſen. Hierher brachte man am 16. Oct. die Leiche der Königin, Maria Thereſia's Tochter, die würdig ihres vorangegangenen Gemahls geſtorben, — man warf ſie auch irgendwohin auf dieſen Kirchhof, und die Jahre rauſchten vorüber. Aber eine treue Hand hatte den Ort bezeichnet, wo der König, und den andern Ort, wo die Königin ruhte. Ein ſchlichter Bürger von Paris, deſſen Name aufbewahrt zu werden verdient, Monſieur Desclozeau, kaufte den Kirchhof, als er ex-

propriirt wurde; und indem er ihn in einen Garten verwandelte, ward es ihm möglich, ohne Verdacht zu erregen, Cypreſſen auf die Gräber der königlichen Todten zu ſetzen und ſie mit Trauerweiden zu umgeben.

Als die Bourbonen heimgekehrt waren, machte der treue Hüter dem König Mittheilung von ſeinem Geheimniß; und es war am 19. Jan. 1815, als die beiden Särge der königlichen Dulder von 1793 wieder ans Tageslicht gebracht wurden. Welch ein Anblick, als die morſchen Särge zum Vorſchein aus der Erde kamen, als man die Breter öffnete, die Leichen fand — noch mit dem Strich um den Hals, da wo das Fallbeil den Kopf vom Nacken getrennt hatte!

Unter denen, welche dieſer erſchütternden Scene beiwohnten, befand ſich auch François René Vicomte de Chateaubriand; einem der älteſten und edelſten, aber verarmtem Geſchlecht entſproſſen und geboren in einem der feudalen Schlöſſer der Bretagne, hatte er zu Verſailles noch den letzten Schimmer der abſoluten Monarchie in der Umgebung Marie Antoinette's geſehen. Als er dieſer bezaubernden Frau zuerſt vorgeſtellt ward, ergriff ihn, ſo erzählt er in ſeinen „Mémoires d'outre-tombe", eine Eigenthümlichkeit in ihrem Lächeln, welche er niemals wieder vergeſſen konnte. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution hatte er Frankreich verlaſſen, und während in der Alten Welt, ſeiner Heimat, die Monarchie zuſammenſtürzte, wanderte er durch den Urwald und an den Seen der Neuen Welt. Als er nach Frankreich zurückkehrte, da waren die Tage des Schreckens vorüber, und Napoleon herrſchte. Dieſer machte den Verſuch, den berühmten Verfaſſer des „Génie du Christianisme" für ſich zu gewinnen; aber das Herz ſträubte ſich dagegen, es gab keine Sympathie zwiſchen dem Imperator und dem Mann, der die Summe ſeines Lebens in dieſe Worte zuſammengefaßt: „Wie die Wolken; gleichſam Schiffe; nur ein Schatten" (Sicut nubes; quasi naves; velut umbra). Er hatte ſich dem Verſtändniß ſeiner Zeit entfremdet; aber eins hatte er nicht vergeſſen, eins war ihm treu geblieben, wie ſich auch alles ringsum verwandelt hatte: das Andenken der holden, lächelnden Königin, wie er ſie einſt in den Gemächern von Verſailles geſehen hatte. Die Erinnerung an die Eigenthümlich-

keit dieſes Lächelns war es, die ihn in den Stand ſetzte, die Leiche zu identificiren, als ſie am Morgen jenes 19. Januar nach einundzwanzig Jahren der Vergeſſenheit wieder ans Licht gebracht wurde: „Ueber all die Trümmer hinüber, die dazwiſchenlagen, erkannte ich in dieſen Zügen, obwol vom Tode gräßlich entſtellt, das Bild meiner Jugend wieder — das Lächeln der Königin!“

Dicht hinter der Madeleine, dieſem Tempel, welcher dem Ruhm der Großen Armee gewidmet werden ſollte, aber, beim Sturz des Kaiſerreichs unvollendet, dem Gott gewidmet ward, welcher mächtig iſt über den Ruhm und den Sturz der Fürſten — — dicht hinter der Madeleine, wenn man vom Boulevard Malesherbes rechts in die Rue Lavoiſier einbiegt, kommt man zu einem ſtillen Grundſtück, von Gittern eingeſchloſſen, mit einer kleinen Kapelle von weißem Stein in der Mitte und ganz umgeben von Raſen und Trauerbäumen, die auch im Winter grün ſind.

Dies war der Kirchhof der Guillotinirten, und der ſteinerne Bau, von dunkelm Grün umdüſtert, iſt die „Chapelle Expiatoire“, welche man dort „zur Sühne“ 1823 errichtet.

Es war an einem Sonntagmorgen im December, als ich hierherkam. Ueber den dumpfen Räderlärm von Paris hallten die Glocken zu mir herüber. Die Luft war feucht und blau. Mein Herz war voll von Erinnerungen. Von einem jungen Mädchen geführt, welches ernſt war, wie der Ort, an dem ſie lebte, ging ich durch die mit Buchsbaum bekleideten Beete zu beiden Seiten, unter welchen zahllos, namenlos, die Opfer der Revolution ſchlummern. Ich ſtieg die Stufen der Kapelle hinan, welche den Raum umſchließt, wo die beiden Gekrönten Ruhe gefunden nach einem qualvollen Leben und einem furchtbaren Tode. Zu meinen Füßen, in der Krypta, ſtand der Sarkophag, dieſe Stellen bezeichnend, und die Erde bewahrend, welche den Sarg des Königs und den der Königin umſchloſſen gehalten. Das ewige Licht brennt darüber. Hier wird alle Morgen um 9 Uhr eine Meſſe celebrirt; und jedes Jahr, immer an den Tagen des 21. Januar und des 16. October, ein Trauergottesdienſt gehalten, zu welchem jedermann kommen kann;

„aber nur noch ſehr wenige kommen", ſagte mir das Mädchen; „alle Jahre weniger." Unter den Grundmauern iſt die Aſche der Schweizer, mit denen ſich die der frommen Eliſabeth gemiſcht hat. Es war nicht möglich, ihre Identität bei den Ausgrabungen feſtzuſtellen. Doch hat man ihrer in dem Marmorbild nicht vergeſſen, welches der Königin, ihrer Freundin, ihrer Schweſter in Leid und Kümmerniß, errichtet worden: die Königin, ein ſchönes Weib mit aufgelöſten Haaren, in liliengeſticktem Gewand, mit der Krone, die zu Boden gefallen — mit jenem Ausdruck irdiſchen Schmerzes im Geſicht, der ſie feſthielt noch im Entſchwinden, als könne ſie die Welt nicht verlaſſen, auf der ihre Kinder noch ſind. Aber Madame Eliſabeth, als Engel mit dem Kreuz, weiſt aufwärts gen Himmel, der ſich öffnet, um ſie zu empfangen; und gegenüber der König iſt dargeſtellt, wie er im Gebet voll reiner Verklärung emporſchaut und inbrünſtig nach der Barmherzigkeit verlangt, die ihn erwartet — ſein letztes Wort, ſein Teſtament: „Je pardonne de tout mon coeur à ceux qui se sont fait mes ennemis." . . .

Ja mein Herz war voll von Erinnerungen! Tagelang war ich geſchweift durch die ehemals königlichen Schlöſſer, welche jetzt, im Winter, ſehr einſam waren. Das trübe Licht des kurzen Tages fiel herein durch die hohen Fenſter und erleuchtete nur dämmerig die weiten, prächtigen Säle. An den Thüren überall ſtanden die Pförtner in ihren geſtickten Röcken; aber es war niemand da, außer mir, den ſie empfingen. Von den Wänden ſahen die Gemälde herab, die Porträts derer, die mir aus der Geſchichte ſo wohl bekannt waren. Manch eines meiner Lieblingsgeſichter erblickte ich darunter, die ſchönen Frauen des Großen Jahrhunderts, die feinen Köpfe, die ausgezeichneten Geiſter des folgenden. O welch eine Schar lachender, reizender, übermüthiger Geſtalten ſah da auf mich herab, während ich über das koſtbare Parket ſchritt und durch die großen Scheiben von draußen her die düſtere Landſchaft blickte, der entblätterte Wald, das dunkle Gewäſſer, der bleiche Raſen vom Nebel geſeuchtet, und der graue Himmel. Wie waren da die Gärten von Verſailles ſo ſtill, die Pfade ſo

leer, die Grotten ſo verlaſſen, und ſo öde dieſe umfangreichen Rondels, wo keine Fontainen ſprangen, keine Cascaden rauſchten! Es war das winterliche Schweigen, die Einſamkeit, der Trauerflor in der Natur, der mich auf dieſen Schauplätzen einer lange todten und entſchwundenen Vergangenheit mehr bewegte, als der Sonnenſchein, der Feiertag und die fröhliche Menge jemals vermocht. Da war ich auch in Kleintrianon. Der Himmel hatte ſich gegen Abend geklärt. Im Weſten ging die Sonne unter gelben Wolken nieder; im Oſten kam der Mond herauf. Sein erſter Strahl zitterte durch die Schalter, als ich die Gemächer betrat, in denen Marie Antoinette gelebt, da ſie noch glücklich war. Noch ſtanden die Seſſel und die Möbel da, weiß mit grün; noch ſtanden die Tiſche, die Teppiche bedeckten den Boden, das Lager war bereitet. Es ſchien als ob alles noch ihre Rückkehr erwarte. Auch die Uhr auf dem Kamin ging noch; aber der eine Zeiger war gebrochen, und die Uhr ging falſch. Das war es, was mich am tiefſten ergriff in Kleintrianon. Dann wandelte ich in ſanftem Abendlicht durch den Park. Ein leiſes, lauliches Wehen ſtreifte die Bäume, der Epheu an dem Schweizerhäuschen zitterte, die Lorberhecken flüſterten wie im Traum. Kein Menſch war hier zu erblicken, außer einem Soldaten, welcher, in den braunen Mantel gehüllt, in der Entfernung ſchilderte. Gelb von dem Widerſchein des Himmels ſtrahlte der See, und einige Schwäne ruderten geräuſchlos auf ſeiner leuchtenden Fläche . . .

Man brachte die ſterblichen Reſte von Ludwig XVI. und Marie Antoinette nach St.-Denis, in den Dom. Dort ruhen ſie nun in der Krypta, während die Gebeine der andern 25 Könige Frankreichs und die des Großen Monarchen darunter, nebſt 10 Königinnen, 84 Prinzen und Prinzeſſinnen, von den Jakobinern des Jahres 1793 in zwei Kalkgruben geworfen worden ſind. Wie lautete doch das Wort Boſſuet's, des unerſchrockenen Predigers, welches er, kühner als der Abbé, von dem wir geredet, in der Schloßkapelle zu Verſailles vor Ludwig XIV. ſprach? „Sire", ſagte er, „die Königreiche müſſen ſterben, wie die Könige!"

Und ſie ſind geſtorben; kaum daß ſich von einigen noch die (1816) wieder zuſammengeſuchte Aſche bewahrt hat in jenem

alten Dom, der ſie alle überlebt, und in welchem in dem Augenblick, wo ich ihn beſuchte, Kaiſer Napoleon der Dritte ſich und den Seinen ein Erbbegräbniß mauern ließ.

Die Herzogin von Angoulême, Marie Thérèſe Charlotte, Tochter Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's, ward zwei Jahre nach dem Ende ihrer Aeltern der Freiheit und denen wieder zurückgegeben, mit denen das Band der Verwandtſchaft ſie noch auf Erden verknüpfte. Sie hat die düſtern Eindrücke der Jugend niemals überwinden können: über der urſprünglichen Liebenswürdigkeit und Generoſität dieſer unglücklichen Frau lag ein Schleier der Melancholie und Unpopularität. Sie hat, man darf es nicht leugnen, zum endlichen Sturz der Bourbonen das Ihrige beigetragen. Aber doch hat ſie der Lehren ihres Vaters nicht vergeſſen: ſie war mildthätig gegen alle, auch gegen ihre Feinde; in der Liſte ihrer Penſionäre befand ſich der Name: Charlotte Robespierre. Es war die in Armuth halb verkommene Schweſter des weiland Deputirten von Arras. Die Herzogin ſtarb in der Verbannung, und ihr Leichnam ruht neben ihrem Gemahl, dem Sohne Ludwigs XVIII., und ihrem Oheim Karl X. in der Gruft von Caſtagnavizza bei Görz. Ueber das Schickſal ihres Bruders, des letzten Dauphin, Ludwig XVII. genannt, jenes unglücklichen Knaben, der im Temple unter Hunger und Mishandlungen verkam, iſt man nicht genau unterrichtet. Soviel iſt gewiß, daß er noch vor der Wiederkehr geordneter Zuſtände in Frankreich erlag, und man glaubt, daß er auf dem ehemaligen Kirchhof Ste.-Marguerite beſtattet worden ſei, bei der Kirche gleichen Namens, rechts von der Rue de Charonne, zwiſchen der Rue du Faubourg St.-Antoine und dem Boulevard du Prince Eugène.

Noch manche Grabſtätten der Revolution finden ſich außer den genannten in Paris. So der „Friedhof der Hingerichteten von Picpus" (Cimetière des suppliciés à Picpus), ein hochummauerter kleiner Gottesacker, der nun geſchloſſen iſt, aber einen Thürhüter hat, der ihn für funfzig Centimes ſehen läßt. Dieſer Ruheplatz einer großen Anzahl von illuſtren Todten befindet ſich in der Rue de Picpus, einer engen und obſcuren Straße, rechts von der Barrière du Trône. Man verdankt die

Erhaltung deſſelben der Prinzeſſin Amalie von Hohenzollern, der Schweſter jenes unglücklichen Prinzen Salm, von dem wir in einem frühern Kapitel erzählt, daß er vier Tage vor dem Fall Robespierre's hingerichtet ward unter der Anklage: geheimer Agent der deutſchen Coalition gegen Frankreich zu ſein. Sie kaufte — wir entlehnen dieſe Notiz dem Buch des Hrn. Fournier — das dem Hinrichtungsplatz benachbarte Terrain, wo der Prinz mit dreizehnhundert andern Schlachtopfern ruhte, indem ſie hoffte, daß ſie ihn aus dieſem Haufen Geköpfter erkennen würde. All ihre ſchmerzliche Sorge war unnütz. Sie hatte nichts als den Troſt, dieſen Platz, welcher den Kanoniſſinnen von Picpus einſt als Kirchhof gedient hatte, von neuem conſecriren und mit Mauern einſchließen zu laſſen.

Man wird ſich erinnern, daß die Guillotine, nachdem die Pariſer des Anblicks der beſtändigen Hinrichtungen müde geworden, zu Anfang des Jahres 1794 von dem Revolutionsplatz (der heutigen Place de la Concorde) weit hinaus an das Ende der Stadt, nach der Barrière du Trône transportirt wurde. Dort arbeitete ſie gleichſam im ſtillen weiter, und einige von den edelſten und erlauchteſten Köpfen Frankreichs fielen dort, vor dem Schluß ihrer verhängnißvollen Thätigkeit, unter ihrem Meſſer. Ja, es ſchien, als ob ſie, des nahen Endes gewärtig, mit doppelter Schnelligkeit arbeiten wolle: Tag um Tag gingen die ſchauerlichen Conducte von der Conciergerie nach der Barrière „des umgeſtürzten Thrones", und man begrub die blutigen Cadaver in der Nachbarſchaft, auf dem ehemaligen Kirchhofe der Kanoniſſinnen. Hier ruhen die nicht genug zu beklagenden Opfer, welche, man könnte ſagen, nur aus einem Irrthum gefallen: dicht vor dem tragiſchen Ende Robespierre's, welches mit einem Schlag auch die Guillotine zum Stillſtande brachte. Hier ruht André Chénier, Frankreichs erſter Romantiker, der größte von allen Dichtern der Revolution, der ihr Morgenroth mit Enthuſiasmus grüßte, aber, als es ſich in Blut verwandelte, voll hohen Muthes Front machte, die Männer des Schreckens mit allen Waffen der Poeſie, des Geiſtes, des Witzes, des Ingrimms zuletzt bekämpfend — und in dieſem Kampfe ſtarb. Sein ſchönſtes Gedicht (es iſt von Emanuel Geibel überſetzt) ſchrieb er im

Gefängniß von St.-Lazare, das berühmte „Lied von der jungen Gefangenen" (La jeune captive): „der melodiöſeſte Seufzer, der jemals aus der Spalte eines Kerkers gedrungen iſt", ſagt Lamartine. Die junge Gefangene war das Fräulein von Coigny, Herzogin von Fleury, der er einen „Cultus des Enthuſiasmus und der Ehrfurcht widmete, noch rührender durch den Schatten des frühzeitigen Todes, welcher bereits dieſe Räume bedeckte". In ſeinem letzten Gedicht, kurz vor ſeinem Tode, beſchrieb er in wunderbar reizenden Verſen den Gang des Uhrzeigers, wie er ſeinen traurig-unerbittlichen Weg bis zu dem Moment vollendet, wo die Hand des Todes ſein Auge zudrücken würde. Dieſer Uhrzeiger wies auf eine von den Morgenſtunden des 25. Juli 1794. Als er auf dem Schaffot ſtand, ſchlug er ſich mit der Hand vor den Kopf: „C'est pourtant dommage", rief er, „car il y avait encore quelque chose là!" Hierauf rollte der Kopf nieder, und manch ein großes ungeſungenes Lied mit ihm — zwei Tage vor dem 9. Thermidor, der ihn gerettet haben würde! Acht Tage vorher fiel ein anderes Opfer, welches vielleicht noch grauſamer war: eine Montmorency, die letzte Aebtiſſin von Montmartre. Sie war eine hohe Achtzigerin und vor Alter blind und taub. Als die unglückliche Dame vor dem Revolutionstribunal ſtand, konnte ſie die an ſie gerichteten Fragen weder hören noch beantworten. Einer der Geſchworenen machte den öffentlichen Ankläger darauf aufmerkſam, und wagte zu bemerken, daß gegen eine Greiſin, welche blind und taub ſei, ſich die Anklage eines Complots nicht wohl aufrecht erhalten laſſe. Aber Fouquier-Tinville rief: „Qu'importe? Elle a conspiré sourdement!" .... und ſchon andern Tags lag ihr Leichnam auf dem Kirchhof von Picpus.

Der Kirchhof von Picpus iſt daher den Legitimiſten noch immer heilig. Hierher haben ſich viele von den Montmorencys und Noailles tragen laſſen, um ihre Aſche mit derjenigen der Opfer zu miſchen, welche die Revolution ihren Häuſern genommen. Hierher ließ ſich auch (1834), um bei ſeiner Gemahlin zu ruhen, deren Vater, der Herzog von Ayne, einer von den dreizehnhundert Geköpften war, Lafayette tragen — er, der als der erſte das Schwert der Revolution aus der Scheide gezogen; und

hierher ward erſt vor drei Jahren der Leichnam des Herzogs von Lévis gebracht, welcher zu Venedig in der Umgebung des Grafen von Chambord geſtorben.

Eine andere von dieſen Stätten, ſchmerzlichſter Erinnerungen voll, iſt in dieſem Augenblick dem Untergang geweiht, vielleicht ſchon verſchwunden, indem ich ſchreibe. Es iſt die ſogenannte „Kapelle der Märtyrer" (Chapelle des Martyrs), letzter Reſt des Karmeliterkloſters der Rue de Vaugirard. Hier fand jene maſſenhafte Niedermetzelung der Prieſter ſtatt, die gräßlichſte Epiſode der Septembermorde; der Fußboden der Kapelle trug noch nach fünfundſiebzig Jahren die Blutſpuren jener ſchaudervollen Tage. Die Bänke waren noch ganz mit dunkeln Flecken des Bluts, das ſie eingeſogen, bedeckt; und da, wo ſpäter der Altar aufgeſtellt ward und wo man ihn bis zuletzt ſah, zeigte die Mauer von unten auf eine ſchwarze Färbung, die der Zeit nicht wich: das Blut der Ermordeten, welche dort, vor ihrer Verſcharrung, haufenweiſe ſo hoch aufgeſchichtet lagen! Nach dieſen Gräuelthaten ward das Kloſter an den ehemaligen Gärtner deſſelben vermiethet, welcher darin einen Ball etablirte, „le bal à tilleuls". Etwas ſpäter, gegen Ende des Jahres 1793, ward es in ein Revolutionsgefängniß verwandelt. Der Verfaſſer hat noch hinter umfangreichen Mauern den großen und düſtern Garten geſehen, in welchem einſt die Gefangenen promenirten, die alten hohen Bäume, die Raſen, die umgeſtürzten Fontainen. Man hat ihm einen Eibenbaum darin gezeigt, welcher alle Jahre, bei der Wiederkehr des Septembertags, von dem zweiten auf den dritten, Blut ſchwitzen, und einen andern Baum derſelben Gattung, unter welchem man die Gemordeten tief vergraben haben ſoll. In dieſen Gängen und unter dieſen Bäumen irrten drei ſchöne Frauen, welche hier Freundſchaft ſchloſſen und, ſchon dem Tode geweiht, doch das Licht und das Leben noch einmal grüßen ſollten: Lady Grace Dalrymple Elliott, dieſes holdſelige Weib aus Schottland, deren Geſchichte ich anderswo erzählt habe; die Gräfin Cabarrus, welche von Tallien geliebt und ſpäter ſeine Gemahlin, der eigentliche Grund zum Sturz Robespierre's ward, und Joſephine Beauharnais — beſtimmt, die Gattin Bonaparte's, die Kaiſerin Joſephine zu werden; die er liebte,

ſelbſt als er ſich von ihr getrennt hatte; die ſein Schutzgeiſt war, von dem er ſich nicht ungeſtraft losgeſagt . . .

Flüchtig, an ihrer Gruft bei Malmaiſon, ſtand der Kaiſer nach dem Unglückstage von Waterloo. Vollzogen hatte ſich das Schickſal an ihm, welcher der Revolution, ſeiner Vergangenheit und der Tochter des franzöſiſchen Volks untreu geworden war, um durch ſeine Vermählung mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin in die Reihe der legitimen Fürſten einzutreten. Hier, in Rueil, an Joſephinens Grabe, mag er den Irrthum ſeines Lebens bitter beklagt haben. Aber es war zu ſpät: ſie war am 29. Mai 1814 geſtorben und er — auf dem Wege nach St.-Helena.

Doch das Grab wird die beiden lange Getrennten vereinigen: in der Kaiſergruft von St.-Denis, ſobald ſie vollendet, werden Joſephine Beauharnais und Napoleon Bonaparte ſich wiederfinden.

Jetzt noch ruht des Kaiſers Aſche im Invalidendom. — Wenn man rückwärts denkt, fühlt man ſich nicht verſucht zu ſagen: daß dieſe Aſche des todten Kaiſers der mächtigſte Bundesgenoſſe des lebenden Kaiſers geweſen, ſein Herold? Guizot erzählt in dem Theil ſeiner „Mémoires", welcher ſeinen Aufenthalt am Hofe von St.-James und ſeine Verhandlungen mit demſelben wegen der Zurückführung der Leiche Napoleon's von St.-Helena nach Frankreich ſchildert: daß der Prinz Ludwig Napoleon, der damals das Leben eines Abenteurers in London lebte, ein Schiff ausgerüſtet habe oder ausrüſten wollen, um dem Prinzen von Joinville den Sarg, in welchem ſein Oheim ruhte, auf offenem Meere abzunehmen. Wie thöricht, wenn der Prinz, der ſich gegenwärtig „durch die Gnade Gottes und den Willen der Nation Napoleon III." nennt, einen ſolchen Gedanken gehegt oder auszuführen verſucht!

Man muß nur die Schilderungen jener uns noch ſo nahen Zeit leſen, um zu begreifen, daß nichts hätte geſchehen können, um den Enthuſiasmus des Volks für den Kaiſer und das Kaiſerthum ſo gewaltig anzufachen, als jenes „zweite Begräbniß Napoleon's". Wie ein Geiſt ging da das erſte Kaiſerthum

durch Frankreich, um es vorzubereiten für das zweite! Da ſah man die kaiſerlichen Farben wieder, welche die Herzen entzündeten; das kaiſerliche Wappen, das „N“ mit der Krone, die kaiſerlichen Bienen und die kaiſerlichen Adler! Pferde in kaiſerlichem Geſchirr zogen den Trauerwagen, welcher bedeckt war mit dem kaiſerlichen Violett; Kutſcher in den kaiſerlichen Livreen führten die Pferde, — unter den alten Röcken der Invaliden klopften noch einmal die Herzen hoch auf, aus ihren Gräbern erhoben ſich die Marſchälle — und Bertrand lebte noch! Es war ein Triumphzug, wie ihn der mit allen Lorbern Europas gekrönte Sieger niemals ſtolzer erlebt — als er einzog, zwanzig Jahre nach ſeinem Tode, am 15. Dec. 1840, in ſeinem Sarge, wie man ihn bei der Oeffnung ſeines Grabes auf der Felſeninſel gefunden: die Züge ſeines Geſichts faſt noch unverändert, die Hände weiß und fein und außerordentlich ſchön, und ſein Coſtüm das alte, wohlbekannte, deſſen Farben nur wenig gelitten. So zog er in Frankreich ein, ein Todter, aber dennoch ſein wahrer Herrſcher, ſein Kaiſer, und trotz allem, was er gethan, der Abgott ſeines Volks, — und überall ward gerufen: „Vive l'Empereur!“ — und überall auf ſeinem Wege kamen die Bauern herbei und knieten und weinten und beteten an ſeinem Sarge...

Manch einen Irrthum hat Ludwig Philipp, dieſer gute, ſchwache Mann, begangen, manch ein fehlerhaftes Wort geſprochen: aber keins, das verhängnißvoller für ihn werden ſollte als dieſes, welches er am 15. Dec. 1840 ſprach, indem er in der Invalidenkirche auf die Anrede ſeines Sohnes Joinville: „Sire, ich bringe Ihnen den Leichnam des Kaiſers Napoleon“, erwiderte: „Ich empfange ihn im Namen Frankreichs.“

Mit dieſen Worten bewillkommnete er, zwölf Jahre voraus, das zweite Kaiſerreich, welches über ſeine Dynaſtie hin zur Tagesordnung ging.

Er ruht jetzt in der Verbannung, in fremder Erde, bei Weybridge in England, da wo der Wey in die Themſe fließt, und der Sarg von rothem Granit, der Napoleon's Aſche um-

ſchließt, ſteht im Dom der Invaliden, von den Fahnen ſeiner ſiegreichen Schlachten umgeben und von den alten Stelzbeinen bewacht, in deren Herzen ſein Bild immer leben wird. Bertrand und Duroc ſtehen, als todte Schildwachen, vor dem Grabe des todten Kaiſers; und über der Bronzethür, die zur Krypta führt, lieſt man die Worte ſeines Teſtaments: „Ich wünſche, daß meine Aſche ruhen möge an den Ufern der Seine, in der Mitte dieſes franzöſiſchen Volks, welches ich ſo ſehr geliebt."

Und die Seine fließt ſtill vorüber, und auf der Esplanade rauſchen die Bäume, und an den Gittern, neben den grünen Kanonen, ſtehen die Invaliden, und die Sonne von Paris ſchimmert golden um den Sarg des Kaiſers...

Wenn es für denjenigen, welcher ſich im dunklen Schos der Katakomben befindet, möglich wäre, geradeswegs zur Oberwelt emporzuſteigen, ſo würde der Garten des Luxembourg genau der Ort ſein, wo das Tageslicht ihn wieder begrüßt. Eine reine Luft, erfüllt mit dem ſüßen Geruch der Blumen, würde ſeine Stirn anwehen und ſein Auge ſchwelgen in ihrem wohlthätigen Farbenreichthum. In ſorgſam gepflegten Beeten würden die Scharlach-Pelargonien prangen, die ſtolze „Gloire de Paris" ihr Blütenfeuer öffnen; er würde zwiſchen Lorber, Orangen und Myrten die Kinder ſich tummeln, auf breiten, ſchattigen Wegen die hübſchen Damen und die Studenten wandeln ſehen. Er würde die ſonnigen Boulevards und Avenuen erblicken, welche der Strömung der Luft und des Lichts in die dumpfen und verſtockten Quartiere der Lumpenſammler ſo weit Bahn gebrochen, daß es ihnen verſtattet iſt, um ihre Flanken wenigſtens frei zu ſpielen, wenn nicht weiter. Es würde, mit einem Wort, auch hier das neue Paris um ihn ſein, mit den Wohlthaten, die es der Geſundheit, der Reinlichkeit und dem Comfort ſeiner Bevölkerung unzweifelhaft gebracht hat.

Mercier, welcher den erſten Theil ſeines großen und von uns ſo oft genannten Werks über Paris *vor* der Verlegung der Kirchhöfe geſchrieben („Tableau de Paris"; den zweiten:

„Le nouveau Paris", ſchrieb er während und nach der Revolution), klagt in den bitterſten Ausdrücken über die ſchlechte Luft und das ſchlechte Waſſer, natürliche Folge des damaligen Zuſtandes der Stadt:

„Enge, ſchlecht durchbrochene Straßen; zu hohe Häuſer, welche die Circulation der Luft hemmen; Schlächtereien, Fiſchereien, Goſſen und Kirchhöfe verurſachen, daß die Atmoſphäre ſich mit unreinen Stoffen erfüllt und, eingeſchloſſen wie ſie iſt, ſchwer wird und bösartig wirkt. Die Häuſer auf den Brücken hindern den Luftſtrom über den Fluß. Ein Leichengeruch weht peſtartig um alle Kirchen, und der Auswurf der ganzen Stadt läuft durch Goſſen und Bäche während der Nacht in die Seine, aus welcher am Morgen die Waſſerträger das Waſſer in ihre Eimer füllen, welches die Pariſer trinken."

Jetzt ſind die arteſiſchen Brunnen, die Waſſerleitungen und das Kloakenſyſtem von Paris vielleicht diejenigen Bauten, welche die größte Bewunderung verdienen. Denn ſie entziehen ſich dem Blick, und ſelbſt der ſtrengſte Beurtheiler kann von ihnen nicht ſagen, daß ſie für die Schau berechnet ſeien. Und doch bilden ſie ein Paris unter der Erde, das dem Paris über der Erde in ſeinem ganzen Umfang entſpricht, oder doch nach der Vollendung dieſer rieſenhaften Arbeiten entſprechen wird. Straße für Straße findet ſich da unten wieder, Platz um Platz, ja jedes Haus; und auf irgendwelchem Punkte dieſer unterirdiſchen Stadt könnte man ganz genau die Nummer und die Zahl der Stockwerke des Gebäudes beſtimmen, welches ſich über demſelben erhebt. Wie in dem einen Paris die großen Brücken über den Strom gehen, ſo gehen in dem andern Paris die gewaltigen Eiſentuben durch den Strom, und überall, ſo weit dieſes Röhrennetz unter der Erde correſpondirend mit dem Straßennetz über der Erde ſich verzweigt, laufen in mäßiger Höhe Galerien für die Arbeiter, welche hier keineswegs den verderblichen Einflüſſen der Ausdünſtungen preisgegeben, ſondern — in dieſer Beziehung immer noch beſſer ſituirt als die Bewohner des überirdiſchen Paris zu Mercier's Zeiten — durch viereckige Einſchnitte in den Boden, welche ſich in regelmäßigen Entfernungen wiederholen, Luft und Licht von oben empfangen. Zweihundertunddreißig Mann bilden die Bevölkerung dieſes

unterirdiſchen Paris, welches — nach dem, was wir geſagt haben und was von Veuillot beſtätigt wird (er muß es wiſſen) — kein ganz ſchlechter Aufenthalt ſein kann. Mit großen Schuhen und Laternen gehen ſie hier, wie in ihrem Element; haben hier ihre kleinen Werkſtätten, ihre kleinen Magazine und ihre kleinen Aſyle, für den Fall, daß ein Gewitterregen auf der Oberwelt plötzlich den unterirdiſchen Strom ſchwellen ſollte. Das Geſammtvolumen deſſelben ſammelt ſich in einem ungeheuern Reſervoir, welches ſich unter der Place de la Concorde befindet, und wird von da, immer in Untergrundkanälen, nach einer Stelle hinter Asnières geführt, wo es ſich in die Seine ſtürzt, ſodaß nicht blos die Stadt, ſondern auch das Waſſer durch dieſe neue Anlage gereinigt iſt. Die Ausdehnung derſelben iſt in ihrer ganzen Größe berechnet auf 700000 Meter, von denen im Jahre 1862 etwa 200000 und zu Ende des Jahres 1866 400000 Meter vollendet waren: eine Länge, welche der von 50 deutſchen Meilen entſpricht! Dazu kamen, damals ſchon, 100 Meilen Waſſerleitung, welche 1300 Straßenbrunnen (zum Reinigen der Straßen und Beſprengen) ſpeiſten, während die Reſervoirs der Trinkwaſſerleitung allein eine Länge von 16 deutſchen Meilen ergaben, 4 arteſiſche Brunnen und Dampfmaſchinen mit einer Stärke von zuſammen 2000 Pferdekraft das Waſſer in die Stockwerke und Fontainen emportrieben. Funfzig Meilen Gasleitung, welche 40000 Straßenlaternen und unmöglich zu zählende Flammen in den Häuſern, Hotels, Magazinen und Gärten ernähren, vollenden das Röhrenſyſtem. Wie in dem menſchlichen Körper liegen hier die Kanäle, welche den Nahrungsſtoff einführen, neben denjenigen, welche den Reſt ausſcheiden; und arbeitend mit der Genauigkeit einer Maſchine, thun ſie alles, um das Wohlbefinden allgemein zu machen in dieſer Stadt, die bisher nur einen Kopf, ein Geſicht, ein Herz und — einen Magen hatte!

Dieſer Blick in das unterirdiſche Paris genügt, um einen Begriff von der Großartigkeit deſſelben zu geben und den Unterſchied zu conſtatiren zwiſchen dem heutigen Paris und dem Paris des vorigen Jahrhunderts, in welchem die Lebenden keinen Raum hatten, um zu athmen, und die Todten keinen, um zu verweſen.

Die drei großen Friedhöfe von Paris, welche gegenwärtig in Benutzung sind, liegen an den äußersten Ecken der Vorstädte gegen Süden, gegen Norden und gegen Osten.*)

Der Südfriedhof, Cimetière du Montparnasse, liegt an der Barrière d'Enfer (d. h. da, wo bis vor kurzem diese Barrière gewesen), nicht weit von dem Eingang der Katakomben.

Er ist der jüngste und darum ohne Zweifel auch der am besten gepflegte von den drei großen Friedhöfen; er macht den Eindruck eines Gartens, in welchem die schönen Blumen und die Bäume, die Cypressen, die Linden und die Trauerweiden die Gräber fast verdecken. Die Todten haben sich hier noch nicht so gedrängt, um der eine dem andern diesen letzten Fleck Erde, den die Welt für uns hat, streitig zu machen. Hier ist weniger monumentale, steinerne Pracht, als auf den beiden andern Friedhöfen: die Natur mit ihrem sanften Grün und ihren melodischen Farben breitet sich über die Herzen, welche aufgehört zu schlagen, und spricht in süßen Tönen des Trostes zu denen, welche noch zwischen Zweifel und Hoffnung ein paar Jahre zu schlagen haben. Hier gibt es wenig große Namen zu lesen auf den schlichten Marmorsteinen, welche, im Winter von Immergrün und im Sommer von Blumen umkränzt, auf den Gräbern liegen: kaum ein halbes Dutzend, die man all-

*) Diese Friedhöfe, wiewol sie zur Zeit ihrer Eröffnung vor etwa 70 (Montmartre), 63 (Père-Lachaise) und 43 Jahren (Montparnasse) noch außerhalb der alten (Zoll-) Mauer von Paris lagen, sind doch, nach dem Fall der Barrièren und durch die inzwischen immer gewachsene Ausdehnung der Stadt von derselben umzingelt worden, sodaß man nicht mehr sagen kann, daß sie außerhalb derselben liegen. Man hat deswegen bereits den Plan gefaßt, einen großen Centralfriedhof auf meilenweite Entfernung von Paris anzulegen und ihn mit der Stadt durch eine Eisenbahn zu verbinden, wie dies z. B. in London mit der Nekropole von Woking (in welcher Johanna Kinkel ruht) schon lange der Fall ist. Nach diesem Plane, welcher, wie man sich aus den Zeitungen erinnern wird, in einer Senatssitzung vom 4. April 1867 zur Sprache kam, beabsichtigt man dem neuen Friedhof einen Umfang zu geben, welcher angenommen selbst, daß die Bevölkerung von Paris auf drei Millionen stiege, dennoch jedem Grabe die Unverletzlichkeit für 50 Jahre garantirt, während gegenwärtig jedes Grab, welches nicht Erbbegräbniß, gesetzlich nur für fünf Jahre geschützt ist.

gemein kennt, wären zu nennen, darunter aber derjenige der Soeur Roſalie, welche, ſolange ſie gelebt, in der Gegend dieſes Friedhofs das reichſte Feld ihrer Thätigkeit gefunden.

Denn die Quartiere von St.-Jacques, St.-Michel und St. Marcel ſind ringsumher; man kann ſich keinen ſtärkern Contraſt denken, als zwiſchen der Stille, der einfachen Schönheit des Friedhofs und dieſer von den niedrigſten Volksklaſſen dicht bevölkerten, tumultuöſen Nachbarſchaft: es ſind wahrhafte Höllenbreughel'ſche Bilder. Die kleinen und miſerabeln Häuſer ſind mit gelbem Ocher angeſtrichen, mit grünen Schaltern verſehen; das dritte Haus jedesmal iſt eine Weinſchenke oder Reſtauration, und die Gäſte derſelben ſind darum nicht weniger luſtig, daß unter ihnen die Katakomben gähnen, vor ihnen, dicht aufmarſchirt, dichter als in irgendeinem andern Theil der Stadt, die Krankenhäuſer, die Armenhäuſer, die Gefängniſſe ſtehen und hinter ihnen der große Friedhof liegt. Ja, die luſtigſte Straße von allen, die ſogar den Namen der Luſtigkeit führt (ſie heißt Rue de la Gaîté), in der die meiſten Kneipen ſind und darum auch bei Tag und bei Nacht die meiſten Betrunkenen, läuft in ihrer ganzen Länge neben dieſem Friedhofe hin, und das Zechgelage geht hier buchſtäblich mit den Leichenconducten Hand in Hand. Die „Straße der Luſtigkeit" bildet die Verbindung zwiſchen dem Boulevard de Montrouge und der Chauſſée du Maine, „und der Name iſt gut gewählt", ſagt Alfred Delvau („Cafés et cabarets de Paris"); denn, ſagt er, vom Morgen bis zum thauigen Abend trinken die Leute darin und halten Feiertag; aber der Name paßt weniger, wenn man für einen Augenblick bedenken will, daß gerade hinter den gedrängt nebeneinanderſtehenden Häuſern der Gaſtfreundſchaft der ungeheuere Südfriedhof iſt, auf welchem Stunde nach Stunde nicht weniger gedrängte Haufen von Gäſten ankommen, welche nie mehr zurückkehren, und welche in der That nur noch im Stande ſind, die letzte, lange Ruhe der Todten zu genießen. . . .

Hier iſt das Cabaret de Richelieu und der beiden Edmonds; das Café der tauſend Säulen und der wahren Freunde, und hier iſt vor allem jenes berühmte Speiſelocal „Californien", wo in einem langen, niedrigen und räucherigen „Saal" täglich

5000 Portionen gegeſſen werden. Die Gäſte, die man dort antrifft, ſind Bettler, Diebe, Lumpenſammler, Arbeiter, Soldaten, Marktleute; dieſe haben Sitzplätze und bezahlen. Aber es gibt auch Kunden, die auf der Erde kriechen und nicht bezahlen, die, zwiſchen den Beinen jener, den Abfall ſammeln und dasjenige, was ſie nicht ſelbſt davon verzehren, an die Barrièren tragen und ihren noch hungerigern Kameraden — verkaufen! Das Wörterbuch von „Californien" iſt beſonders reich an Ausdrücken, um zu ſagen, daß jemand geſtorben ſei: „er hat ſeine Pfeife zerbrochen"; „er hat geklatſcht"; „er iſt geflohen"; „er hat den Geſchmack des Brotes verloren"; „er hat ſeine Zunge verſchluckt"; „er hat ſich in Breter gekleidet"; „er iſt fortgeſchläpft"; „er hat den Ball von der Bande abgeſpielt" (aus dem Billardſpiel entnommene Metapher); „er hat ſeine Seele ausgeſpien" ....

Kann es uns wundernehmen, daß eine ſolche Roheit den natürlichen und, wir möchten ſagen, den heiligen Schauder vor dem Tode gänzlich zerſtören muß, und daß von den 1100 Selbſtmorden, welche durchſchnittlich des Jahres in Paris vorkommen, 400 allein in Kneipen von der Art, wie wir ſie geſchildert haben, begangen werden?

Es gibt wol keine zweite Wiſſenſchaft, ſo traurig und ſo genau, wie die Statiſtik. Sie hat uns wenig zu ſagen, was uns tröſten könnte; deſto mehr, was uns deprimirt, indem ſie den freien Willen der Menſchen unter das eiſerne Geſetz der Zahlen zu beugen ſcheint. Ein großer Statiſtiker hat ſelbſt geſtanden, daß das Budget der Schaffote, Bagnos und Gefängniſſe mit mehr Sicherheit eingeht, als das der Finanzen eines Staats.

Nirgends iſt die Statiſtik der Selbſtmorde mit größerer Aufmerkſamkeit verfolgt worden, als in Frankreich; und nirgends hat ſie erſchreckendere Reſultate geliefert. Doch vielleicht iſt in dieſen melancholiſchen Berechnungen, welche die ſteigende Ziffer conſtatiren, etwas enthalten wie eine Ehrenrettung der Selbſtbeſtimmung, indem ganz dunkel und wenigſtens hier in Paris, in Frankreich, ein Zuſammenhang zu erkennen iſt, eine Proportion zwiſchen jener Zahl und den Zuſtänden. Wenn man nämlich hört (und wir legen unſern Betrachtungen den officiellen

Bericht des Hrn. Alfred Legoyt, Director des kaiſerlich ſtatiſtiſchen Bureau, zu Grunde), wenn man hört, daß im Jahre 1827 auf 10000 Lebende 5 Selbſtmörder, und immer in gräßlichem Schritt zunehmend, im Jahr 1860 auf dieſelbe Zahl mehr als doppelt ſo viel, nämlich 11 Selbſtmörder kamen: ſo wird man nicht umhin können, die politiſche Aufregung, die inzwiſchen ſich in immer ſtärkerm Maße geltend gemacht, den unbegrenzten Ehrgeiz, den unmäßigen Durſt nach Gold und die alles überſchreitende Speculation für eine Erſcheinung mit verantwortlich zu machen, die auf dieſe Weiſe zum Theil wenigſtens von einer mathematiſchen auf eine moraliſche Grundlage geſtellt werden könnte. Gern wollten wir dieſes Opfer der Gegenwart bringen, könnten wir dadurch der weniger nervöſen Zeit, die wol einmal nach uns kommen wird, einen Theil ihrer Freiheit wiedergeben: dieſes Geſtändniß unſerer Schuld, welches die Tyrannei der Zahl erſchüttern würde!

Man hat eine Abhängigkeit von der Jahreszeit, den Witterungsverhältniſſen, der Tagesſtunde, dem Lebensalter, dem Geſchlecht zugeſtanden. Man hat gefunden, daß die Zahl der Selbſtmorde ſteigt bis zur Mitte des Jahrs und von der Sonnenwende wieder abwärts fällt; ſie war in Frankreich am niedrigſten im Januar, am höchſten im Juli. Die regelmäßigen Stunden für den Selbſtmord ſind am Morgen, von 6 — 12; zwiſchen 12 und 2 kommen im Verhältniß am wenigſten Selbſtmorde vor, ſodaß es ſich, wie es ſcheint, mit einem vollen Magen nicht nur ſchwer ſtudiren, ſondern auch — ſchwer ſterben läßt. Der Hang zum Selbſtmord wächſt mit dem Lebensalter und erreicht ſeine höchſte Grenze nach dem vollendeten ſiebzigſten Jahre; die Zahl der männlichen Selbſtmörder iſt faſt überall dreimal ſo groß als die der weiblichen: das Verhältniß in Frankreich iſt wie 307 Männer zu 100 Frauen. In der Wahl der Waffen ferner läßt ſich ein gewiſſer Einfluß des Gewerbes und des Geſchlechts nicht verkennen: ſelten oder nie wird eine Frau zu Pulver und Blei, zum Meſſer greifen. Die gebräuchlichſten Mittel für beide Geſchlechter in dem angedeuteten Verhältniß ſind der Strick, das Waſſer, wozu auch in neueſter Zeit der Kohlendampf und die zermalmenden Räder der Locomotive gekommen ſind. . . .

Der Ort in Paris, wo wir die Opfer dieſes geheimniß-vollen Todes am meiſten erblicken, iſt die Morgue. Die Morgue (ſo genannt nach einem altfranzöſiſchen Wort, welches „das Geſicht" bedeutet) iſt nicht allein zur Aufnahme der Selbſtmörder beſtimmt, und es wird wol niemals ermittelt werden können, in welchem Verhältniß die Zahl der darin aufgenommenen Verunglückten zu der Zahl derjenigen ſteht, die ſich ſelbſt den Tod gegeben. Denn die Mehrzahl der in der Morgue ausgeſtellten Leichname kommt aus dem Waſſer; und nur das Auge, welches auch in die Nacht menſchlicher Herzen zu ſchauen vermag, weiß, wer von denſelben den Tod darin geſucht, wer ihn nur durch ein Unglück darin gefunden. Jeder Leichnam, der im Waſſer, am Waſſer, in der Straße oder im Umkreis der Polizeipräfectur von Paris gefunden worden, ohne daß ſich die Identität deſſelben nachweiſen ließe, wird zuerſt in die Morgue gebracht; und ein Anblick, ſchauerlich genug, iſt es, die der Menge ſo wohlbekannte Tragbahre, von flatternden Vorhängen umſchloſſen, daherſchwanken zu ſehen. Aber dieſes Schauſpiel, wie jedes andere, zieht die Menge herbei: Neugierde, jener düſtere Zug der Menſchennatur, die Luſt am Gräßlichen, die meiſten; ein tieferer Grund, Angſt um einen Vermißten nur die Minderzahl, wiewol doch das Syſtem ſo wirkſam iſt, daß z. B. im Jahre 1863 nur 61 hier ausgeſtellte Leichen unerkannt blieben.

In frühern Jahren (ſeit 1804) war die Morgue am Pont St.-Michel, dicht vor dem Eingang zu Notre-Dame. Nichts war niederdrückender für das Gemüth, als dieſe Nachbarſchaft; nichts beleidigender für das Auge, welches von dieſer Stätte der Verweſung zu jenen Figuren voll idealer Schönheit blickte, die das Portal der Kathedrale ſchmücken. Durch die Seele ging ein bitterer Widerſpruch zwiſchen dem, was ſie ſah, und dem, was ſie zu glauben liebte.

Jetzt hat man die Morgue weit hinter die Kathedrale geſetzt; aber ſie iſt, nur höher hinauf, am Ufer der Seine geblieben, welche ihr ſo viele Gäſte liefert. Sie iſt beſſer erleuchtet und beſſer gebaut als die vormalige: von Stein und auf allen Seiten frei. Sie iſt ein kleines, flaches Gebäude, welches in ſeinem Aeußern durch keine Spur ſeine traurige

Beſtimmung verräth. Durch die beiden Thüren, welche ſich unter einem Vorbau geräuſchlos öffnen und ſchließen, kommt und geht unaufhörlich das Volk von Paris. Es ſind immer Zuſchauer da, nicht blos aus der niedrigen Klaſſe; es ſcheint faſt, als ob jeder, der gerade vorübergeht, ſeinen Beſuch darin mache. Das kleine Haus hat ſeinen Portier und rechts und links ſeine Bureaux. Den Hintergrund bildet das ſogenannte „Muſeum", in welchem die Leichen ausgeſtellt ſind. Zu ihrer Aufnahme ſind hier in zwei Reihen hintereinander zwölf ſchwarze Marmortafeln von der Geſtalt und dem Umfang niedriger Tiſche, je ſechs in einer Reihe. Auf dieſen Tafeln, ungefähr 1 Fuß über dem Erdboden, liegen die Leichen, den Kopf erhöht, das Geſicht auf der Bruſt, die Arme dicht am Körper ausgeſtreckt, die Hände offen, die Augen geſchloſſen. Das Waſſer rieſelt beſtändig über ſie dahin, um ſie friſch zu erhalten während der drei Tage, welche das Geſetz vorſchreibt. Eine Barrière trennt ſie von der Halle, in welcher das Publikum bis zu einem eiſernen Gitter ganz nahe herantritt. Das Publikum hat nur während der Tagesſtunden Zutritt; aber die Leichen werden immer angenommen, ſei es Tag oder Nacht. Sie werden zunächſt gereinigt, von Blut, von Schlamm oder welchen andern Spuren ihres ſchrecklichen Todes immer; man nennt das in der Sprache der Morgue: „ihre Toilette machen". Dafür iſt ein eigener Raum mit einem großen Baſſin von harten Steinen und reichlichem Waſſervorrath beſtimmt; hier wäſcht man auch die an den Unglücklichen vorgefundenen Kleidungsſtücke, die ſpäter ausgehängt werden. Ein anderer Raum mit Desinfectionsapparaten iſt für die ärztliche Beſichtigung. Von hier kommen ſie nackt zur Ausſtellung auf die Marmortafeln des „Muſeums der Todten"; ihre Kleider werden über ihnen aufgehängt, und dieſe bleiben, zur etwa ſpäter noch möglichen Recognition, nachdem die ehemaligen Träger derſelben längſt fortgeſchafft worden. Nach drei Tagen kommen ſie in einen andern Raum, der für ſie und die ſchon bei der Auffindung in einem zu vorgerückten Zuſtande der Verweſung befindlichen Leichen beſtimmt iſt. Dies iſt ihre letzte Station: von hier aus werden ſie, in Packleinwand gehüllt, in einem kleinen ſchwarzen Wagen von der Form eines Pulver-

wagens nach dem Friedhofe gefahren. Ein Anſchlag auf beiden Seiten der Wand wendet ſich an das Publikum mit der Aufforderung, jede Spur, die zur Erkennung der Todten führen könne, mitzutheilen, und verſichert ausdrücklich, daß dies mit keinerlei Koſten für den Informanten verknüpft ſei. Die Zahl der in der Morgue Eingelieferten bewegt ſich in Proportionen, welche der Zunahme der Bevölkerung von Paris und der moraliſchen auf die Bevölkerung wirkenden Einflüſſe analog ſind; — ſie beſtätigt obendrein die Richtigkeit der von der Selbſtmordſtatiſtik aufgeſtellten Sätze (woraus wiederum vielleicht ein Rückſchluß auf die ſo zweifelhafte Todesart der in der Morgue Ausgeſtellten möglich wäre). Im Jahr 1854 betrug das Contingent der Morgue: 289, nämlich 238 Männer, 51 Frauen; im Jahr 1863: 346, davon 277 Männer, 69 Frauen; im Jahr 1865: 376, und zwar 318 Männer und nur 58 Frauen.

Ich habe niemals Frauen in der Morgue ausgeſtellt geſehen, wiewol ich dieſen Schauplatz des Gräßlichſten, was Paris zu zeigen hat, mehrmals aufgeſucht habe. Ich erinnere mich nur dieſes Unterſchieds ſehr wohl: daß ich, in Uebereinſtimmung mit der Statiſtik, im hohen Sommer die Tiſche faſt immer voll gefunden, und daß ich, als ich zuletzt dageweſen, mitten im Winter, nur vier Leichen auf dem Marmor ſah — vier Männer: einen Greis, der dalag mit etwas wie dem Lächeln der Zufriedenheit um ſeine dünnen, feſtgeſchloſſenen Lippen; einen ſchönen, kräftigen Dreißiger, das blonde Haar hinter das Ohr geſtrichen, der volle Bart die Bruſt zur Hälfte bedeckend; ferner einen ſehr finſtern Mann aus der Mitte der Funfziger, und endlich einen, der vom Grundſand, wie es ſchien, des Waſſers ſo zerrieben und zerſchunden war, daß ich ihn nicht anſehen konnte. Ueber ihnen, von der Decke herab, in der grauen Dämmerung des Nachmittags, hingen an Haken und Stangen zahlloſe blaue Kittel, Hemden, Hoſen und Stiefel, rein gewaſchen, aber zerfetzt und verblichen — in der That ein Muſeum menſchlicher Hinfälligkeit, welches die Seele mit Gram und Schauder füllt.

Wenn man den Friedhof Montparnaſſe mit ſeinem Grün und ſeinen Blumen einen Garten nennt, ſo darf man ſagen, daß der Père-Lachaiſe einer Stadt gleiche. Hier wohnt der Tod in marmornen Paläſten; hier ſind ihm hohe Denkmale, ſtolze Monumente, Säulen und Pyramiden errichtet; dies iſt die Ungleichheit des Lebens, über das Grab hinaus fortgeſetzt, das Ariſtokratenviertel der Leichenſteine — aber doch bleibt es der Tod! Wenn man auf dieſem Boden ſteht, ſo wirft man gleichſam einen Blick in das Reich der Unſterblichen; aber er iſt kalt, dieſer Blick, und hat etwas Eiſiges. Welcher Bettler, dem noch die goldene Sonne des Tages lacht, möchte mit ihnen tauſchen? Es iſt vergeblich, daß der Menſch mit ſeiner Kunſt die Gebäude der Todten zu ſchmücken verſucht. Die Seele läßt ſich nicht täuſchen; ihr bleibt dieſe Furcht vor dem Unabwendlichen; nur der Natur, welche noch in ihrem ſtillen Dahinwelken vom Leben ſpricht, iſt es gegeben, die bangende zu beruhigen. Nach ihr, aus dem Lärm der großen Städte, geht immer unſer Sehnen; wir lauſchen mit Wonne der heiligen Sprache ihrer Wälder und ſaugen ihren Athem ein, den Geruch der Erde. Zu ihr zurückzukehren, erſcheint uns weniger ſchrecklich; denn wir lieben ſie. Das Blümchen auf dem Dorfkirchhofe ſagt mir mehr als all die monumentale Pracht des Père-Lachaiſe, dieſe Galerie des Ruhms, dieſe ſteinerne Literaturgeſchichte.

Der Père-Lachaiſe liegt am Oſtende von Paris und bedeckt die Anhöhe des Mont-Louis. Der Weg dorthin führt, ſei es daß man vom Platz der Baſtille oder durch das Faubourg St.-Martin kommt, zuletzt durch die Straße La Roquette. Sie bildet gleichſam die Vorſtadt jener Gräber-Metropole; denn obwol die Lebenden in ihr wohnen, ſo arbeiten ſie doch ausſchließlich für die Todten. Hier findet man Haus an Haus die Steinhauer, welche die Grabmonumente verfertigen, und die Verkäufer der Todtenkränze. Jedes Erdgeſchoß, die lange Straße hinab, auf beiden Seiten iſt ein Laden, in welchem man die Kreuze von weißem Sandſtein, die ſchwarzen Marmorplatten, die knienden Engel ſieht, oder die gelben Kronen von Immortellen mit dieſen Inſchriften in Schwarz: „À mon père", „À ma mère", „À mon oncle", „À ma tante", für alle Ver-

wandtſchaftsgrade findet ſich da reichlicher Vorrath, alle Fälle ſind im voraus bedacht. Auch trockene Blumen aus Papier, Bouquets aus Tüll ſind da zu haben. Es iſt eine Manufactur im großen Maßſtab, eine Fabrikſtraße, wie die meiſten in der Umgegend, nur daß der Markt ein anderer iſt: wahrhafte Filiale des Schattenreichs. Da wird die Trauer und der Schmerz, aber auch der Troſt und das Liebesopfer immer fix und fertig auf Lager gehalten: man verkauft in dieſen Magazinen das Lob der Todten, entweder in Gold auf Marmor, oder in Schwarz auf Sandſtein, zu ſo und ſo viel Francs die Zeile; man iſt höflich, aber der Gelegenheit entſprechend ernſt; und alles hat ſeinen feſtgeſetzten Preis, ſowol die Höflichkeit und der Ernſt, als auch die Steine und die Inſchriften. . . .

Die Fahrt durch dieſe Straße, wo das Gelb der Immortellen nur wechſelt mit dem Weiß des Sandſteins, die Werkſtätte des Gipsarbeiters mit der Werkſtätte der Kronenflechterin und der Speicher voll knieender Engel mit dem Speicher voll trockener Blumen, macht den Eindruck endloſer Oede. Das Auge verlangt nach einem Hälmchen Grün, einem zitternden Blatt. Aber dergleichen iſt hier nicht zu finden. Uebrigens ſind die Auffahrten zu den andern großen Kirchhöfen von Paris ganz ebenſo wie die zum Père-Lachaiſe; dieſelben Kränze, dieſelben Figuren, dieſelbe Monotonie der offenen Läden, und bis an die Pforte der Ewigkeit dieſelbe geſchäftsmäßige Routine des Lebens.

Dunkle Bäume beſchatten den Eingang von Père-Lachaiſe. Dies iſt vielleicht die ſchönſte Partie des Friedhofs. Man glaubt in einem Cypreſſenhain zu ſein. Seitenalleen führen nach rechts und links; ein breiter Weg mit Lebensbäumen bepflanzt, zieht ſich bergan. Dies iſt die Hauptſtraße des Friedhofs, ſeine Via sacra. Gruppen von Linden und Roßkaſtanien finden ſich hier und dort; Akazien laſſen ihr feingefiedertes Laub im Winde ſchwanken. Ulmen breiten ihre Blätterkronen aus.

Dieſe Waldreſte ſtammen zum Theil noch aus der Zeit, wo Mont-Louis ein reicher Park war. Hier war eine Beſitzung der Jeſuiten, und der Beichtvater Ludwig's XIV. hatte hier ein Landhaus, auf der Höhe des Berges. Wo jetzt die

Kapelle zum Gottesdienſt für die Todten ſteht, feierte man damals üppige Feſte, die lange noch unter dem Namen: „die Nächte von Père-Lachaiſe“ berühmt waren in den galanten Memoiren. Von der Anhöhe hat man einen bezaubernden Blick gegen dieſes Paris, welches, wie in zarten blauen Duft gehüllt, das ganze Seinethal zu den Füßen des Beſchauers bis zu den Hügeln hinauf mit ſeinen Häuſern bedeckt. Da ſieht man einen weiten und mächtigen Horizont, welcher links die Thürme von Vincennes, rechts die Säulen der Thronbarrière umſchließt, während die Höhen von Meudon und St.-Cloud den Hintergrund begrenzen. Welch ein lieblicher Blick auf dieſes Panorama von Paris, wenn überall das Grün ſich zwiſchen den Straßen und Vorſtädten hervordrängt, wenn die Hügel zu blühen ſcheinen und die Sonne darüber hinwandert. Leiſe von unten herauf und ſehr gedämpft ſchallt das Gemurmel des pariſer Lebens, das einem ſo wohlthut, wenn man hier oben ſteht — wie Muſik. Denn immer nur an das Leben wird man denken, wenn man auf Père-Lachaiſe iſt, wenig und nicht gern an den Tod! Der Charakter eines Friedhofs verliert ſich mehr und mehr, je höher man ſteigt; und hier iſt er ganz verſchwunden. Wir ſind hier in einer Stadt mit lauter kleinen Häuſern, vor denen nur ſelten noch ein Bäumchen Platz gefunden. War es nicht darum, daß Alfred de Muſſet, der die Bäume und die Blumen liebte, dieſen Vers geſungen, den man ihn auf ſein Grab geſchrieben?

O Freunde, wenn ich geſtorben, ſo ſetzt
Mir auf den Kirchhof eine Weide,
Den Baum, ich lieb' ihn, thränenbenetzt
In ſeinem bleichen, zitternden Kleide,
Und in der Erde, darin ich ruh',
Deckt mich ſein leichter Schatten zu.

Dieſe ſchweren Bauten bedrückten den Geiſt des Dichters — und ſein Wunſch iſt ihm geworden; freilich in ſehr verkümmerter Geſtalt. Man hat, da es an Raum gebrach, ihm ein kleines Bäumchen in einem Kübel vor ſeine Marmorbüſte geſtellt — eine Trauerweide en miniature, von welcher es ſehr zweifelhaft iſt, ob ſie überhaupt Schatten wirft.

Im übrigen wandert man immer zwiſchen Steinen und

über Stein; ſteile Treppen hinauf, ſchmale Fußpfade, ſchlecht gepflaſtert, breite Terraſſen, mit einem Denkmal über und neben dem andern. Man ſteigt zwiſchen Gräbern auf und ab; Straße nach Straße hebt und ſenkt ſich, mit Monumenten, mit Gewölben, mit Tempeln und Kapellen, mit Spitzbögen und Thüren. Wohin man blickt, Steine und Erz und Eiſen — Gitter und Pforten —, gemachte Blumen, trockene Blumen, künſtliche Blumen, Drahtblumen, Kränze aus Perlen, Baſt, Knochenhaut und Flor, — Immortellen, die niemals blühen und duften; Gräber, die kein Sonnenſchein erwärmt, kein mildes Wehen durchdringt, kein Wechſel der Jahreszeit verändert, kein Frühling mit Blumen ſchmückt, kein Herbſt mit Blättern bedeckt, — ſtarr, ſtumm und hoffnungslos geſchloſſen; Gräber, die kein Oſtermorgen ſprengen kann! ... Im ſchwindenden Abendlicht, wie ich ſie zuletzt geſehen, iſt dieſe Nekropolis ein gar unheimlicher, geſpenſterhafter Anblick — zahlloſe Häuſer und nur Todte darin! ...

Der Père-Lachaiſe zählt bisjetzt gegen 150000 dieſer ſtillen Bewohner, von denen die Mehrzahl, die große Schar der Namenloſen, „die kleinen Leute", wie mein Führer ſich ausdrückte, weiter oben, auf dem Plateau des Hügels gebettet ſind, während das noble Faubourg des Todes die Abhänge deſſelben einnimmt. Die meiſten der großen Maler, die großen Dichter, die großen Muſiker, die großen Gelehrten, die Celebritäten mit einem Wort der neuern Zeit, ruhen hier. Aber man hat auch die der frühern Zeit: Racine, Molière, Beaumarchais hierhergebracht. Das älteſte der hierher verpflanzten Gräber iſt das von Abälard und Heloiſe, welches ſich an der ſchattigſten Stelle des Kirchhofs, rechts, in der Niederung findet. Dies Grab iſt den Liebenden von Paris heilig, und man findet noch immer von Tag zu Tag friſche Kronen an den Zacken der Kapelle darüber aufgehängt. Doch dient dies Monument den Verliebten auch in anderer Weiſe zur Correſpondenz; und ein Beſucher deſſelben will vor kurzem auf dem ehrwürdigen Stein mit Kreide geſchrieben folgende Worte geleſen haben: „Ne viens pas ce soir; mon mari y sera." ...

Nicht weit von dem Abt und der Nonne findet ſich der Theil des Friedhofs, welcher für die jüdiſchen Begräbniſſe be-

ſtimmt iſt. Da ſieht man das Erbbegräbniß der Fould und das der Rothſchild mit einem ſehr großen Blumenbouquet aus Flor und hebräiſchen Inſchriften; da ſieht man auch ein kleines Häuschen, mit einem Gitter geſchloſſen und im Innern mit vielen Kränzen auf einem Marmortiſchchen und einem Bänkchen davor. Ein einziges Wort ſagt, weſſen Aſche hier ruht: Rachel.

Jedesmal, wenn man nach längerer Abweſenheit den Friedhof wieder beſucht, erblickt man neue Gräber, „die dem Ruhm gehören". Seit ich zum letztenmal hier geweſen, war das von Béranger hinzugekommen. Viele Kränze und Gedichte hingen an dem Denkmal, Blätter mit den verſchiedenſten Inſchriften, die meiſten davon ſchon verwittert in der Winterluft und tricolore Bänder, ganz verwaſchen vom Regen. Auf einem Papierſtreifen hinter Glas las ich die Worte: „Unſer Freund und geiſtiger Beſchützer — o du, der noch von jenſeit des Grabes dich herabneigſt, uns zu erleuchten: ſei geprieſen! Das Glück der Menſchheit war der Traum ſeines Lebens."

Von allen Gräbern des Père-Lachaiſe ſcheint dieſes das populärſte zu ſein; und wie die Liebenden das Denkmal von Abälard und Heloiſe, ſo macht der Arbeiter von Paris das Monument Béranger's oft zum Vertrauten ſeiner Wünſche. Unter einem Buchsbaumkranz, von einer ungeſchickten Hand und fehlerhaft geſchrieben, fand ich die Zeilen: „Verbrüderung des geiſtigen Fortſchritts, Ehre für unſern Präſidenten und ſouveränen Beſchützer, den Freund des Fortſchritts und der Unglücklichen."

Ein Grab noch bleibt dem Deutſchen zu beſuchen: das von Ludwig Börne. Es findet ſich auf jener ſteinernen Höhe, die wir geſchildert; der Grabſtein, mit ſeiner Bronzebüſte geſchmückt, trägt den Namen und die Angabe ſeines Geburts- ſowie ſeines Sterbejahrs; in den Händen der Freiheit vereinen ſich darüber die Hände von Frankreich und Deutſchland — „l'union des nations", wie mein intelligenter Führer ſagte, der wol hier am Grabe meines Landsmanns die Verpflichtung fühlte, mir etwas Schmeichelhaftes zu ſagen.

„Der Bund der Nationen" — ach, er ist sehr zweifelhaft geworden seit das Auftauchen der Luxemburger Frage die Leidenschaften so stark erregt hat; und zweifelhaft ist es, ob der Führer mich heut noch so becomplimentiren würde, als er es vor drei Monaten gethan.

Aber eine That hat sich inzwischen vollzogen, die uns trösten würde, wenn es für die „Vereinigung der Nationen" immer noch zu früh sein sollte — die Vereinigung der Nation, unserer Nation .... Vereinigung, die der Todte von Père-Lachaise lange geträumt, aber wol kaum zu hoffen wagte!

Von hier aus ist es, wo man den weiten Blick über Paris hat. Dort am nördlichen Horizont erhebt sich die Höhe des Montmartre — und dort, auf dem dritten großen Friedhofe von Paris, in einem Seitenweg, unter hohen, vereinzelten Bäumen und von fremden Leichensteinen umgeben, liegt eine Platte mit zwei, drei trockenen Kränzen und der Inschrift: Henri Heine.

Diese große Stadt mit ihren vielen Hunderttausenden von Menschen breitet sich aus zwischen dem Grab von Börne und dem Grab von Heine. Weit getrennt, wie sie es im Leben gewesen, sind sie auch noch im Tode. Doch war mir, als ich jüngst vor Börne's Grab stand, als hörte ich eine Stimme rufen, die über dem Brausen der Stadt daherging — und mir war, als spräche sie die Worte: Zürnen wir nicht länger miteinander. Wir kämpften, wenn auch mit verschiedenen Waffen und auf verschiedenen Schlachtfeldern, doch für Ein großes Ziel. Es ist erreicht — die Landsleute, die an unsere Gräber gekommen, haben es gesagt. Sollen wir Feinde sein, da das sich verwirklicht hat, was der Gedanke, der Traum, die Sehnsucht unsers Leben gewesen? Nein! Hinüber und herüber wollen wir rufen, daß es vollbracht: Deutschland ist einig und Deutschland wird frei sein!

Und mit diesem Ruf aus den Gräbern der Verstorbenen will ich schließen. Wohl waren es Worte der Todten; aber seht! das Leben trägt sie hoch auf seinen flatternden Panieren.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Katalog
der
Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.

Mit erläuterndem Texte von Dr. **Wilhelm Hamm**,
k. k. Ministerialrath im österreichischen Handelsministerium.

In 12—15 Lieferungen. Gr. 4. Mit ca. 1500 Abbildungen.
Preis jeder Lieferung 20 Sgr.

Dieses Werk soll die Aufgabe lösen, die hervorragendsten Erzeugnisse der Kunst- und Gewerbeindustrie, welche sich auf der Pariser Ausstellung befinden, durch Bild und Wort zur Darstellung zu bringen, und so die eigentlichen Resultate der Ausstellung für alle Zeiten festzuhalten und zum Gemeingut zu machen. Die industriellen Kunstwerke aller Nationen und aller einzelnen Zweige, soweit dieselben überhaupt zur Abbildung geeignet sind, werden in dem Werke gerechte Würdigung finden. Sein Zweck ist demnach vorzugsweise ein praktischer, indem es für jeden Künstler, Industriellen und Gewerbtreibenden ein unübertreffliches Muster- und Nachschlagebuch bilden wird, welches in seinen zahlreichen Abbildungen der gelungensten Werke eine Fülle von Anregungen, neuen Gedanken und guten Formen, dem Lernenden und Strebenden zur Nacheiferung vorzuführen berufen ist. Dass der „Illustrirte Katalog“ daneben ein Gedenkbuch sein wird für alle Besucher der grossen Ausstellung, während es den Nichtbesuchern einen trefflichen Ueberblick derselben gewährt, ist in seiner Bestimmung selbstverständlich eingeschlossen. Die Bearbeitung des Textes ist der bewährten Leitung des Herrn Dr. W. Hamm übertragen, wodurch die Gewähr geboten ist, dass das Werk auch einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Industrie bilden wird. Der „Illustrirte Katalog“ bildet daher ein so vielseitiges Ganzes, dass derselbe auch selbst für denjenigen Theil des Publikums, welches sich nicht direct an der industriellen Entwickelung unserer Zeit betheiligt, durch die geistige Anregung und Unterhaltung für das Auge, welche er bietet, ein lebhaftes Interesse gewähren wird.

Der „Illustrirte Katalog“ erscheint in 12—15 monatlichen Lieferungen zum Preise von je 20 Sgr., jede Lieferung mit etwa 100 Abbildungen in Holzschnitt. Alle Buchhandlungen führen Bestellungen aus und sind in den Stand gesetzt, das Erschienene zur Ansicht vorzulegen.

Digitized by Google